

ISBN 3-932212-44-4

CBV

Kay Hoff · Gesammelte Werke · Band 1

Kay Hoff

Bödelstedt
oder

Würstchen bürgerlich

Roman

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Band 1

Carl Bösch Verlag

Kay Hoff

Gesammelte Werke
in Einzelausgaben

Herausgegeben von Jürgen H. Petersen

Band 1

Kay Hoff

Bödelstedt
oder
Würstchen bürgerlich

Kay Hoff

Bödelstedt
oder
Würstchen bürgerlich
Roman

Mit einem Nachwort des Herausgebers

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Band 1

Carl Böschen Verlag

Hoff, Kay:

Werke: In zehn Bänden. Hrsg. von Jürgen H. Petersen.

Band 1: Bödelstedt oder Würstchen bürgerlich : Roman / Kay Hoff.

Mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen

1. Aufl. - Siegen : Böschen Verl., 2002

ISBN 3-932212-44-4

ISBN 3-932212-44-4

© Carl Böschen Verlag

Birlenbacher Str. 199, 57078 Siegen

Tel. : 0271 / 8909485

Fax.: 0271 / 8909486

Internet: <http://www.carl-boeschen-verlag.de>

Textverarbeitung: Andreas Wiehe, Siegen

Gesamtherstellung: BoD™ – Books on Demand, Norderstedt

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Inhalt

Bödelstedt oder Würstchen bürgerlich

9

Jürgen H. Petersen

Nachwort

353

W*enn der, der erzählt,
von Sinnen ist,
muß der, der ihm zuhört,
vernünftig sein.*

SPRICHWORT

1 *Weshalb Anton Lummes Aufzeichnungen hier vorgelegt werden, sowie zwei Beispiele daraus: „Die Herstellung feiner Rouladen“ und „Das vorzeitige Ende eines treuen Hundes“.*

Mein Schwiegersohn Anton Lumme, der die nachfolgend vorgelegten Geschichten, Skizzen, Dialoge und Monologe im Tone seiner von ihm „Bödelstedt“ genannten holsteinischen Heimatstadt niedergeschrieben hat, war keineswegs ganz unbegabt. Ich betone das ausdrücklich – und betone das gleich zu Anfang –, damit mir niemand nachsage, ich sei, als ein mindestens partiell Betroffener, etwa voreingenommen gewesen, hätte möglicherweise bei der Herausgabe dieser Schriften eigene Interessen im Sinn gehabt oder gar, ich hätte böswillig ausgewählt. Ich darf wohl sagen, daß ich in einem langen, erfüllten, wenn auch gewiß nicht immer einfach zu bewältigenden Leben durch Erfahrung gereift bin – durch Erfahrung und durch Leid, wie ich hinzufügen möchte; denn die verständnislose, ja gehässige Mißdeutung und Verfälschung meiner idealen Lebensantriebe, wie ich sie nach dem letzten Krieg erfahren mußte, konnte ebensowenig spurlos an mir vorübergehen wie die Tatsache, daß jener Anton Lumme imstande war, mir meine geliebte jüngste Tochter zu entreißen, die nun, ohne eine Pension oder sonstwie verlässliche Sicherung ihrer Existenz, allein in der Fremde lebt und den Heimweg ins Vaterhaus nicht findet. Diese betrüblichen Flecken auf meinem alles in allem doch recht erfolgreichen Lebenswege werden mich aber niemals dazu bewegen, voreingenommen oder gar ungerecht zu urteilen.

Anton Lumme war, das deutete sich dem geschulten Auge des Lehrers schon frühzeitig an, nicht nur ein sehr aufgeweckter Mensch, dessen spätere krankhafte psychische Entwicklung in seiner Kindheit wohl kaum jemand hätte voraussagen wollen; er verstand es zweifellos auch, in den ihm durch Herkunft und Umwelt gesetzten Grenzen, ein quasi literarisches Abbild dessen zu geben, was er sah und erlebte. Ich denke da an manche kleinen Szenen in seinen Aufzeichnungen, deren Abschilderung ihm recht sauber, ja zuweilen farbig und anschaulich gelungen ist, etwa die folgende Beschreibung der Herstellung feiner Rouladen – andernorts auch Pasteten genannt – in der väterlichen

Schlachtereier: „Sorgfältig wurde die helle Farce bereitet und ebenso die dunkle Einlage mit feingewiegter Schweins- oder Rinderleber; dann legte Anton die Kastenform mit der rosa und roten Masse in Mustern und Ornamenten aus, die mit gleichmäßig zugeschnittenen weißen Speckstreifen akzentuiert wurden. So entstand die schlichte Schweinsroulade, die im Anschnitt regelmäßige rotweiße Kreise zeigte, die strengere Spiralaroulade oder auch eine genau ausgetüftelte Sternroulade, die ein kaleidoskopartig gebrochenes Linienbild darbot. Vor allem die Bubi-Roulade aber erforderte äußerst präzises Arbeiten. Nicht nur mußte der Speck für Ohren, Kinn, Lippen, Nase und Augen ganz genau in unterschiedlicher Breite und Dicke geschnitten und feinfühlig in die Farce eingebettet werden, sollte nicht statt der Umrisse eines menschlichen Gesichts ein undeutbares Liniengewirr entstehen; am schwierigsten war es, und darin erkannte Anton eine geradezu künstlerische Aufgabe, daß der Ausdruck richtig geriet: Ein fahrlässiges Andrücken des Mundspecks etwa konnte ein höhnisch grinsendes oder auch ein mißmutig verzerrtes Gesicht auf den Scheiben hervorrufen, die die Aufschnittmaschine absäbelte, und die feinen Streifen, welche die Haare markierten, verrutschten nur zu leicht, so daß dann Sorgenfalten dem Rouladen-Antlitz ein unerwünschtes, vielleicht sogar appetithemmendes Mienenspiel gaben.“

Das Resultat der schriftstellerischen Bemühungen Anton Lummes darf natürlich nicht mit den Maßstäben hoher Literatur gemessen werden: Er zeichnete jeweils nur auf, was er in seiner heimatlichen und häuslichen Umgebung sah und erlebte. Seine Niederschriften tragen daher durchweg den Stempel einer Schreibweise, die realistisch zu nennen ich zögere, weil bekanntlich auch im Begriffe des Realismus höchste künstlerische Potenz impliziert sein kann, die aber jedenfalls den Niederungen des Alltäglichen und Tatsächlichen viel zu sehr verhaftet ist, als daß sie – wie es allein Aufgabe und Ziel wahrer Dichtung sein sollte – der Objektivierung und Versinnbildlichung einer tieferen Welt- und Lebensdeutung hätte dienen können.

Wie dem aber auch sei: Ich darf von mir in aller gebotenen Bescheidenheit sagen, daß ich die Auswahl des hier Vorgelegten mit der verantwortungsbewußten Objektivität eines im Umgang

mit Menschen und Dokumenten gründlich Geschulten vorgenommen habe, und zwar vornehmlich unter den Aspekten, die sich mir gleich bei der ersten Lektüre der hinterlassenen Aufzeichnungen meines Schwiegersohnes aufdrängten. Schon damals nämlich – ich erinnere mich noch sehr deutlich an das tiefe Erschrecken, ja die Erschütterung, die mich beim Lesen überfiel – eröffnete sich mir in diesen Papieren das Lebens- und Weltbild eines zutiefst unglücklichen Menschen, eines Einzelgängers, der die freundliche Wärme seiner angestammten Heimat und alle wohlgemeinten Ratschläge einer ihm durchaus wohlgesonnenen Umgebung nicht achtete, ja ausschlug, um in einer nur noch mit den diffizilen Methoden der Tiefenpsychologie erklärbaren Unbelehrbarkeit sich abzusondern und eine Darstellung seiner Jugend wie auch seiner Heimatstadt niederzuschreiben, die schlichthin bestürzend ist als Zeugnis eines unseligen psychischen Verfalls.

Als Vater einer Tochter, die unter diesem absonderlichen Menschen – wenn auch vielleicht ihr selbst nicht voll bewußt – bitter zu leiden hatte, war ich besonders bemüht, ein objektives Bild zu ermitteln und dem Leser zu vermitteln. Ich habe nicht der Versuchung stattgegeben, Anton Lumme Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ihn etwa so als Karikatur erscheinen zu lassen, wie er mich in seinen Aufzeichnungen hinzustellen beliebt. Jeder mag sich am Schlusse selbst ein Urteil über ihn bilden, jeder wird dazu auch in der Lage sein, zumal da ich aus seinen Aufzeichnungen ohne jede Rücksicht auf mich selbst ausgewählt habe. Nicht um meine eigene Rechtfertigung ging und geht es mir – die kann ich getrost dem Urteil aller derer überlassen, denen ich in meinem Leben Lehrer und Freund sein durfte –, sondern um die sachliche Darstellung eines offenkundig verpfuschten Lebens, das einer Jugend, welche nur zu gern mit ihrer angeblichen Skepsis kokettiert, wahrhaftig ein abschreckendes Beispiel sein sollte.

Daß Anton Lumme ein gewisses Talent zu eigen war, darauf wies ich schon einleitend hin: ein gleichsam volkstümliches Geschick des Erzählens und Beschreibens, das ihn sehr wohl zu kleinen Vorträgen im Kreise von Freunden und Vereinskameraden, gewiß auch zu gelegentlichen Beiträgen in unserer Heimatzeitung befähigt hätte. Allerdings, er machte von seinem Talent in der

Öffentlichkeit so gut wie keinen Gebrauch. Er hatte, soweit ich das feststellen konnte, in Bödelstedt keine Freunde, stand auch dem regen städtischen Vereinsleben fern, und niemals – nach dem Abdruck eines frühen lyrischen Versuchs im Jahre 1940 – scheint er versucht zu haben, etwas von dem zu veröffentlichen, was er niederschrieb. Vielleicht, ja wahrscheinlich hielt ihn die Erkenntnis des eigenen Ungenügens zurück, wie sich auch der mehrfach wiederholte Versuch am gleichen Thema vornehmlich daraus erklären dürfte, daß der Schreiber jeweils nach einiger Zeit erkannte, wie unzulänglich die Ergebnisse seiner Mühen waren. Denn nicht das, was er gewiß gekonnt hätte, brachte er zu Papier: kleine Skizzen und Berichte aus dem täglichen Leben, wie sie bekanntlich jede Zeitung gern einmal abdruckt. Aus den hier vorgelegten umfangreichen Bruchstücken seiner Aufzeichnungen ergibt sich vielmehr, daß Anton Lumme – in bedauerlicher Verkennung seiner Möglichkeiten – an und in dem zufälligen Geschehen einer kleinen Stadt wie Bödelstedt das große, das weltmächtige Geschehen unserer Zeit zu spiegeln versuchte. Ich werde zu zeigen haben, wie sehr er scheiterte, ja scheitern mußte. Wer wollte sich auch vermessen, schon heute ein volles und vor allem ein gerechtes Bild jener Jahre zu zeichnen, die zu durchleiden unserem Volke vom Schicksal aufgegeben war? Ausgerechnet mein Schwiegersohn wagte sich an diese Aufgabe, die einem Sisypnos Ehre gemacht hätte, obwohl er, gelernter Schlachter und einzig dazu bestimmt, das väterliche Erbe zu wahren und nach Kräften zu mehren, kaum eine der notwendigen Voraussetzungen dafür mitbrachte. Das oftmalige Abgleiten seiner Schilderungen in billige Karikatur erklärt sich gewiß nicht zuletzt von daher.

Es liegen mir, wie schon angedeutet, verschiedene Fassungen von Anton Lummes Aufzeichnungen vor, insgesamt drei mit einigen zusätzlich eingefügten Blättern und Exkursen, da er sein Thema immer wieder – vielleicht auch unter einem pathologischen Zwang, Zeugnis ablegen zu müssen – neu zu formulieren bemüht war. Selbstverständlich mußte ich auswählen: Die ganze Fülle des Stoffes hätte selbst den gutwilligsten Leser erdrückt, zumal da die unvermeidlichen Überschneidungen und Wiederholungen schließlich nur gelangweilt hätten. Selbst ich als ein

gewiß Interessierter und zudem persönlich Betroffener war mehrfach versucht, die dicken Stapel fleißig beschriebenen Papiers einfach zur Seite zu schieben! Schließlich schien sich mir aber doch mein erster Eindruck zu bestätigen, daß nämlich die hinterlassenen Aufzeichnungen meines Schwiegersohnes nicht nur ein beschränktes Interesse an dem Fall eines pathologischen Einzelgängers für sich beanspruchen dürfen. Was Anton Lumme aufzeichnete – und wie er es aufzeichnete! –, scheint mir vielmehr typisch zu sein für eine heutzutage leider nicht seltene, durchaus verfehlte Einstellung zu unserer deutschen Vergangenheit und Gegenwart, und als Dokument, ja als Protokoll eben dieser Fehlhaltung verdienen diese Niederschriften zweifellos allgemeine Beachtung.

Allerdings, Anton Lumme war nur ein recht unzulänglicher Protokollant. Dem Leser wird rasch aufgehen, daß es meinem Schwiegersohn nicht nur an der nötigen Vorbildung mangelte. Vor allem fehlte es ihm an dem, was man gemeinhin mit dem Begriff „sittliche Reife“ zu umschreiben pflegt. Auf diesen – schwachen – Punkt im Charakter Anton Lummes werden wir des öfteren zurückkommen müssen. Hier sei nur der Hinweis darauf gestattet, daß der einzige Sohn und Erbe der Schlachtereier Lumme seinerzeit schon nur höchst widerwillig den ihm vorbestimmten Beruf ergriff, und anstatt sich seiner Lebensaufgabe mit aller Kraft zu widmen, verspann er sich schon damals immer dichter in durchaus irrealer literarischer Vorstellungen und Träume. In den drei Fassungen seiner Aufzeichnungen zeichnet sich ab, wie sein Kontakt zu seiner heimatlichen und familiären Umwelt immer schwächer wurde, wie er sich – sowohl inhaltlich als auch formal – immer weiter von der zuverlässigen Wirklichkeit entfernte, so daß schließlich sein Fortgang aus Bödelstedt, ja sogar sein früher Tod als beinahe notwendige Folge seiner törichten Isolation erscheinen.

Nun hätte Anton Lumme vielleicht durch eine schlichte Sachlichkeit seiner Schilderungen in etwa ausgleichen können, was ihm an geistiger und seelischer Reife fehlte (manch anderen, teilweise hoch gelobten Werken unserer zeitgenössischen Literatur mangelt es gewiß ebenso an geistiger Aufbereitung und Bewältigung ihrer Themata). Nicht einmal zu einer zuverlässigen, gediegenen

Bestandsaufnahme aber war er fähig, und das nicht ohne Grund. Was Anton Lumme nämlich vor allem anderen abging – und dieses Manko war, meine ich, durch nichts zu kompensieren –, das war eine echte, wahrhaftige Liebe zu seinem Gegenstand.

In manchen Ohren mag eine solche Feststellung altmodisch klingen – ja, ich bin mir durchaus bewußt, daß das Wort „Liebe“ in unserer Zeit exzessiver modernistischer Experimente vielerorts auf glattes Unverständnis, möglicherweise gar auf schallendes Hohngelächter stoßen wird. Einem solchen Wert wird von den derzeitigen Machthabern über unsere verarmte deutsche Literatur nur sehr wenig oder überhaupt keine Bedeutung beigemessen, obwohl es nicht schwer sein sollte zu erkennen, daß das nicht ohne tiefgreifende Folgerungen für das Fortbestehen unseres dem unsterblichen Gefühl so tief verbundenen Volkes der Dichter und Denker bleiben kann. Ich trage mich aber mit der Hoffnung, daß gerade die Lektüre der Aufzeichnungen Anton Lummes manch einem die Augen wird öffnen können, daß manch einer vielleicht erschrocken innehalten und bemerken wird: So geht es wirklich nicht weiter! Wie bedenklich der Ausverkauf aller echten Werte mancherorts schon vorangeschritten ist, das erweist sich gerade an diesen hinterlassenen Niederschriften eines Menschen, der im Grunde niemals über jene jugendliche Unreife hinausgelangt ist, die wir Lehrer nur allzuoft am eigenen Leibe erfahren müssen. In diesen Aufzeichnungen regiert nicht und nirgends die verstehende, verzeihende Liebe: Hier herrscht, zuweilen unter der trügerischen Oberfläche freundlicher Idyllik, ein blinder, verblendeter Haß.

Rainer Maria Rilke hat einmal gesagt, man müsse seinen Roman „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ gleichsam gegen den Strich lesen. Ein solches Wort möchte ich auch den Lesern von Anton Lummes Aufzeichnungen mahnend mit auf den Weg geben. Möchten sie mit geschärftem Sinn die eigentlichen Hintergründe dieser Niederschriften erkennen, vor allem jenen so bedenklichen wie bedauerlichen Haß, der nur zu leicht zum Schlußstein am erhabenen Bau lebendigen deutschen Geistes werden kann.

Als ein bezeichnendes Beispiel für die gehässige Denk- und Darstellungsweise Anton Lummes möchte ich an dieser Stelle

eine kleine Erzählung (aus der dritten Fassung der Aufzeichnungen) einfügen. Es handelt sich um einen Bericht über das Ende des Hundes Botho, den Anton Lumme dem Hausmädchen Martha in den Mund legt, nebenbei bemerkt in einem Plapper- und Plauderton, dem wir später noch – als stilistisches Merkmal der dritten Fassung – mehrfach und mehr als genug begegnen werden.

„Botho? Denken Sie mal, den hatte ich beinahe schon vergessen – stellen Sie sich das vor!

Ja – nein – er lebt natürlich nicht mehr, er hat schon das Ende nicht überlebt.

Nein, krank war er nicht, er war ja erst fünf Jahre alt damals, das ist doch kein Alter für einen Hund, und er war schon ein schönes Tier – Anton hat ja besonders an ihm gehangen, vielleicht, weil er keine Geschwister hatte, so ein Hund kann einem richtig ans Herz wachsen, und grade Botho – denken Sie nur, ich hatte ihn fast schon vergessen, wie schnell man vergißt, nicht? Aber es ist auch kein Hund wieder ins Haus gekommen seitdem, Frau Lumme mochte ja Hunde nie, Botho hatten sie doch nur angeschafft, weil eingebrochen worden war im Schlachthaus – Frau Lumme hatte es immer mehr mit den Katzen, wenn Botho eine Katze gewesen wäre, er hätte noch lange gelebt. Aber so...

Ja, an dem letzten Tag, bevor die Engländer kamen, Mai 45, die Straßen waren gestopft voll mit Flüchtlingen und Wehrmachtswagen und Verwundeten, die wollten alle noch weiter, wir ließen natürlich auch niemanden mehr auf den Hof und ins Haus, die wären wir nicht wieder losgeworden, das Hoftor hatten wir doppelt verriegelt und noch die alte Chaise dagegen gestellt und die Haustür verschlossen und die Kette vor – was sollte man denn auch tun bei so viel Elend, nicht? Helfen konnte man ja doch nicht allen. Und wir waren im Wohnzimmer, Herr Lumme und Frau Lumme und Anton und ich – ich stocherte im Ofen, der wollte nicht richtig brennen, da verbrannten die Sachen, die weg mußten, wo es doch nun vorbei war mit dem Dritten Reich, nicht, und man mußte sich neu einstellen: die Führerbilder und Wandsprüche und die Ehrenurkunden von den Spinnstoffsammlungen und die Ausweise, was man damals so hatte, das sollte natürlich weg, bevor die Engländer kamen. Aber

der Ofen wollte nicht richtig brennen, er qualmte schrecklich. – vielleicht war es die Fahne, die war feucht geworden auf dem Boden, wir hatten damals schon lange nicht mehr geflaggt, nicht – es war alles so traurig damals. Ja, und ich höre es noch – daß ich das überhaupt vergessen konnte! Frau Lumme saß nämlich am Schreibtisch und wühlte die Sachen raus zum Verbrennen und warf sie mir hin – ich gehörte damals ja richtig mit zur Familie, ich aß sogar mit bei Tisch, darauf achtete Herr Lumme, wegen der Volksgemeinschaft, nicht – später hat er sich dann wieder umgestellt. –

Ja, ich erzähle ja grade. Da sagte Frau Lumme plötzlich: ‚Du mußt Botho töten!‘

Sicher, ich erschrak auch richtig, obwohl sie mal wieder recht hatte – bei allem, was mit dem Geschäft zu tun hat, weiß sie wirklich Bescheid, das muß man ihr lassen, nicht?

Ja, unser Herr Lumme erschrak natürlich auch, und Anton erst, also Anton wurde ganz böse, Botho war ja auch ein guter Hund, und Frau Lummes Katzen hatte er nie was getan, da hätte er alt werden können. Aber es war wegen seiner Dressur.

Natürlich, er hatte keine Kunststücke gelernt, er lag auf dem Hof und war friedlich, solange nicht irgendwas Fremdes auf den Hof wollte – dann wurde er richtig scharf und gefährlich. Aber die Kinder von nebenan und gegenüber, nun sind sie ja auch schon groß und denken bestimmt nicht mehr an Botho – die hatte er gern, nicht, die kamen fast jeden Tag auf den Hof und brachten ihm einen Knochen, obwohl er den Knochen natürlich nicht nötig hatte als Schlachterhund; aber sie spielten mit ihm, er schnappte nach ihrem Knochen, und wenn er zuschnappen wollte, schrien sie: ‚Ist vom Juden! Ist vom Juden!‘ Denn das war seine Dressur: Er nahm den schönsten Knochen nicht, wenn man das sagte, so hatte er das gelernt – er fraß erst, wenn man ihm sagte: ‚Ist vom Arier, Botho!‘ – das war der andere Spruch, dann fraß er.

Bis dahin hatte natürlich niemand was dabei gefunden, nicht – sowas hatten auch andere Hunde gelernt, wir hatten zu Haus einen Schäferhund, dem hatte mein Opa das beigebracht, der fraß nur, wenn man ihm sagte: ‚Ist vom Christen!‘ Aber mit Botho war das nun mal so, und deshalb mußte er weg, man sah das ja

auch ein, bei der Lage – man wußte doch gar nicht, wie es nun werden sollte! Aber zuerst wollte keiner ran, und Anton wurde richtig böse – so böse hatte ich ihn noch nie gesehn, er wurde direkt ungezogen! Na, wir waren alle damals ein bißchen aufgeregt und runter mit den Nerven; denn der Krieg war ja nun vorbei, und die Engländer konnten jede Minute kommen, und irgendwie, nicht – man wußte ja nicht, wie es nun werden sollte, und vielleicht gab es ja doch noch die Wunderwaffen, im letzten Moment, man wußte doch überhaupt nichts! Aber unser Herr Lumme, der wollte Botho nicht totmachen, als Schlachter hatte er nie was mit Hunden zu tun gehabt ...

Nein, auch später nicht, bestimmt nicht, da kam ja allerlei in die Wurst, aber ein Hund ist ein Hund und ein Schlachter ist ein Schlachter, da hat unser Herr Lumme seine ganz festen Grundsätze, da hat er auch seine Ehre, da kann ihm niemand was nachweisen, und deshalb sagte er, daß Anton das tun sollte, nicht – schließlich mußte Anton ja einsehn, daß Botho gefährlich war, wo das Dritte Reich nun am Ende war und keiner wußte, wie es nun werden sollte – bloß, daß die Juden wieder Menschen sein sollten wie andere auch, das hat man sich damals schon denken können, nicht – das hatte man auch schon im Radio gehört, Goebbels hatte selbst gesagt, daß sie Rache nehmen wollten, und das war eben die Gefahr, nicht, mit der man rechnen mußte. Später war es ja doch nicht so schlimm, sie haben wohl Angst gehabt vor uns und brauchten uns auch gegen die Russen. Aber Botho war wirklich überflüssig in diesem Augenblick, es hätte ja doch wer weiß was passieren können, wenn die Sieger dahintergekommen wären mit der Dressur – sie waren damals, und grade zuerst, da waren sie sehr empfindlich mit sowas. Aber Anton wollte Botho nicht töten – Gott, was war das für eine Aufregung! Er wollte Botho nur wegjagen und wußte natürlich, daß Botho wiedergekommen wäre, er hatte es immer gut gehabt bei uns, und an Anton hing er besonders. Aber Herr Lumme wurde dann auch böse, nicht, er wurde richtig ärgerlich, und irgendwo war auch schon Krachen von Bomben oder Granaten, da sollte man wohl nervös werden, nicht – und dann mit einem Hund, der nur fraß, wenn man vorher gesagt hatte: ‚Ist vom Arier!‘ – und der nicht fraß, keinen Bissen, wenn man ihm sagte: ‚Ist vom Ju-

den, Botho!' Also es gab richtig Streit, und mir war es so unangenehm, daß ich alles mit anhören mußte, ich mußte doch auf den Ofen aufpassen, ich konnte ja doch nicht rausgehen! Und als Frau Lumme dann sagte, daß Anton doch so an Botho hing und daß nicht alle Menschen so roh waren wie unser Herr Lumme – also das war ja auch wirklich ungerecht, nicht, und unser Herr Lumme schlug auf den Tisch, daß die Vase umfiel, und es gab ganz böse Worte, mir war das schrecklich unangenehm. Und zuletzt ging Herr Lumme raus und schlug die Tür hinter sich zu, und ich dachte schon, er würde es nun doch selbst tun – und damit Schluß. Aber er holte nur eine Flasche Aquavit aus dem Keller und trank aus der Flasche, und Anton mußte auch trinken, und dann sagte Herr Lumme zu Anton, daß ein echter Lumme auch mal was gegen sein Gefühl tun muß, und überhaupt, Gefühl ist Weibskram, und er wollte doch mal sehn, wer bei Lummes das Sagen hätte. Und als es dann auf der Straße plötzlich ruhiger wurde, und Frau Lumme hörte schon Panzerrasseln von der Brückenstraße her, und am Hoftor schlugen Flüchtlinge gegen die Bohlen, die Leute waren damals ja alle nervös und richtig unvernünftig, nicht – und wir dachten, die Engländer sind nun da: Da stand Anton wirklich auf und ging raus, und nach fünf Minuten war er wieder da und war ganz käseweiß im Gesicht und sagte bloß: ‚Erledigt!‘ und weiter gar nichts. Dann trank er noch einen langen Schluck aus der Flasche, und unser Herr Lumme klopfte ihm auf die Schulter und sagte, das hätte er gut gemacht und aus ihm sollte doch noch ein echter Lumme werden, und plötzlich sagte Frau Lumme: ‚Sie sind da!‘ Aber es waren noch deutsche Panzer, die letzten, die damals durch Bödelstedt kamen, und wir dachten alle, nicht, das sind die letzten deutschen Panzer für immer, so schwarz hat man damals gesehen, das war schon eine böse Zeit, und man war mit den Nerven ziemlich herunter. Aber unser Herr Lumme sagte, die sollten man ruhig kommen, die Engländer, das brauchte Lummes gar nicht zu stören, weil der Mensch ohne Fleisch ja nicht leben kann, nicht – und wenn sie die Rationen weiter kürzen sollten, also Lummes sollten bestimmt als Letzte verhungern! Ja, unser Herr Lumme, dem macht keiner was vor, und er sagte, daß alles weitergehen wird, weil Fleisch immer ein solides Geschäft ist,

und alles andere sollte uns wohl einen Dreck angehn – er sagte das richtig in seinem militärischen Ton: ‚Das geht uns einen feuchten Dreck an!‘ sagte er, und er hatte ja auch recht. Und Anton glaubte das dann auch, und sie tranken die ganze Flasche leer und sagten immer noch mal ‚Prost‘, obwohl Frau Lumme das gar nicht recht war, nicht – und Herr Lumme sagte, daß Anton sich bewährt hatte, und Anton nickte und sagte immer ‚Jawoll‘ – ich seh’ ihn noch vor mir, wie er da saß und nickte und sagte immer: ‚Jawoll!‘.

Nein, einen Hund haben wir nicht wieder gehabt, Frau Lumme war ja immer dagegen, wegen der Katzen, und Anton wollte auch keinen Hund mehr haben und sagte, er wollte jeden Hund umbringen, der bei uns ins Haus kam, und unser Herr Lumme wollte keinen Streit darum haben, nicht – das kann man ja auch verstehen.“

Mir scheint, daß gerade in dieser gleichsam indirekten Erzählung der blinde Haß Anton Lummes gegen alles, was ihn hütend und hegend umgab – Elternhaus, Heimat, Vaterland –, sehr deutlich zum Ausdruck kommt. Jedenfalls wird der Leser Verständnis dafür haben, daß ich nicht wagen konnte, Niederschriften von derart boshafte, hämische Charakter ohne kritische und erläuternde Randbemerkungen in die Welt zu schicken. Wie leicht wären Mißverständnisse möglich – wie wenige Menschen verfügen über den erforderlichen Bildungs- und Erfahrungsschatz, um hinter solchen Zeilen und zwischen denselben lesen zu können! Aus der tiefen Verantwortung vor dem Eigentlichen, das uns Deutschen immer besonders am Herzen gelegen hat, schien es mir unumgänglich, die Aufzeichnungen meines unglücklichen Schwiegersohnes nicht nur gründlich durchzusehen und sie mit geschicktem Rotstift zu kürzen und neu zu gliedern; ich habe mich auch nicht gescheut – und habe der Arbeit nicht geachtet –, sie teilweise sehr ausführlich zu kommentieren und sie dort, wo es not tat, mit entsprechenden Ergänzungen und Berichtigungen zu versehen. Gerade als ein seiner Heimat zutiefst Verbundener, der immer wieder einen nicht geringen Anteil seiner Arbeitskraft freudig der Erforschung heimatlicher Geschichte und Umwelt gewidmet hat, fühlte ich mich dazu ermächtigt, ja verpflichtet, zumal da ich – nach jahrelanger ungerechter Verfemung – gerade

in letzter Zeit wieder mit diversen heimatkundlichen Arbeiten breite Anerkennung gefunden habe (ich darf hier u. a. auf die in einer Auflage von 2000 Exemplaren erschienene Festschrift zum 675jährigen Bestehen unserer Heimatstadt verweisen, deren Text ich – unter Angleichung der verschiedenen Orts- und Namensbezeichnungen an die Aufzeichnungen Anton Lummes – diesem Buche zur sachlichen Unterrichtung des Lesers eingefügt habe). Mein in jahrzehntelanger fleißiger Sammlerarbeit erstelltes heimatkundliches Archiv bot mir zudem hervorragende Möglichkeiten zu sichten, zu prüfen und zu vergleichen, um aus dem Wust mancher halb richtiger, oft aber auch gänzlich falscher Angaben und Behauptungen meines Schwiegersohnes jene Wahrheit herauszuschälen, auf die der Leser mit Recht Anspruch erheben kann.

Wenn meine bescheidenen Bemühungen, an die ich gern ungezählte Stunden gewendet habe, einzig und allein, um der Liebe und der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen, in diesem Sinne verstanden würden als ein Appell an jenen echten Bürgersinn, den gerade auch Bödelstedt seit jeher und bis heute hin sein eigen nennen durfte – wenn ich den Beifall jener Menschen fände, denen gleich mir das unvergängliche Erbe wahrhaft unvergänglich ist: ich wäre tausendfach belohnt.

2 Diverse belangreiche Kindheitserlebnisse Anton Lummes in seiner eigenen Darstellung, vornehmlich: „Wie Anton seine Locken verlor“, „Wie Anton Mitleid mit Luise Butenschön bewies“ und „Weshalb die Monogramme in Lummes Leib- und Bettwäsche seit 1944 nicht mehr von Fräulein Kramer gestickt wurden“.

„Als ich fünf Jahre alt war, schnitt mein Vater mir die Locken ab“, beginnt Anton Lumme den ersten Entwurf seiner Aufzeichnungen aus dem Jahre 1952. „Es war sehr warm“, fährt er fort, „und mein Vater hatte die Ärmel seines blaugestreiften Hemdes hochgekrempt, so daß die dunklen Haare auf seinen bleichen Unterarmen zu sehen waren. Er kam aus dem Laden, seine Schürze war blaßrot gefleckt, vor allem rechts, wo er sich die Hand abwischte, ehe er das Fleisch in das knisternde Pergamentpapier wickelte. Ich hatte Angst vor meinem Vater und lief in die Ecke neben dem Schrank.“

Hier möchte ich zunächst einmal innehalten, um einige erläuternde Hinweise einzuschalten, wobei ich anmerken darf, daß ich am Anfang etwas häufiger und auch ausführlicher zu kommentieren gezwungen bin, um erst einmal die Grundlinien der vorliegenden Aufzeichnungen herauszuarbeiten.

Wenn wir nun den eben zitierten Absatz betrachten, so bedarf es wohl keiner besonderen psychologisch-pädagogischen Vorbildung, um darin die – wenn auch negativ ausgedrückte – intensive Vaterbindung des Erzählers zu erkennen, die für seine Entwicklung zweifellos hochbedeutsam gewesen sein muß.

Auffallend erscheint die Intensität der frühkindlichen Eindrücke, mit denen wir konfrontiert werden, bezeichnend etwa eine Reihe von sorgfältig ausgemalten Realitätspartikeln – ich verweise auf die „dunklen“ Haare auf den „bleichen“ Unterarmen, die „blaßrot“ gefleckte Schürze und das „knisternde“ Pergamentpapier. Es dokumentiert sich darin die Angst vor dem mächtigen Vater, eine Ur-Angst, wie mir scheint, die möglicherweise auch für die spätere Ausbildung der psychischen Abartigkeiten Anton Lummes von Belang gewesen ist, zumal da sein Vater nichts unternommen zu haben scheint, jene Angst abzuschwächen – im Gegenteil, wie die vorliegende Erzählung beweist:

„Aber er zog mich hervor, faßte mich und setzte mich auf den hohen Kinderstuhl. Ich schrie; doch niemand kam mir zu Hilfe. Meine Mutter war in der Küche, sie konnte nichts hören. ‚Ruhe!‘

herrschte mein Vater mich an und holte die Schere vom Nähtisch.“

Ich darf hier – noch einmal kurz unterbrechend – auf die Schere hinweisen, bekanntlich ein psychologisch besonders interessantes Instrument, das ja beispielsweise auch in dem Kinderbuch „Struwelpeter“ eine harte Funktion der Strafe hat: Anton Lumme erwähnt diese Schere offensichtlich, ohne um ihren hintergründigen Sinn „zweischneidig!“ als Symbol des Geschlechterkampfes zu wissen. Das weist auf den naiven Grundcharakter der ersten Fassung seiner Aufzeichnungen hin, aus der wir oben zitiert haben: eine weitgehend unreflektierte Ich-Erzählung, die gerade wegen ihrer Naivität wertvolle Hinweise auf die Erlebnis- und Charakterstruktur des Erzählers zur Zeit der Niederschrift – eben im Jahre 1952 – vermittelt.

Diese Art des Erzählens scheint nun aber nach einiger Zeit Anton Lumme nicht mehr befriedigt zu haben. In dem zweiten uns vorliegenden Manuskript, das ich mit einem hohen Sicherheitsgrad auf das Jahr 1957 datieren konnte, ist deshalb alles Geschehen in die dritte Person Einzahl versetzt worden: Anton Lumme selbst wird zum Objekt des Erzählten, von ihm wird berichtet. Gleichzeitig wird der Stoff als Ganzes umgearbeitet. So wird etwa das oben angeschnittene, subjektiv so bedeutsame Erlebnis des Locken-Verlustes vom Anfang der Aufzeichnungen in das dritte Kapitel zurückverschoben – ein keineswegs belangloser Umstand, wie ich meine, weil sich darin ein unbewußtes Schamgefühl manifestiert. Überhaupt ist die zweite Fassung der Aufzeichnungen, die ich der Einfachheit halber die „Er-Erzählung“ nennen möchte, gekennzeichnet durch das Sichtbarwerden starker unterbewußter Strömungen. Daß gleichzeitig die erzählerische Naivität verlorengelht, ist nur scheinbar ein Gegensatz. Anton Lumme versucht nämlich jetzt, und zwar vornehmlich mit den Mitteln einer recht oberflächlich eingesetzten Ironie, Abstand zu sich selbst und zu seiner Umgebung zu gewinnen. Dabei wird schon deutlich, was später, in der dritten Fassung der Aufzeichnungen (von 1962), völlig unübersehbar ist: Es geht Anton Lumme nicht mehr in erster Linie um das Erzählen subjektiver Erlebnisse und Erfahrungen, sondern um die Darstellung einer Tendenz. So berichtet er beispielsweise: „Anton sollte nach dem Willen seines Vaters ein echter Lumme werden,

und das war gleichbedeutend mit: ein echter deutscher Mann. Eine nähere Bestimmung dieses hohen Leitbildes wäre August Lumme zwar kaum möglich gewesen, obwohl er außer dem ‚Bödelstedter Boten‘ und einem Monatsblatt des Fleischerhandwerks regelmäßig die illustrierte Zeitschrift ‚Der Frontsoldat erzählt‘ las. Auf jeden Fall wußte Antons Vater aber stets zu sagen, was eines echten Deutschen nicht würdig war, und das genügte ihm für die Erziehung seines Sohnes.“

Der Erzähler nimmt hier eine ironische Überlegenheit für sich in Anspruch, die er in Wirklichkeit – das darf der Leser mir abnehmen – niemals besessen hat. Gleichzeitig versucht er, Ideale in den Schmutz zu ziehen, über die zu befinden ihm keinesfalls angestanden hätte. Ich habe selbst, obwohl gewiß niemals den sogenannten Deutsch-Nationalen zugeneigt, lange Jahre hindurch die frischen, farbigen Fronterlebnis-Schilderungen jenes von Anton Lumme erwähnten Blattes „Der Frontsoldat erzählt“ gelesen, und ich habe sie stets gern und mit warmer Anteilnahme gelesen, weil in ihnen ein Geist sich manifestierte, dem ich wesentliche, ja vielleicht die entscheidenden Impulse meines Lebens und Denkens zu verdanken habe – eben der Frontgeist, den zu unterschätzen und gehässig zu mißdeuten erst eine Generation von schwächlichen Vaterlandsverneinern heranwachsen mußte, zu der leider auch mein Schwiegersohn zu zählen war. Dabei will ich noch gar nicht einmal davon sprechen, daß Anton Lumme selbst – wenn auch gewissermaßen schuldlos, nämlich wegen eines Unfalles mit nachfolgender Versteifung des rechten Knies – niemals des Fronterlebnisses teilhaftig geworden ist, ein Umstand, der ihn allerdings um so mehr von jener oberflächlichen Ironie hätte zurückhalten sollen.

Ich habe August Lumme, Antons Vater, recht gut gekannt. Er war, wie man zu sagen pflegt, ein Mann von rechtem Schrot und Korn, und wenn zwischen ihm und mir auch lange der Graben verschiedener politischer Auffassungen verlaufen ist (nach dem letzten Kriege habe ich ihm aber stets meine Wählerstimme gegeben, und als Abgeordneter im Bödelstedter Stadtrat hat er sich auch immer in meinem Sinne bewährt), so meine ich doch, daß er zeit seines Lebens ein aufrechter, anständiger Deutscher war und gewiß nicht eine Behandlung verdiente, wie sein eigener Sohn

sie ihm in seinen Aufzeichnungen angedeihen ließ; daß er schon gar nicht eines Verbrechens fähig war, wie sein Sohn ihm das später anzudichten versuchte, dessen war ich immer gewiß, und ich werde später Gelegenheit nehmen, meine Auffassung im einzelnen darzulegen und zu belegen.

„So hatte er es gegen die Tränen seiner Frau durchgesetzt“, fährt Anton Lumme in jenem Kommentar der zweiten Fassung fort, „daß Anton schon im zarten Alter von zwei Jahren Strickleibchen und lange Wollstrümpfe ablegte und künftig sommers wie winters Kniestrümpfe und genagelte Stiefel trug. Als Anton mehrfach an Blasenentzündungen erkrankte, erkannte August Lumme die Ursache für dieses unmännliche Leiden in der allgemeinen Verweichlichung des Kindes, der er fortan mit abhärtenden Maßnahmen entgegenzuwirken trachtete. Die mächtige Tonne mit Regenwasser hinter dem Haus hatte dabei das ganze Jahr hindurch eine wichtige Funktion. Allerdings war der Erfolg bescheiden, wenn überhaupt von einer Wendung zum Besseren die Rede sein konnte: Anton blieb ein blasses, etwas kümmerliches Kind, das fortwährend unter Erkältungskrankheiten litt, obwohl seine Mutter sich sehr um ihn sorgte und den Jungen nach den Abhärtungsübungen seines Vaters stets ausgiebig mit Heizkissen und Wärmflaschen behandelte. Es kam darüber zu heftigen Szenen zwischen den Eltern, denen Anton interessiert zusah, während er einen neuen Hustenanfall zustande brachte.“

Ich darf hier erneut unterbrechen, um auf die früh ausgebildete Fähigkeit des Knaben hinzuweisen, aus dem oft gespannten Verhältnis der Eltern seinen Vorteil zu ziehen: Er brachte einen Hustenanfall „zustande“, um die Aufmerksamkeit der Eltern, vor allem aber das Mitleid seiner guten Mutter auf sich zu lenken.

„Doch August Lumme behielt stets das letzte, lauteste Wort, und nach jahrelangem Streit schnitt er Anton an seinem fünften Geburtstag die Locken ab“, fährt der Erzähler fort. Hier müssen wir aufmerken. Denn das schon erwähnte Abschneiden der Locken durch den Vater blieb für Anton Lumme lange Jahre hindurch, ja vielleicht sogar lebenslänglich eine Art Trauma, ein Vorgang zugleich von tiefem Symbolwert, wie er ja auch schon im Alten Testament – Simson! – gelegentlich berichtet wird. Erst in der letzten, der dritten Fassung von Anton Lummes Aufzeich-

nungen wird diese Szene zurückgedrängt und nur noch am Rande erwähnt, wenn dort Tante Tine, eine ältere Schwester August Lummes, die sich viel um Antons Erziehung kümmerte, in einem Monolog sagt:

„Und vielleicht ging das Unheil schon damals los, als August ihm seine Locken abschnitt, gerade fünf Jahre war er erst alt, das mußte ja doch nicht sein, das tut man doch nicht, wo er immer so zart war und sah so süß aus mit seinen Locken, das hätte wirklich nicht nötig getan, und das Kind hat so geweint, mein Toni, August war immer so grob mit ihm und hat ihn gequält, sein eigener Vater.“

Nun wäre es gewiß verfehlt, derartige Erlebnisse und Erfahrungen eines Kindes überzubewerten. Es scheint mir aber, als ob sich gerade von hier – vom Vorgang des Lockenabschneidens her nämlich – eine wichtige Linie ziehen ließe zur späteren Entwicklung Antons in einem ausgesprochenen Gegensatz zu seinem Vater, ja zu seinen Eltern und damit auch zu seinem unmotivierten Fortgang aus Bödelstedt und seinem unglücklichen Ende in der Fremde. Wir müssen uns deshalb wohl oder übel noch etwas mit dieser Episode befassen.

Auch in der Er-Darstellung der zweiten Fassung verkriecht sich der Knabe vor dem gewalttätigen Haarschnitt wieder in einer Ecke seines Zimmers, allerdings – und das scheint mir für die psychische Entwicklung des Erzählers zwischen 1952 (erste Fassung) und 1957 (zweite Fassung) bedeutsam zu sein – jetzt nicht mehr *neben*, sondern *hinter* dem Schrank. Auch hier faßt ihn aber sein Vater, „zwängt“ (in der ersten Fassung: setzt!) ihn auf den hohen Kinderstuhl und beginnt dann mit dem Abschneiden des Haares. Am Rande wäre dabei anzumerken, daß Kinder die erwähnten hohen Kinderstühle gemeinhin nicht länger als bis zum dritten Lebensjahr zu benutzen pflegen; jener Kinderstuhl dürfte daher in Wirklichkeit kaum noch in Anton Lummes Zimmer gestanden haben – auch das bezeichnend für den Erzähler, der sich auch später noch in dieser Szene als ein sehr kleines Kind empfindet, das von seinem Vater übermächtigt wird.

„Anton fühlte sich niedergepreßt, er schrie nicht mehr, und dann kam das Zischen der Schere. Er spürte, wie das Haar hinabsank, es wurde kühl um ihn her, die Welt war anders geworden.“

An diesen Haarschnitt werden nun in Anton Lummes Aufzeichnungen Erlebnisse angeschlossen, die ihm anscheinend sehr lange zu schaffen machten, ja, die wahrscheinlich mit zu der späteren bedauerlichen Fehlentwicklung seiner Persönlichkeit beitrugen. Der Vater nämlich, nunmehr darauf bedacht, seinen einzigen Sohn endgültig aus der süßlichen Wärme mütterlicher Verwöhnung herauszureißen, bestimmt, daß Anton am nächsten Tage beim Schlachten zusehen soll.

„Er wurde ins Schlachthaus geholt. Anton hatte sich von jeher vor dem steilen, ziegelroten Bau mit dem hohen Scheunentor gefürchtet, der jenseits des Hofes lag. Das ängstliche Blöken der Kälber, das langgezogene Quieken der verendenden Schweine, der Dunst des Blutes, das in dunklen Zementrinnen abfloß, und das dumpfe Brüllen der Stiere: Er hatte das bis dahin nur von ferne gehört, und die Nähe war ihm über die Maßen grauenvoll.“

Solche Eindrücke mußten für das etwas sensible Kind verständlicherweise eine Belastung bedeuten, und es wäre vom pädagogischen Standpunkt aus wohl mit dem Vater darüber zu reden gewesen, ob dieser Schock im rechten Augenblick der Entwicklung angewandt worden sei. Der Knabe jedenfalls, das erweist sich im folgenden sehr deutlich, war nicht in der Lage, die an ihn herangetragenen seelischen Vollzüge psychisch so zu verarbeiten, wie es vielleicht hätte erwartet werden können, und wahrscheinlich liegt auch hier eine der Ursachen dafür, daß das Haar-Erlebnis für ihn noch länger fortwirkte – ja gleichsam eine offene Wunde in ihm hinterließ.

„Mein Schopf wurde dann glatt und strähnig“, erzählt Anton Lumme in der ersten Fassung seiner Aufzeichnungen weiter, in die wir ihres naiven Wirklichkeitsbezuges halber hier noch einmal zurückkehren, „und ich mußte nun jeden Monat einmal über die Straße zu Herrn Weete gehen, dem dickleibigen Friseur, der ein Brett über die Lehnen des Frisiersessels legte und mich hinaufklettern hieß, ehe er mir das zerknüllte weiße Tuch umband. Ich sah mich in dem hohen Spiegel, unter dem auf einer braunfleckigen Marmorplatte kleine Flaschen mit Eau de Cologne aufgereiht waren – auf jeder war der Name eines der Bürger vermerkt, die sich jeden Morgen von Herrn Weete rasieren und

mit duftendem Alkohol aus eigenem Fläschchen nachwaschen ließen –, und ich sah jedesmal von neuem ängstlich, wie Herr Weete sich mit schnellen Bewegungen an meinem Kopf zu schaffen machte. Immer bat ich ihn, nur wenig abzuschneiden, und ich weiß, daß meine Mutter ihn auch gebeten hatte. Aber Herr Weete war mit meinem Vater befreundet, sie kegelten zusammen und saßen abends und manchmal bis spät in der Nacht am Stammtisch ‚Germania‘ im ‚Deutschen Haus‘, gegenüber der Kirche. So fraß sich die Maschine immer höher zum Scheitel hinauf, über den Wirbel hin: ein ‚militärischer‘ Haarschnitt nach dem Willen meines Vaters, der im Weltkrieg Unteroffizier gewesen war, wenn auch nur bei der Feldküche.“

Wir übergehen weitere Bemerkungen Anton Lummes über Haarschnitt und Friseure in Bödelstedt und wenden uns nunmehr einer Begebenheit zu, die mit den geschilderten Vorgängen mittelbar in Zusammenhang steht, wobei nicht unerheblich ist, daß dieser Episode unüberhörbar ein sentimentaler Klang anhaftet, jedenfalls in der ersten wie auch in der zweiten Fassung der Aufzeichnungen; die dritte Fassung, welche als Ganzes völlig umstrukturiert ist, bringt diese Geschehnisse nur noch am Rande, wenn auch in einem in anderer Hinsicht recht wichtigen Monolog der davon vornehmlich Betroffenen, einem Mädchen namens Luise Butenschön, die sich später (etwa 1955) ihrer Mutter gegenüber folgendermaßen äußert:

„– die Haare, die abgeschnitten waren wegen der Läuse: strohrote Haare, sie haben mit Fingern auf mich gezeigt, solange ich klein war: die rote Luise, und sie haben mich angezeigt, einmal, daß ich gestohlen hätte – da hatte mir einer eine Mark in die Federtasche gelegt, eine ganze Mark – weißt du noch, wieviel Geld das war, damals? Ich glaube, ich hatte noch nie eine silberne Mark in der Hand gehabt – die lag da in meiner Federtasche, ich fand sie gleich nach der Pause, irgend jemand hatte sie mir hineingelegt, und ich habe gedacht und gedacht, wer mir die Mark in die Federtasche getan haben kann, aber ich wußte es nicht, ich weiß es nicht, heute noch nicht, ich wußte niemanden, der mir so viel Geld schenken würde – warum denn? Wenn du rote Haare hast und alle zeigen mit Fingern auf dich, o Gott, ich wäre lieber gestorben und mußte dann doch zur Schule, und alle lachten

und zeigten auf mich, wegen der abgeschnittenen Haare: Die Sozis, die haben Läuse, die rote Luise hat Läuse – wenn du das mal erlebt hast, und dann liegt in deiner Federtasche eine runde silberne Mark, und dann kommt der Lehrer und sagt – das war Herr Hafer damals, der später zur Mittelschule kam –, du hast gestohlen!”

Schon früher habe ich angedeutet, daß meine Person in Anton Lummes Aufzeichnungen, in denen ich „Hafer” genannt werde, böswillig verzerrt gezeichnet wird. Der Leser wird mir glauben, daß außer der Tatsache, daß ich zu jener Zeit wirklich die hier Luise Butenschön und Anton Lumme genannten Kinder in der Bödelstedter Volksschule unterrichtete, kaum etwas Wahres an der hier und im folgenden gegebenen Darstellung ist. Ich kann und will natürlich die Niederschriften meines Schwiegersohnes nicht abändern; hin und wieder muß ich aber auf offenbare Verfälschungen und Unwahrheiten hinweisen, und zwar weniger, um das von mir gegebene Bild richtigzustellen, als in der Absicht, den Unterschied zwischen der Realität und dem, was Anton Lumme in seinen Aufzeichnungen daraus machte, aufzuzeigen.

In den ersten beiden Fassungen der Niederschriften meines Schwiegersohnes wird die oben von einem späteren Zeitpunkt her angeschnittene Geschichte ausführlich und direkt erzählt, wenn auch natürlich keineswegs objektiv, sondern in der schiefen Sicht Anton Lummes, bei dem sich mindestens zur Zeit der zweiten Niederschrift (1957) das Fortschreiten seiner psychischen Erkrankung schon deutlich bemerkbar machte. Der folgende Abschnitt aus dieser Fassung muß also unter diesen Voraussetzungen gelesen und gewertet werden.

„Sein Vater beruhigte ihn, als die dumme Geschichte mit Luise Butenschön passiert war. ‚Papperlapapp!’ sagte er. ‚Wenn’s keiner gemerkt hat, ist ja alles in Ordnung. Aber geh’ mir zum Deubel sparsamer mit dem Geld um, ich find’s auch nicht auf der Straße, und wenn die Sozis wieder ans Ruder kommen, dann können wir sowieso einpacken!’

Die Mädchen hatten in der Klasse eine Bankreihe für sich, Anton sah nicht oft zu ihnen hin, und die rothaarige Luise hatte er bis dahin gar nicht beachtet. Sie kam aus einem der niedrigen, verwahrlosten Häuser hinter dem Wasserturm – ‚Neu-Moskau’

nannte Bödelstedt diese Gegend, wo es auch einen Konsum-Laden gab –, und außerdem war sie häßlich: Ihr blasses Gesicht war von unzähligen Sommersprossen überschwemmt, die Nase war kurz und breit, und das struppige Kupferhaar schien immer ungekämmt zu sein. Kaum jemand merkte, als sie eines Tages fehlte. Doch als sie wiederkam, zwei Tage später, trug sie ein rot geblühtes Kopftuch, das sie auch in der Klasse nicht abnehmen wollte. Herr Hafer fragte nach dem Grund, und so kam es heraus: Luise Butenschön hatte Läuse, Kopfläuse, und der Arzt hatte ihr das Haar abgeschnitten, das ganze Haar.

Anton lachte nicht, und er höhnte und johlte nicht mit den anderen. Er wußte, daß die Welt anders wurde, wenn man seine Haare verlor, und beinahe hätte er mit Luise geweint. In der Pause legte er, ohne daß jemand es merkte, ein blankes Markstück in ihre Federtasche, zum Trost, zwischen den abgenagten Bleistift und die tintenrostige Feder.”

Es wird dann geschildert, wie der Lehrer das Geld entdeckt, wie Luise lügt, sie solle für die Mark noch Brot kaufen, wie der Lehrer verständlicherweise mißtrauisch wird – kurz:

„Am anderen Tage mußte Luise gleich nach dem Morgengebet nach vorn kommen. Herr Hafer hatte ihre Eltern aufgesucht und beiläufig erfahren, daß Luise von zu Hause kein Geld bekommen hatte. ‚Ich hab’s gefunden’, stotterte sie, ‚da, auf meinem Platz da, da hat es gelegen, wirklich, in meiner Federtasche hat es gelegen! Und ich habe auch Brot gekauft dafür – wirklich!’

Auf den vorderen Bänken lachten die Jungen. Herr Hafer scheuchte sie zur Ordnung. ‚Schäme dich, Luise!’ sagte er dann. ‚Schäme dich! Bis morgen schreibst du einhundertmal: Ich soll nicht lügen.’ Er sah in die Klasse. ‚Hat jemand von euch das Geld auf Luises Platz gelegt?’ Anton schluckte. Niemand antwortete. Herr Hafer sah auf Luise hinunter. ‚Sodann schreibst du einhundertmal: Ich soll nicht stehlen. Denn selbst, wenn du das Geld wirklich gefunden haben solltest, was ich zu deinen Gunsten einmal annehmen will, so hättest du es doch gleich abliefern müssen. Da du das nicht getan hast, hast du gestohlen!’”

Soweit die Geschichte, die der Erzähler wie folgt kommentiert: „Anton bedauerte wirklich, daß er nichts für Luise Buten-

schön tun konnte. Doch seine Mutter gab ihm immer nur Groschen, höchstens mal ein Fünzigpfennigstück. Die Mark hatte er selbst aus der Kasse genommen, das mochte er niemandem sagen.”

Damit wird der Knabe Anton Lumme nicht gerade in günstigem Licht dargestellt, wenngleich seine Gutmütigkeit immerhin für ihn einnehmen könnte. Der Erzähler ist aber, wie wir auch später immer wieder sehen werden, keineswegs bemüht, seinen „Helden“ positiv zu zeichnen. Dieser Held – und das ist ja ganz zweifellos er selbst – wird vielmehr vornehmlich gesehen und dargestellt als Angehöriger einer Gesellschaftsschicht, einer Klasse, der die tiefe Abneigung des Erzählers gilt.

Es zeigt sich hier eine gleichsam schizophrene Einstellung Anton Lummes zu sich selbst, eine Gespaltenheit und Zerrissenheit seiner Psyche, die meiner Ansicht nach auch erklärt, wie er später dazu kommen konnte, seinen eigenen Vater als Verbrecher zu sehen und mit schwersten, wenn auch halt- und sinnlosen Verdächtigungen zu belegen. Mir scheint das eine Erscheinungsform der Paranoia zu sein, zumal da die verschiedenen psychischen Krankheitszeichen bei Anton Lumme in einem bis ins einzelne erklärbaren Zusammenhang scheinbar logischer Art stehen. So verband sich meinem unglücklichen Schwiegersohn beispielsweise die eingangs dargestellte Haar-Geschichte auch mit dem, was für ihn nach und nach – in fortschreitender, wenn auch seinerzeit von der Umwelt kaum wahrgenommener Debilität – zu einem zentralen Thema wurde, nämlich mit dem angeblichen Mord an Hans Butenschön. Auch mir haben sich diese untergründigen Querverbindungen erst langsam erschlossen, zumal da ich so wenig wie sonst jemand in Bödelstedt ahnen konnte, daß der äußerlich so saubere und wohlerzogene Sohn der Familie Lumme, welche seit mehr als zwei Jahrhunderten zu den angesehensten Familien Bödelstedts gerechnet wird, im Inneren so verdorben, ja geradezu zerfressen war, wie es seine eigenen Aufzeichnungen dokumentieren.

Zur Klarstellung möchte ich im übrigen hier gleich zweierlei anmerken. Einmal hat jener Mord an Hans Butenschön, dem Vater der Luise Butenschön, tatsächlich niemals stattgefunden (und selbst wenn er stattgefunden hätte – folgt man Anton Lummes

Vorstellungen –, dann wäre er höchstens als Totschlag zu bewerten gewesen); zum anderen haben Redereien und Gerüchte über Butenschöns Tod tatsächlich Bödelstedt lange Zeit beunruhigt, wozu nicht nur das immerhin verständliche Verhalten der Witwe Butenschön beitrug, die seit 1935 nach einem Schuldigen am plötzlichen Verschwinden ihres Mannes suchte, sondern wahrscheinlich auch – mindestens in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre – mein Schwiegersohn, der seine Version von Butenschöns Tod nicht nur zum Zentralpunkt seiner Aufzeichnungen in dritter Fassung machte, wie wir noch sehen werden, sondern auch seine Vermutungen und Verdächtigungen selbst ausgestreut zu haben scheint. Erst nach seinem Tod – kurz nach seiner Auswanderung wurde er in einer kleinen Stadt im Staate New York ein Opfer der bereits erwähnten Knieversteifung, die ihn daran hinderte, eine Hauptverkehrsstraße in angemessener Geschwindigkeit zu überqueren – trat endlich eine Beruhigung der Gemüter in Bödelstedt ein, und mittlerweile scheint es nun endgültig still geworden zu sein um diesen „Fall“, auf den wir allerdings noch des öfteren werden zurückkommen müssen, weil er mindestens in den letzten Lebensjahren für Anton Lumme im Zentrum seines verwirrten Denkens gestanden hat.

In unserem Zusammenhang möchte ich zunächst einmal nur die Tatsache ansprechen, daß es sich bei der Familie Butenschön um ausgesprochene Proletarier alter Art und daher sozialistischer Gesinnung handelte; für Anton Lumme bedeutete das in Bödelstedt die äußerste Gegenposition zu seiner eigenen Umwelt, eine Position, die er aus seiner bereits gekennzeichneten schizoiden Einstellung heraus positiv zu idealisieren bemüht war.

Obwohl er selbst aus einer im besten Sinne gutbürgerlichen Familie stammte, hatte Anton Lumme anscheinend schon seit frühester Jugend eine sentimental gefärbte Beziehung, die von Mitleid nicht frei war, zu den Armen, wie man damals die unteren Schichten noch mit einigem Recht nennen konnte. Eine solche Haltung ist ja auch heute noch bei gewissen Leuten recht verbreitet, obwohl sich die Verhältnisse inzwischen gründlich und grundlegend verändert haben, und Anton Lumme scheint in seinem letzten Lebensjahrzehnt mit jenen Kreisen, die sich hierzulande „nonkonformistisch“ zu nennen pflegen, tatsächlich sym-

pathisiert zu haben, wenn auch eine unmittelbare Berührung bei seiner Kontaktarmut wie auch in Hinsicht auf seinen Wohnort Bödelstedt ausgeschlossen werden darf. Wenn er in seinen Aufzeichnungen die Mitglieder der niederen sozialen Schichten auch nicht stets und grundsätzlich idealisiert, wie manche Literaten einer gewissen Clique das heute zu tun pflegen, so neigt er doch stark zu dieser bequemen Methode, hinter der sich meistens nichts anderes verbirgt als billige Spekulation auf die Tränendrüsen des Publikums.

Aus dieser Einstellung erklärt sich gewiß auch, daß die sozial Schwachen und Minderwertigen in Anton Lummes Niederschriften nicht nur meistens als die „besseren“ Menschen erscheinen – in eben diesen Personen, die dem Nationalen in all seinen Erscheinungsformen bekanntlich traditionell negativ gegenüberstehen, werden auch die Versuche heroisiert, dem um die Grundlagen seiner nackten Existenz kämpfenden Vaterland in den Rücken zu fallen. Das ist nun wirklich ein weites Feld, und wenn ich alles das aus Anton Lummes Aufzeichnungen zitieren wollte, was in diese Richtung zielt, dann wäre der mir zur Verfügung stehende Raum sehr bald vertan. Als ein Beispiel für viele führe ich deshalb hier nur die Geschichte des Sozialisten Kramer an, dessen Sohn Heinz kurze Zeit lang Antons Spielgefährte war – so lange nämlich, bis August Lumme seinem Sohn diesen unpassenden Umgang untersagte –, und zwar zitiere ich aus der dritten Fassung der Aufzeichnungen, wo die bereits erwähnte Tante Tine erzählt:

„Der Kramer war auch so einer und machte damals einen Protest gegen die neue Regierung und stand auf dem Marktplatz mit einem Schild, das war eine Beleidigung für unsere Regierung, die nur das Beste wollte, es ging doch dann aufwärts, und Deutschland wurde wieder zu einer Furcht für alle Völker, wer konnte sich vorher denn noch einen richtigen Braten leisten? Und Aufschnitt kauften vor 33 fast nur noch Bernsteins. Das wurde dann alles anders, und Kramer hätte wohl still sein können, aber er wollte nicht hören und wollte es besser wissen als unsere Regierung, und das war gefährlich für Volk und Vaterland, da mußten sie ihn ja einsperren. Er hätte doch erstmal abwarten können, wie es weiterging, es ging doch aufwärts, ich

habe schließlich immer im Laden gestanden und weiß, was die Leute erzählten und daß sie dann wieder Braten kauften und feinen Aufschnitt und daß sie den Führer liebten, so gut war es ihnen bis dahin noch nie gegangen, und einer wie Kramer, der hätte sich lieber fügen sollen – sie mußten ihn ja doch einsperren, wenn er mit so einem Schild auf dem Marktplatz stand, und wer das nicht einsehen wollte damals, der war doch wenigstens still, wie geschrieben steht in den Sprüchen Salomonis: Wer seine Lippen hält, ist klug. Später haben sie Kramer sogar wieder entlassen, sie brauchten ihn auf der Werft für den Krieg, er verstand sich auf Schiffe, obwohl er aufsässig war und alles besser wissen wollte, das konnte ja gar nicht gut gehn. Aber dann stand er nicht mehr mit einem Schild auf dem Marktplatz, er wohnte nicht mehr in Bödelstedt und hatte auch keine Zeit mehr für solchen Unsinn, weil er sich nun bewähren mußte und Schiffe bauen für Deutschland, und er hätte in Frieden leben können und würde vielleicht noch leben, wenn er nur den Mund gehalten hätte.”

Ich darf hier anmerken, daß möglicherweise auch das stark ausgeprägte Einzelgängertum Kramers Anton gleichsam verwandt berührt haben könnte. Die allgemeine Tendenz, wie sie sich in allen drei Fassungen der Aufzeichnungen zeigt, ist aber vor allem die: Es soll Mitgefühl, ja Mitleid erweckt werden mit Menschen, die angeblich unschuldig auf die Schattenseite des Lebens geraten sind. Das erweist sich auch – dieser kleine Einschub sei mir hier noch gestattet – bei der Schilderung der Kramerschen Wohnverhältnisse (in der zweiten Fassung):

„Kramers wohnten in der Königstraße, einer schmalen, schlecht gepflasterten Sackgasse, die für Anton den Geruch des Abenteuerlichen hatte. Die eng aneinandergebauten Häuser schienen nur deshalb noch nicht zusammengebrochen zu sein, weil die Mauern und Balken sich gegenseitig stützten, und niemand wunderte sich, als eines Tages eine ganze Hausfront auf die Straße stürzte; der Blick in die unaufgeräumten kleinen Zimmer, die plötzlich ihre Armut vorweisen mußten, prägte sich Anton ein. In Kramers Wohnzimmer war es dämmerig. Das Licht der beiden niedrigen Fenster wurde von altersbraunen Tapeten verschluckt. Anton erkannte einen runden Tisch ohne Decke, sah zwei Betten links

und rechts, eine Waschkommode mit zersprungenem Spiegel und einen Schrank, und unter der Zimmerdecke schwebte drohend ein Ungeheuer – ein Alligator, den Herr Kramer vor irgendeiner Küste gefangen hatte. Das bunte Bild eines über die Toppen geflaggten Seglers schmückte die rechte Wand, und auf dem Schrank stand eine bläulich schimmernde Flasche quer, in der, sorgfältig nachgebildet, das gleiche Schiff auf sturmschaumigen Wellen fuhr, die Segel gebläht, die Flagge am Heck in wildem Flattern erstarrt.

Herr Kramer saß am Fenster und wandte sich Anton zu. Seine wässerigen blauen Augen blickten freundlich aus zahllosen Falten, so daß Anton von sich aus vielleicht gar nicht darauf gekommen wäre, daß Herr Kramer ein Sozi war und damit ein Feind aller wahren Deutschen.”

Nunmehr folgen wir wieder Tante Tines Erzählung in der dritten Fassung von Anton Lummes Aufzeichnungen:

„Er brachte auch noch Unglück auf seine arme Schwester, unser gutes Fräulein Kramer, die lebte im Voßschen Damenstift und stickte immer vor sich hin, aber mit großer Kunst, unsere ganze Bettwäsche hat sie gestickt, das machte sonst niemand so fein, oder sie häkelte Taschentücher mit kostbarer Spitze, und sie verstand auch zu klöppeln und machte damals für Rosa den schwarzen Spitzenschal, weil Rosa als Zigeunerin zum Maskenball wollte, das gab dann den Streit mit August, sie mußte ja nicht gerade als Zigeunerin gehen, wo August damals die Arbeitsdienst-Lieferungen hatte, und überhaupt, zu der Zeit. Aber der Spitzenschal war ein Wunder aus Blumen und Sternen, und Fräulein Kramer war preiswert, so etwas findet man heute nicht mehr, sie lebte bescheiden für sich und war freundlich zu jedermann, daß keiner ihr Böses wollte, wie geschrieben steht in den Sprüchen Salomonis: Sorge im Herzen kränkt, aber ein freundliches Wort erfreut. Aber dann kam ihr Bruder, damals, August 44, das war in dem heißen Sommer, als der Garten so trocken war, wir mußten jeden Tag gießen, es war so ein schöner Sommer, wenn die Russen auch schon an der Grenze waren, aber wir hofften damals noch auf die Wunderwaffen, und alle sagten, die mußten nun bald kommen. Und damals, August 44, holte Fräulein Kramer in einer Woche ihr ganzes Fleisch ab auf ihre Karte.

Sonst hatte sie immer sparsam gewirtschaftet und hatte immer noch in der vierten Woche etwas gehabt, sie war ja bescheiden, und deshalb fiel es Rosa auch auf, als sie nach drei Tagen schon wiederkam und hatte nur ihre leere Fleischkarte und wollte trotzdem noch etwas haben, wir waren sonst gar nicht so, August verstand sich gut mit Scheele im Rathaus, sie waren ja damals befreundet. Aber mit Fräulein Kramer, das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, sie war auch so blaß, und deshalb ging unser Toni mal rüber zum Damenstift und brachte sechs Taschentücher zu Fräulein Kramer, da sollte sie das Monogramm stikken. Aber zuerst machte Fräulein Kramer nicht auf, obwohl man hören konnte, sie war zu Hause, Toni klopfte deshalb noch einmal, er hat mir alles genau erzählt, die Taschentücher sollten schließlich gestickt werden. Und dann war sie ganz verwirrt, und Toni merkte, da war etwas nicht in Ordnung, und im Zimmer roch es nach Tabak, und Fräulein Kramer war aufgeregt und fragte dreimal, ob das Monogramm wieder mit einem Kreuz gestickt werden sollte, weil August und Anton doch dasselbe Monogramm haben, da bekommen Tonis Taschentücher immer ein Kreuzchen, damit man sie richtig sortieren kann nach der Wäsche. Und Fräulein Kramer hatte noch niemals geraucht und hatte immer die Tabakmarken verschenkt, und plötzlich hatte jemand im Nebenzimmer gehustet, das war Fräulein Kramers Schlafkammer, und sie hatte gezittert und hatte nichts mehr gefragt, und dann war der Mann ins Zimmer gekommen und war Herr Kramer gewesen, Toni kannte ihn noch und wußte natürlich, daß er immer dagegen gewesen war, das wußte ja jeder in Bödelstedt, daß er es besser wissen wollte als unsere Regierung zum Schaden von Führer und Volk, und jetzt war Holland in Not, weil doch das Attentat auf den Führer, da hatte wirklich der Herrgott die Hand im Spiel, der Propst hat das damals auch gesagt, so eine Bombe, man kann sich das gar nicht vorstellen, und gleich daneben der Führer, aber es war ihm fast gar nichts passiert, wie geschrieben steht bei Jesus Sirach im 34. Kapitel: Der Herr ist ein gewaltiger Schutz.

Und damals sperrten sie alle Leute ein, die immer dagegen gewesen waren, daß sowas nicht wieder passierte, und dazu gehörte Kramer natürlich auch, er konnte ja seinen Mund nicht

halten. Aber er war geflohen zu seiner Schwester in Bödelstedt, sie tat sonst gewiß nichts Unrechtes, das konnte ihr keiner nachsagen, aber schließlich war er ihr Bruder, da konnte man schon verstehen, daß sie ihn aufnahm, obwohl er sich gegen den Führer gestellt hatte und gegen das Volk. Unser Toni kam ganz aufgeregt nach Hause, er wußte doch auch, was Kramer für einer war, und er glaubte doch an die Idee, und so einen Schädling des Volkes mußte man melden, schließlich, wir standen damals im Schicksalskampf, und so waren auch die Gesetze, da konnte nicht jeder tun, was er wollte. Und eigentlich mußte Toni gleich hingehn zur Polizei und mußte sagen, Kramer hat sich bei Fräulein Kramer versteckt. Aber August wollte das lieber nicht, er wollte es nicht verderben mit Fräulein Kramer, sie hatte immer saubere Arbeit geleistet, da gab es keinen Ersatz, so etwas Feines an Stickerei gibt es heute nicht mehr, die sollen bloß still sein mit ihren Nähmaschinen mit Automatik, als ob das dasselbe wäre! Und August hatte wohl auch einen Riecher, daß es vielleicht nichts mehr wurde mit dem Endsieg, wir warteten damals ja jeden Tag, daß die Wunderwaffen kamen und sollten England vernichten an einem Tag und Moskau auch, die sollten sich wundern, die Waffen waren schon beinahe fertig damals, aber dann wurde nichts draus, das war ja das Unglück für Deutschland, sonst wäre es bald zu Ende gewesen mit diesem schrecklichen Krieg, wo unsere Männer starben im Kampf für die Heimat, und dann hat es doch nichts genützt. Aber August hatte schon immer einen guten Riecher, und Rosa meinte auch, wir sollten lieber nichts melden, und August sagte, wir wollten einfach nichts davon wissen, Toni hat nichts gesehen, das war noch immer das beste, und vielleicht konnte das noch mal nützlich sein, man wußte das damals ja nicht, und später haben sie sich wirklich über jeden gefreut, der mitgeholfen hatte zum Widerstand. Wir haben Fräulein Kramer noch zweimal Knochen gegeben, ganz ohne Marken, das war schon eine Hilfe zu der Zeit, und sie war auch sehr dankbar und weinte beinahe, sie konnte einem schon leid tun mit so einem Bruder. Aber es wohnten natürlich auch andere Damen im Voßschen Stift, die merkten, daß Fräulein Kramer plötzlich so große Töpfe kochte, mitten im Krieg, das mußte ja auffallen, und sie haben dann alle beide geholt, und es tat uns so leid we-

gen Fräulein Kramer, so fein stickte niemand wie sie. Aber es war nun mal Krieg, da mußte Ordnung sein. Und die Taschentücher haben wir dann auch wiederbekommen, aber die Hälfte war noch nicht fertig, und Fräulein Kramer hatte auch noch das Kreuzchen vergessen, so daß die Taschentücher dann doch an August gingen, wie sollten wir sie denn sonst unterscheiden?”

Ich darf hier abbrechen: Der Leser wird in dieser Geschichte ohne Mühe die vorher von mir dargelegten Denk-Kategorien Anton Lummes ermittelt haben, wobei ich allerdings anmerken darf, daß wir später noch deutlicher finden werden, was sich hier in Umrissen abzeichnet. Ich hoffe, daß die ausführliche Zitierung den Leser nicht verdrossen hat. Wir werden auch künftig nicht ohne eine relativ breite Wiedergabe dessen auskommen, was Anton Lumme aufgezeichnet hat, wenn wir ihn als – negatives! – Beispiel recht verstehen und würdigen wollen.

3 *Hinweis auf stilistische und sonstige Unterschiedlichkeiten in den hinterlassenen Aufzeichnungen Anton Lummes, erläutert an einem Modell: „Was Antons Großmutter bzw. seine Tante Tine vom Fenster neben dem Laden aus sah“, nebst einer liebevollen Würdigung der jubilierenden Stadt Bödelstedt aus der Feder des Herausgebers.*

Wir haben bereits – gleichsam beiläufig – die drei verschiedenen Fassungen der Aufzeichnungen Anton Lummes kennengelernt: die schlichte Ich-Erzählung aus dem Jahre 1952 – ein erster, zuweilen geradezu rührend naiver Versuch, durch einfaches Niederschreiben Erlebnisse und Erfahrungen aus dem Bannkreis enger Subjektivität herauszulösen; dann die Er-Erzählung aus dem Jahre 1957, in der Anton Lummes Jugendzeit wesentlich ausführlicher, bewußter, allerdings auch tendenziöser beschrieben wird, wobei schon ins Auge fällt, daß ein wesentlicher Antrieb zu diesen Aufzeichnungen ein geradezu pathologisches Rechtfertigungsbemühen des Erzählers war; und schließlich jene dritte Fassung von 1962, aus der wir zuletzt zitierten: eine recht verworrene Zusammenstellung von Monologen und gebrochenen Dialogen im Bödelstedter Alltagston, an denen die Progression der psychischen Erkrankung Anton Lummes unmißverständlich abzulesen ist.

Die Unterschiedlichkeit der drei Fassungen möchte ich zunächst an einem einfachen Beispiel etwas näher erläutern. Da ich – wie ich bereits betont habe – ehrlich bemüht war und bin, ein sachliches, von allen noch so verständlichen Affekten freies Bild meines Schwiegersohnes zu geben – ja, ihn lieber zu hell zu zeichnen, als daß ich mir nachsagen lassen wollte, Haß hätte meinen Blick verdunkelt! –, stelle ich die erwähnten Differenzen an Hand eines weitgehend neutralen Motivs dar. Ich zitiere aus der ersten Fassung gleichsam ein Thema, mit dem der Leser die Variationen der zweiten und dritten Fassung vergleichen möge:

„Am Fenster des kleinen Zimmers neben dem Laden, in dem meine Großmutter ihre Tage verbrachte, war ein Spion angebracht. Das Blech, das die beiden Spiegel hielt, war grün gestrichen wie die Fensterrahmen, man sah das Instrument der Neugier kaum, eines der wenigen Exemplare, die in Bödelstedt die Zeit überdauert hatten. Meine Großmutter saß meistens im Sessel am Fenster und sah hinaus. Gegenüber war der Laden von Friseur Weete, über der Tür das schaukelnde Messingschild; links

lag Schmidts Papierwarengeschäft, rechts das schmale Haus mit der verblichenen Firmeninschrift, in dem der alte Zigarrenmacher Drewes lebte; die aufgestapelten Zigarrenkisten in dem kleinen Schaufenster waren verstaubt, und Drewes drehte schon seit Jahren nicht mehr die würzigen Havanna, die mein Großvater früher von ihm bezogen hatte. Mehr wäre von der Straße nicht zu sehen gewesen, wenn nicht der Spion den Blick nach beiden Seiten, bis zum Markt hin und rechts bis zum Diepentor, geöffnet hätte. In den Spiegeln, die trotz täglicher Pflege fleckig geworden waren, fing sich alles Treiben und alle Stille unserer Straße, und meine Großmutter saß hinter den geschlossenen Tüllgardinen und sah es, wenn auch seitenverkehrt: Unsere Ladedür, gleich rechts neben dem Fenster, stand in der linken Seite des Spiegels, das staubige Zigarrenfenster von schräg gegenüber aber rechts. Als ich zum erstenmal in den Zauberkasten sah und die Wagen und Autos auf der falschen Straßenseite gewahrte, hatte ich Angst, sie würden gleich zusammenstoßen, wenn sie ihren Fehler entdeckten. Doch meiner Großmutter verkehrte die Gewohnheit das Bild zu seinem richtigen Stand: Sie sah alles, als ob sie vor der Tür stände und nach beiden Seiten die Straße hinunterblickte.

Meine Großmutter kümmerte sich wenig um die Ereignisse der großen Welt. Sie kam nicht ins Wohnzimmer, wenn die Reden des Führers im Radio übertragen wurden, und im ‚Bödelstedter Boten‘ überschlug sie die ersten beiden Seiten. Streng achtete sie aber auf alles, was im Hause und in Bödelstedt geschah, und sie ließ sich nicht in ihren Ansichten beirren, so daß meine Mutter es lange aufgegeben hatte, mit ihr zu streiten. Auch mein Vater, obwohl er meiner Großmutter immer zuhörte und zustimmte, kümmerte sich nicht um ihre Ermahnungen und die Bibelsprüche, die sie auswendig wußte. ‚Oma versteht die Zeit nicht mehr‘, sagte er zu mir, wie um sich zu entschuldigen, ‚und man muß doch mit der Zeit gehen, wenn man vorwärtskommen will.‘

Diese kurze Erinnerung wird fünf Jahre später von Anton Lumme breit ausgesponnen und ausgemalt; der entsprechende Abschnitt lautet in der zweiten Fassung:

„Das ganze Haus freute sich mit Anton über seine Beförderung zum Oberhordenführer. Die Mädchen kamen und knicksten,

August Lumme spendierte seinem Sohn ein Fünfmärkstück, und seine Mutter steckte ihm zwanzig Mark zu. Nur Antons Großmutter weigerte sich, die durch stete Bewährung erdiente Rang-erhöhung zu würdigen. Die braunen Hemden paßten nicht in ihre Welt, und mit zunehmendem Alter zeigte sie fast Abscheu vor Uniformen überhaupt, so daß August Lumme darauf bedacht sein mußte, daß ihre gelegentlichen Äußerungen nicht aus dem Hause getragen wurden.

Von Jahr zu Jahr wurde Antons Großmutter mehr vom Alter gezeichnet. Die bläulichen Lippen preßten sich immer schmäler zusammen, die Hände verloren ihre Sicherheit, die Schritte wurden kürzer und schwerfälliger. Nicht einmal bis zur Kirche wollten ihre Füße sie noch tragen, und kaum jemals trat sie noch in den Laden, um eine Kundin zu begrüßen. Ihre Bekannten kamen zudem immer seltener: Alter und Krankheit zwangen sie in den Lehnstuhl, und die jungen Leute bekamen auch schon graue Haare und dachten anders als ihre Eltern.

Meistens saß Antons Großmutter jetzt in dem schmalen Zimmer neben dem Laden und strickte grobe graue Strümpfe, die niemand tragen wollte, und sie sah in den Spion vor ihrem Fenster. In Bödelstedt waren nur noch wenige dieser Spiegelkästen zu finden, und auch Lummes Spion war eines Tages von randalierenden Arbeitslosen abgerissen und auf den Hof geschleudert worden. Doch August Lumme ließ sich die Reparatur etwas kosten, um seiner Mutter das Guckloch in die Welt zu erhalten. Zwar verstand sie diese Welt nicht mehr; doch sie sah die vertrauten Umrisse der Straße, und wenn die erste Nachmittagsstunde die ziegelgelben Bürgersteige und die grob gepflasterte Fahrbahn still werden ließ, gewannen manchmal im halben Schlummer zwischen den Spiegeln ihre Erinnerungen Gestalt.

Viele Stunden lang saß sie hinter den vergilbten Gardinen und rührte sich kaum. Wenn sie aber den Postboten in die Straße einschwenken sah, wurde sie unruhig. Sie ordnete ihr Haar, das zu einem spärlichen Knoten zusammengekämmt war, fuhr über die schwarzen Falten ihres langen Rocks, tastete nach der Silberbroche am Hals, die sie – ein Geschenk ihres Mannes – immer zu tragen pflegte, und wenn der Briefträger, langsam zwischen den Häusern hin- und herpendelnd und hier und dort noch durch

ein kleines Gespräch aufgehalten, herangekommen war und gegenüber in Weetes Haustür verschwand, griff sie nach ihrem Stock und erhob sich. Sie ging dem Briefträger nicht mehr wie früher bis in den Laden entgegen. Doch sie stand vor ihrem Sessel, bis eines der Mädchen hereinrief: ‚Nichts für Sie, Frau Lumme!‘

Wenn aber ein Brief gekommen war, einmal oder auch zweimal im Monat, setzte sie sich und hielt den Umschlag erst eine Weile in der Hand, ehe sie eine Haarnadel aus dem Knoten zog und ihn aufriß. Was sie für Post erwartete, sagte sie niemandem; doch jeder im Hause wußte, daß sie immer noch auf ein Lebenszeichen ihres Ältesten hoffte, Wilhelm, der 1915 in Masuren gefallen war. Es kamen aber nur Drucksachen von Moselkellereien und Lebensversicherungen, und einmal im Monat schrieb Henny ein paar freundliche Zeilen.

Antons Tante Henny hatte schon vor dem großen Krieg den Dr. phil. Erwin Stechnagl geheiratet. Immer noch flüsterte man sich in Bödelstedt die widersprechendsten Gerüchte darüber zu. Die Tatsache jedenfalls stand fest, daß Henny Lumme damals mit dem ältesten Sohn des Textilwarenhändlers Hinrichsen so gut wie verlobt war. Dr. Stechnagl trat in ihr Leben, als er sich bei einem kurzen Aufenthalt in Bödelstedt, der der Besichtigung des Hauptaltars der Stadtkirche gegolten hatte, in Lummes Laden nach etwas ‚Geselchtem‘ erkundigte. Nichtsahnend duldeten Hennys Eltern dann zwei höfliche Briefe des süddeutschen Privatgelehrten an ihre Tochter, sahen aber den dritten, vierten und fünften nicht, so daß sie eines Tages in Hennys leerem Zimmer einen Brief ihrer Tochter fanden, sie wolle der Stimme ihres Herzens folgen und Dr. Stechnagl ehelichen. Gleichzeitig hatte Henny um Vergebung gebeten, die ihr Vater ihr jedoch zeit seines Lebens nicht gewährt hatte. Erst zum Begräbnis des alten Herrn war Henny wieder nach Bödelstedt gekommen, begleitet und geführt von ihrem Gatten, der einen mächtigen Kranz mit Seidenschleife am Grabe niederlegte. Während Henny an der Schulter ihrer Mutter weinte, legte auch August Lumme den Arm brüderlich um sie, obwohl er es nicht ungern gesehen hätte, wenn seine Schwester weiterhin von der Familie und damit von der Erbschaft ausgeschlossen geblieben wäre. Sogar dem seltsamen Schwager bot er mit kräftigem Schulterschlag die

Freundschaft an, was ihm insofern unbedenklich erschien, als Dr. Stechnagl von der beträchtlichen Hinterlassenschaft seines Vaters, eines Brauereibesitzers, durchaus sorgenfrei lebte und deshalb nicht zu erwarten stand, daß Stechnagls sich jemals in finanziellen Angelegenheiten nach Bödelstedt wenden würden. Künftig sandte August Lumme sogar jeden Weihnachten einen halben Schinken an seine Schwester, die allerdings nicht geneigt schien, diese Gaben als Abfindung für ihr Erbteil anzusehen. Zwar schrieb sie nichts davon in ihrem jährlichen Neujahrsbrief an ihren Bruder, und August Lumme beruhigte sich selbst mit Gedanken an das erhebliche Vermögen sowie an die Kinderlosigkeit seines Schwagers. Bei Gelegenheit aber war in Hennys Briefen doch von gewissen Ansprüchen die Rede, und die Lage erschien plötzlich ausgesprochen bedrohlich, als Henny eines Tages schrieb, Stechnagls Vermögen sei durch eine Reihe unglücklicher Spekulationen nahezu am Ende.

Erwin Stechnagl hatte selbst einen Schreibmaschinenbrief an seinen Schwager beigefügt, in dem er darauf hinwies, daß es unter den obwaltenden mißlichen Umständen für ihn gelte, seine bedeutenden wissenschaftlichen Kenntnisse und Fähigkeiten mehr als bisher in den Dienst des Broterwerbs zu stellen. Zu diesem Behufe gedenke er sich als Sippenforscher zu betätigen, welcher Beruf ihm über die gegenwärtige Konjunktur hinaus unter dem schützenden Dache eines völkisch gesinnten Vaterlandes zukunftsicher zu sein scheine. Für die Zulassung sei allerdings neben einem Befähigungsnachweis, den beizubringen ihm nicht schwer fallen werde, auch ein recht verzweigter Abstammungsnachweis erforderlich, für den auch die Beurkundung der Tatsache notwendig sei, daß er, Stechnagl, nicht artfremd versippt sei, und seine Bitte gehe deshalb dahin, ihm doch zur Vervollständigung seiner Unterlagen die Ahnen-Urkunden seiner lieben Schwägerin Rosa zur Verfügung zu stellen.

„Wenn's weiter nichts ist!“ sagte August Lumme erleichtert, ohne etwas von den Widrigkeiten zu ahnen, die sich aus der Übersendung der fotokopierten Brzoczschen Ahnenreihen ergeben würden. Nach einem überschwenglichen Dank für die von Kollegenhand so vorbildlich aufbereitete Geschlechterfolge kam nämlich bald ein zweiter Brief Stechnagls, der im Tone sachli-

cher Empörung die ernstesten Bedenken vorbrachte, ob denn auch wohl die vorgelegten Photokopien samt und sonders einer strengen Prüfung auf ihre Echtheit standzuhalten vermöchten; er, Stechnagl, hege die stärksten Bedenken, und wenig später sah August Lumme sich zu seinem größten Unbehagen als Zeuge vorgeladen in einem Verfahren, das auf Betreiben Stechnagls gegen den Berufssippenforscher angestrengt worden war, der ein Jahr zuvor die bedrohlichen Lücken in Antons Ahnentafel so überzeugend ausgefüllt hatte.

Gewiß wäre es zu einem Prozeß gekommen, über dessen Ausgang und dessen Folgen August Lumme sich wenig Illusionen machte, hätte nicht der angeklagte Sippenforscher gerade jetzt ein hohes Amt in Berlin übernommen. So sah der zuständige Staatsanwalt rechtzeitig die Geringfügigkeit der Angelegenheit ein, und das Verfahren wurde niedergeschlagen. August Lumme atmete auf, als er den Bescheid erhielt, daß seine Aussage nicht mehr benötigt werde. Sein Schwager allerdings war in eine schwierige Lage geraten: Sein Antrag auf Zulassung als Berufssippenforscher wurde kurzerhand abgelehnt, und es drohte ihm sogar ein Parteiausschlußverfahren, so daß auch seine neuen Pläne – er wollte sich nunmehr als freier Schriftsteller versuchen – zum Scheitern verurteilt gewesen wären. Doch schließlich blieb es bei der Drohung, und fortan sah Erwin Stechnagl seinen Namen öfter in einer bayerischen Heimatzeitung gedruckt, von der er noch einige Anteile besaß.

Henny schrieb einige zusätzliche Briefe an ihre Mutter, und den flehentlichen Bitten der alten Frau, die ihre Tochter dem Hungertode nahe glaubte, gelang es schließlich, August Lumme zu regelmäßigen Fleischlieferungen an Stechnagls zu bewegen, die jetzt allerdings genauestens berechnet und samt Porto- und Verpackungskosten auf einem Sonderkonto ‚Erbschaft Henny‘ verbucht wurden.

Davon erfuhr Antons Großmutter nichts. ‚Mama ist nicht mehr ganz auf der Höhe‘, meinte August Lumme zu seiner Frau, und ähnlich pflegte er seine Mutter zu entschuldigen, wenn sie ihn von Zeit zu Zeit ermahnte, nicht von Gottes Pfaden zu weichen und vor allem den Umgang mit den braun Uniformierten zu meiden, die mit grölenden Liedern vorbeimarschierten. ‚Das

nimmt kein gutes Ende', sagte sie, und sie war tief verstört, als sie eines Tages ihren eigenen Sohn in der Kolonne entdeckte. Immer häufiger wurde sie jetzt von einem seltsamen Zittern befallen, so daß sie ihre Hände untätig im Schoß halten mußte, und ihr kleines Gesicht unter dem dünnen weißen Haar schüttelte unaufhörlich hin und her.

„Oma versteht die Welt eben nicht mehr', sagte August Lumme zu seinem Sohn. „Aber wer weiterkommen will, der muß mit seiner Zeit gehen – klar?! Auch wenn man sich manchmal ein bißchen bücken muß!“

Es folgt nunmehr der entsprechende Abschnitt aus der dritten Fassung der Aufzeichnungen Anton Lummes, der übrigens wiederum von Tante Tine erzählt wird; ein Auszug dürfte genügen, die gravierenden Unterschiede zwischen zweiter und dritter Fassung zu dokumentieren.

„Er muß mal wieder gestrichen werden, die Farbe blättert schon wieder ab, rechts an der Regenseite blättert sie immer zuerst ab, da wird sie rauh, und eines Morgens ist dann der erste Riß da, dann kommen immer mehr Risse und werden länger und brechen auf, und im Mai muß Hans Dörenkamp den Spion überstreichen, dann hängt er wieder grün vor dem Fenster – fast immer war er grün, grün wie die Fensterkreuze, die werden längst nicht so oft gestrichen, da hält die Farbe ein paar Jahre länger und ist dann immer ein paar Jahre grauer, weil der Regen dem Spion so zusetzt, und im Winter liegt Schnee darauf, und eigentlich tut es mir leid, wenn einer die weiße Mütze fortnimmt, das sind die Jungens, die werfen Schneebälle nach den Mädchen, wie damals zu meiner Zeit, Hans Dörenkamp traf mich einmal gerade am Hals, und der Schnee rutschte mir in den Nacken und über die Brust, aber wir waren so fröhlich damals, wir waren jung, damals, nun hat Hans Dörenkamp schon fünf Enkel, aber er kommt immer noch selbst, wenn der Spion gemalt werden muß, wenn die Risse wieder aufgebrochen sind in der Farbe, und man sieht in den Rissen die Farben von früher und damals: grün, schwarz, grün, schwarz, ganz dünne Schichten von Farbe und Staub, nur unten irgendwo ist ein Blau, aber das sieht man nur, wenn man es weiß, weil Papa damals alles blau streichen ließ, als Henny fort war, nichts sollte mehr aussehen wie vorher, auch

der Laden wurde gekachelt mit Weiß und Blau, und keiner durfte von Henny sprechen im Hause, und ich durfte sonntags nicht tanzen gehen, obwohl ich schon neunzehn war, wegen Henny, und ich saß zu Hause, und Henny war über alle Berge und kam nicht wieder nach Bödelstedt, bis Papa gestorben war, da kam sie mit Dr. Stechnagl, aber sie hatten keine Kinder. Es ist deines Ungehorsams Schuld, daß du so gestraft wirst, spricht der Prophet Jeremias im zweiten Kapitel, und sie hatten den größten Kranz am Grab, fünfundzwanzig Mark hat er gekostet, das war viel Geld damals, die ganze Stadt sprach davon, das hätte ja auch nicht nötig getan, aber Papa hatte ihr nicht vergeben, und Henny war zwanzig Jahre älter geworden und dick, und sie malte den Mund wie niemand in Bödelstedt, als ob das nötig gewesen wäre, in ihrem Alter, bei Papa wäre sie so nicht ins Haus gekommen. Und alle waren zwanzig Jahre älter geworden, neununddreißig war ich und immer noch Fräulein Lumme, nun durfte ich tanzen gehen, aber es tanzte niemand mit mir, und Rosa war auch schon da und Toni, der hatte ein schwarzes Mützchen auf und fragte immer nach Opa und weinte, weil Oma weinte, aber August schimpfte ihn und sagte, ein Lumme weint nicht, papperlapapp und punktum, und August hatte vergessen, ein frisches Taschentuch einzustecken, Rosa achtet ja nie darauf, in Polen ist das wohl anders, sie kann ja nichts dafür, daß sie aus Polen ist, aber als August sich auf dem Friedhof ins Rotkarierte schneuzte, hatten die Leute wieder genug zu reden, Rosa merkt sowas nie. Sie haben sich dann gestritten wegen dem Pflichtteil, aber als Mama gestorben war, am 3. November 1939, Polen war da schon vorbei und jeder hatte gesehen, was Polen wert war, wir wußten das ja schon vorher, Mama hielt nie was von Rosa, sie hatte Rosa sofort erkannt, aber nur nichts gesagt, wegen August und weil das Kind schon kam, nach sechseinhalb Monaten, das war bei Lummes bis dahin nicht üblich, aber nach Mamas Tod ging es erst richtig los mit dem Streit um die Erbschaft. Und es war eine große Beerdigung, obwohl Mama schon viele Jahre nicht mehr unter die Leute gekommen war, sie saß hier immer am Fenster, hinter dem Spion, aber damals war Krieg, und jeder stellte sich gut mit Lummes, sogar über Rosa sagten die Leute nichts mehr, obwohl jeder wußte, daß sie aus Polen war und wie sie war – 113 Kränze

kamen, und sogar die SA marschierte zum Friedhof mit und die Bürgerschützen und natürlich die Feuerwehr, es war eine schöne Beerdigung, beinahe so groß wie bei der alten Frau Voß, wenn auch natürlich nicht ganz so groß, Mama hatte nie was für Spenden gegeben, Das wird im Laden gemacht, sagte sie, und nicht mal in Tonis Sammelbüchse steckte sie einen Groschen, und die Leute wußten natürlich, daß Mama nichts gab für Winterhilfe und Volkswohlfahrt – Toni versuchte immer, ihr das zu erklären, warum das so war mit der Volksgemeinschaft und mit dem Führer, ein Volk, ein Reich, und alle mußten doch spenden und opfern, aber Mama schüttelte nur den Kopf, sie wollte das nicht, sie verstand das alles nicht mehr, und es war ihr auch gar nicht recht, daß August in der SA marschierte und sich jetzt mit Scheele duzte, der war auf dem Rathaus, weil er schon lange in der Partei gewesen war, aber sonst konnte er nichts – sie wollte das nicht und hörte nicht auf Toni, der war nun Führer im Jungvolk und konnte alles erklären, warum vielleicht noch nicht alles so war, wie es wohl sein sollte, weil der Führer nicht überall hinsehen konnte, gerade in Bödelstedt, daß sie den Lehrer Martens mit halber Pension entlassen hatten, und die Leute sprachen davon, daß Butenschön nicht von allein im Schalsee ertrunken war, obwohl Butenschön ja nicht jemand war, um den sich die Aufregung lohnte, und die Witwe hat jetzt ihre schöne Rente und macht noch beim Konsum sauber, da soll sie sich nicht beklagen. Und Mama sah ganz böse in den Spion, wenn sie heranmarschierten vom Diepentor und fortmarschierten zum Markt auf der anderen Seite, daß die Scheiben klirrten, und nun sitze ich hinter Mamas Spion und die anderen warten, daß sie das Zimmer kriegen, sie wollen den Laden vergrößern, aber da sollen sie warten, bis ich nicht mehr da bin, und den Spion lasse ich mir nicht nehmen, was geht es mich an, daß wir die letzten sind in der Diepentorstraße mit einem Spion am Fenster, der fängt die ganze Straße in seinen Spiegeln, und niemand sieht mich hinter dem Vorhang, und das ist auch recht so, denn was soll eine alte Frau auf der Straße, keiner sieht sie noch richtig an, und die Kinder wissen nicht, ob sie grüßen müssen und grüßen dann nicht, und die Diepentorstraße vor meinem Fenster ist mir genug – sie können mir viel erzählen vom Fernsehen, daß man dabei ist und sieht die

Minister und Präsidenten, wie sie die Hände schütteln und fahren mit dicken Autos und lachen so breit, daß man meint, sie erzählen sich immer nur Kegelwitze, und man sieht, wie die Erde bebt und wie sie sich streiten im Bundestag und daß es nun alles besser wird nach den Wahlen und wie sie schießen und schießen üben überall auf der Welt, da will ich gar nicht dabei sein, das Flimmern macht mich nur krank, wie geschrieben steht im zweiten Buch Mose: Sei ferne von falschen Sachen – das kann man wohl sagen.”

Hier darf ich abbrechen. Der denkende Leser – und nur für ihn, nicht für die gedankenlose und nur zu leicht verführbare Masse habe ich mich der Aufgabe unterzogen, Anton Lummes Schriften herauszugeben – wird sich ohne Schwierigkeit selbst ein Urteil bilden können.

Wir haben im übrigen in den bisher zitierten Abschnitten manche kleinen Blicke auf Bödelstedt werfen können, ohne daß sich die Stadt, welche der Schauplatz aller dieser Ereignisse war bzw. ist, bisher mehr als in vagen Umrissen abgezeichnet hätte. Ich möchte deshalb an dieser Stelle zunächst jene kleine Stadtgeschichte Bödelstedts einführen, die ich, wie bereits mitgeteilt, anlässlich des 675jährigen Jubiläums unserer Heimatstadt schreiben durfte. Dabei habe ich mir erlaubt, hin und wieder zu kürzen, andererseits aber einige mir wesentliche Abschnitte, die seinerzeit dem unerbittlichen Rotstift des Verkehrsamtes zum Opfer gefallen waren, wieder einzufügen, soweit sie mir zum besseren Verständnis beitragen zu können schienen. Den Charakter der Festschrift als solchen habe ich allerdings nicht geändert, weil ich nicht annehmen möchte, irgend jemand könnte sich daran stören. Der Leser wolle aber bei der Lektüre berücksichtigen, daß mein Text nicht auf wissenschaftliche Vollständigkeit abzielte, sondern vornehmlich auf rasche und angemessene Unterrichtung – vor allem auch unserer heranwachsenden Jugend, der die Grundlagen eines echten, beständigen Heimatgefühls zu vermitteln mir stets ein besonders wichtiges Anliegen gewesen ist. Sollte man hin und wieder von einem gewissen liebevollen Überschwang angerührt werden, so möge man sich sagen, daß die Liebe zur angestammten Heimat auch einen gereiften Mann mit immer noch jugendlichem Herzen zuweilen einmal hinrei-

ßen kann – in aller Bescheidenheit möchte ich sagen: zu gleichsam poetischem Schwung. Andererseits wird nicht nur der Kenner der Bödelstedter Verhältnisse leicht einsehen, daß verschiedene Bemerkungen und Hinweise am Rande unumgänglich notwendig waren, da die ansprechende Broschüre – im Original auf 120 g Kunstdruckpapier feinsten Qualität – keineswegs billig in der Herstellung war, so daß ein Großteil der Unkosten nur durch den Anzeigenteil gedeckt werden konnte, sollte das Werk nicht unerschwinglich werden.

„Willkommen im lieblichen Bödelstedt! Allen Freunden von fern und nah, die aus dem festlichen Anlaß unserer 675-Jahresfeier herbeigeeilt sind, entbieten wir unsere herzlichsten Grüße und hoffen wir, daß unsere lieben Gäste nur Stunden der Freude und der Entspannung in unseren altehrwürdigen Mauern vorfinden werden.

Dieser kleine Führer durch die 675jährige Geschichte und die Sehenswürdigkeiten unserer Heimatstadt soll mit dazu beitragen, unseren Gästen ein recht lebendiges Bild von Bödelstedt nahezubringen, und zwar gerade aus Anlaß des lange erwarteten Fest- und Ehrentages. Denn eines kann man den Bödelstedtern bestimmt nicht nachsagen: Seit grauer Vorzeit haben sie sich weitem im Lande den Ruf bewahrt, daß sie die Feste zu feiern wissen, wie sie fallen. Nicht nur der hiesige Aquavit ist weit über die Grenzen unserer Vaterstadt hinaus zu einem Begriff geworden und kann sich wohl messen mit Markenware aus Kiel und Kopenhagen; auch andere kulinarische Genüsse haben bekanntlich den guten Ruf Bödelstedts bis in die fernsten Erdteile getragen (siehe auch den Anzeigenteil, S. 19 ff). Hier lebt seit alten Zeiten ein kräftiger, biederer Volksstamm, der mit Messer und Gabel ebensogut umzugehen weiß wie, in den Notzeiten des Vaterlandes, mit Säbel und Gewehr, und Bödelstedter Würstchen sind wohl jedem ein Begriff geworden, der sie einmal genießen durfte.

Aber auch der Geist unserer Zeit hat in unserer Stadt, die sich so anmutig an die grünen Ufer des Schalsees schmiegt, seit jeher kräftige Wurzeln geschlagen. Der Dichter unseres Heimatliedes, Konrektor i. R. Adalbert Martens, hat Bödelstedt in einem glücklichen poetischen Bilde mit einer Glucke verglichen, die treu und

gewissenhaft ihre Kücken unter ihrem Gefieder hütet und wärmt, und das gewiß mit Recht. Denn nicht nur die brandenden Kräfte des Fortschritts haben in langen Jahrhunderten ihre Wellen an unsere trutzigen Mauern geschlagen; vor allem und insbesondere die bewahrenden und heilenden Kräfte haben in Bödelstedt stets eine schöne Heimstatt gefunden. 675 Jahre städtischer Geschichte bedeuten schon etwas in unserer schnellebigen Zeit, und wenn zum Ehrentage unserer Vaterstadt zahllose Freunde von weit und breit herbeieilen, um gemeinsam diesen Geburtstag festlich zu begehen, dann wollen wir nicht vergessen, daß wir es nur der unerschrockenen Kraft und Beständigkeit unserer Väter und Vorväter zu danken haben, wenn wir heute dieses Jubiläum im alten Geiste gemütlich feiern können.

Bödelstedt wurde bekanntlich nach der blutigen Schlacht am Bödelberge durch Graf Heinrich den Stolzen gegründet. Wo sich heute noch der gotische Turm der Stadtkirche als ein unübersehbarer Zeigefinger erhebt, da legte Graf Heinrich seine Ritterfaust auf den blutgetränkten Heimatboden und zeichnete mit kühnen Strichen den Plan der Stadt, der für Jahrhunderte Vorbild bleiben sollte. Sicher wäre Bödelstedt vielleicht noch größer und reicher, noch mächtiger geworden, wenn es beispielsweise am offenen Meer gelegen hätte. Aber gerade in der Beschränkung zeigt sich bekanntlich der Meister, und so dürfen wir heute mit berechtigtem Stolz bewundern, wie sich unsere schmucke Stadt abseits der großen Handelsstraßen, angewiesen nur auf die Kraft und Tüchtigkeit ihrer fleißigen Bürger, durch lange und teilweise schwere Jahrhunderte erhielt und zu einem eigenständigen Gebilde von unverwechselbarer Prägung heranreifte. ‚Hie Bödelstedt allewege‘: Unter diesem tapferen Wahlspruch zogen schon im 15. Jahrhundert nach der Zeitwende wagemutige Bödelstedter hinaus in die weite Welt, und wenn auch viele nicht heimkehrten aus Kampf und Not um den bedrängten Lebensraum unseres Volkes – die Kunde ist uns doch überkommen, daß sie sich draußen am Feinde bewährt haben und wacker beigetragen, unserem Vaterlande zu dienen.

Wer unsere Stadt aus der Vogelschau betrachtet, der sieht noch heute den genialen Plan, nach dem Graf Heinrich der Stolze Bödelstedt anlegen ließ (vergleiche auch das Gemälde im Trep-

penhaus des Neuen Rathauses). In der Mitte wurde, damaligem Brauch entsprechend, die Kirche errichtet, ein typisches Meisterwerk norddeutscher Backsteingotik und zugleich Mahnmal uralter Vätersitte, während der Marktplatz zum Zentrum von Handel und Verkehr wurde. Hier treffen sich die Straßen aus allen vier Winden, hier stand seinerzeit auch der gedrungene Bau des Alten Rathauses, der leider schon Anfang unseres bewegten Jahrhunderts dem immer stärker anschwellenden Straßenverkehr weichen mußte. Vier mächtige Tore krönten die starke Mauer, hinter der sich Bödelstedts Bürger zu Schutz und Trutz zusammenfanden, um in nimmer versagender Einsatzbereitschaft ihr Hab und Gut, ihr Weib und Kind gegen den frechen Feind zu verteidigen. Leider dräut heute nur noch das Diepentor mit seinen abwehrbereiten Ziegelwänden, ein erhebendes Denkmal der Bödelstedter Geschichte. Die verfallene Stadtmauer konnte aber in den letzten Jahren dank der unermüdlichen Bemühungen des Heimat- und Verkehrsvereins auf einer Länge von 157,4 Metern neu erstellt werden, ein bemerkenswertes Zeugnis der wehrhaften Gesinnung und Baukunst unserer Altvorderen, die nur in den Jahren 1410, 1495, 1530, 1535, 1587, 1613, 1628, 1638, 1639, 1640, 1688, 1714, 1763 und 1806 vor jeweils übermächtigen Gegnern kapitulierten – zwar gebeugt, aber nicht gebrochen in ihrem Lebenswillen. Auch manche traulichen Straßen und Gassen der Altstadt konnten in ihrem anheimelnden Charakter erhalten und renoviert werden, so daß von Jahr zu Jahr mehr fremde Gäste einen bewundernden Gang durch Bödelstedt zu einem Höhepunkt ihrer Ferien gestalten, um sich anschließend von der bekannt gepflegten Gastlichkeit unserer Stadt zu zivilen Preisen erquicken zu lassen.

Ein Rundgang durch Bödelstedt beginnt zweckmäßigerweise mit einer Besichtigung des historischen Diepentores, dessen stattlicher Torbogen auch heute noch wie in alten Zeiten den modernen Verkehrsstrom bewältigt und jeden Betrachter durch seine Ausgewogenheit überzeugt und begeistert. Wir gehen dann die Diepentorstraße in Richtung Marktplatz, wo das geschäftliche Leben der Stadt seit jeher am kräftigsten pulst (siehe Sammelanzeige auf den Seiten 22/23). Linker Hand beachten wir das ansehnliche Haus Nr. 27, in dem seit ungefähr zweihundert Jah-

ren die allbekannte Schlachterei Lumme ihre Geschäfts- und Wohnräume hatte; unter dem hohen Dach mit Patriziercharakter zeigen heute noch die blitzblanken Fensterscheiben die berühmten Bödelstedter Wurstspezialitäten in gleichbleibender Qualität, wenn auch ein neuer Inhaber die erloschene Familientradition fortführt.

Vom Marktplatz her weist uns nun der schlanke Kirchturm den Weg. Im übrigen gibt auch das 1908 errichtete Neue Rathaus dem Platz mit seinem würdigen Stil eine eigene Note und darf als bauliche Sehenswürdigkeit genannt werden. Freunde verschwiegen-romantischer Winkel machen einen raschen Abstecher in die schmale Königstraße, wo sich – vor allem bei Nachmittagssonne – eine Anzahl malerischer Ansichten finden, die das Herz jedes Fotografen höher schlagen lassen. Durch einen verträumten Fußweg, den moosbedeckten Grünen Gang, gelangen wir dann über die Reifergasse zum Marktplatz zurück, der gerade von dieser Stelle aus seinen Charakter als offener Platz aufs schönste darbietet. In der nur durch die verkehrsreichen Straßeneinmündungen unterbrochenen Reihe sauberer Häuser, teilweise völlig renoviert und instandgesetzt, ragt zur Rechten das Textilkaufhaus Hinrichsen mit seinen freundlich einladenden Schaufenstern hervor, in denen sich stets die neuesten Modelle der Saison spiegeln, während von der anderen Seite her, in seinem gepflegten altdeutschen Ziegelrot nicht weniger bemerkenswert, die gutgestaltete Fassade des traditionsreichen Kolonialwarenladens Meyerbein (seit 1834) herübergrüßt.

Unser Rundgang führt uns nunmehr zu der stolz aufragenden Stadtkirche. Kein Freund der vaterstädtischen Geschichte und Kultur wird versäumen, einen langen Blick in die gotisch gewölbten Schiffe zu werfen (Schlüssel erhältlich in der Propstei, Am Markt 1; auch dieses Gebäude im klassizistischen Stil sollte der Heimatfreund übrigens nicht übersehen). Hinter den leuchtend bunten Glasscheiben der spitzbogigen Fenster finden wir u. a. ein beachtliches Kruzifix aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, eine feine Schnitzarbeit, deren bodenständiger Charakter auf einen eingesessenen Bödelstedter Künstler hindeutet, dazu der berühmte Hauptaltar mit echt vergoldetem Knorpelschmuck im Stile des beginnenden 17. Jahrhunderts, dessen Ab-

bildung in keiner kunstgeschichtlich interessierten Heimatgeschichte fehlen darf. Am Ausgang werfen wir noch einen Blick auf eine graue Steintafel (links), die in verwittertem Latein von der Stadtgründung berichtet, und wenden uns dann nach rechts zur Brückenstraße, die, wie der Name schon andeutet, zur Schalseebrücke hinunterführt und ein schönes Beispiel Bödelstedter Stadtbaukunst bietet. Unter den Baulichkeiten fällt das Haus Nr. 19 mit seiner zierlichen Fachwerkfront auf, hinter der das nach neuesten Erkenntnissen umgestaltete Anwesen des Bauunternehmers Berger sich verbirgt.

Kenner und Freunde sehenswerter Baulichkeiten dürfen wir noch auf die gut erhaltenen Bürgerhäuser Grabenstraße 14 und Kronenweg 5 (Redaktion der Heimatzeitung ‚Bödelstedter Bote‘) verweisen, wie schließlich auch auf ein 1929 im modernen Stil errichtetes Wohnhaus am Stadtpark, in dem seinerzeit ein Wohltäter Bödelstedts, der Kommerzienrat Bernstein, seinen Lebensabend verbrachte (eine kleine Gedenktafel findet sich neben dem Eingang).

Man sieht, auch die neue Zeit hat nicht Halt gemacht vor den ehrwürdigen Mauern unserer Stadt, auch sie hat den Zugang zu Bödelstedt gefunden, das längst seine alten Grenzen gesprengt hat. Gerade die gelungene Synthese zwischen Alt und Neu ist ja ein unverwechselbares Zeichen für den unvergleichlichen Reiz Bödelstedts! Kein Besucher unserer Stadt kann die mächtigen Getreidesilos am Schalsee übersehen, in denen im Herbst die Firma I. P. Voß die goldene Frucht der grünen Felder sammelt, keiner wird unbeeindruckt bleiben von unserem kühn aufragenden Wasserturm im neugotischen Stil, der seit fast 65 Jahren zusammen mit dem Kirchturm die zauberhafte Silhouette unserer Stadt gegen den roten Abendhimmel prägt.

Nicht zu vergessen ist schließlich die grüne Umgebung unserer Stadt, jene bezaubernde Kette lieblicher Endmoränenhügel und blauer Wälder, in denen noch heute zur Herbstzeit der wilde Brunstschrei des Hirsches röhrt, in denen immer noch fleißige Frauen den köstlichen Pfifferling, die saftige Preiselbeere und die schwarzbraune Haselnuß suchen und finden. Bödelstedt, das ist gleichsam eine kostbare Perle in einem beinahe verwunschenen Paradies, abseits der großen Straßen des lärmenden Ver-

kehrts, und vornehmlich der unermüdlichen Aufklärungsarbeit des hiesigen Heimat- und Verkehrsvereins ist es zu danken, daß immer zahlreichere Besucher aus unserer gehetzten und leider oft seelenlosen Zeit einen Einblick in dieses Paradies tun dürfen, betreut von einer fürsorglichen und erfahrenen Gastronomie, die ihre Gäste keineswegs nur mit dem bekannten Bödelstedter Nationalgericht ‚Würstchen bürgerlich‘ zu erfreuen vermag. Der greise Recke aus dem Sachsenwald, unser Bismarck, weilte schon 1896 anlässlich des Festkommerses der 400jährigen Bödelstedter Bürgerschützen in unseren Mauern und fühlte sich dem Vernehmen nach hier besonders wohl (in der ‚Bismarck-Stube‘ im Hotel und Restaurant ‚Deutsches Haus‘ ist noch heute das historische Glas zu besichtigen, aus dem Fürst Bismarck seinerzeit auf das Wohl der Bürgerschützen angestoßen hat).

Wohin man auch blickt: Überall verstärkt sich der Eindruck einer überaus lebensvollen, tüchtigen, dabei allem Neuen zutiefst aufgeschlossenen Stadt, in der sich Vergangenheit und Zukunft zu einem eindrucksvollen Sinnbild paaren, so daß wir dem Heute getrost die Stirn bieten können. Am alten Hospital zum Heiligen Geist, das im Jahre 1417 vor den Mauern der Stadt an der Stelle, wo heute der Wasserturm aufragt, für Pestkranke errichtet wurde, war vor Zeiten eine Steintafel befestigt, von der eine lateinische Abschrift dem Zahn der Zeit getrotzt hat. Diese Inschrift darf Bödelstedt auch heute noch mit Stolz für sich in Anspruch nehmen; sie lautet, in deutscher Übersetzung: ‚Niemals an gestern, immer an heute denken‘.

In diesem Sinne darf Bödelstedt den Kopf mit Recht hoch tragen. So manche Stürme sind über unsere beschaulichen Dächer gebräut, so mancher Feind holte sich blutige Köpfe an unseren wehrhaften Mauern, und der Rote Hahn gar hat unsere Stadt mehrmals heimgesucht mit schaurigem ‚Feurio!‘ Trotz alledem hat Bödelstedt die Zeiten überdauert, 675 Jahre, und das ist nicht zuletzt dem kräftigen, biederem Volksstamm zu danken, der hier seit grauer Vorzeit seine Heimat gefunden hat.

Gewiß, auch in den Mauern unserer Stadt hat es bisweilen Zwietracht gegeben, und niemand kann sagen, wohin uns der steile Nornenpfad der Geschichte künftig noch treiben wird. Aber wie Bödelstedt den lieblichen Schalsee gleichsam mit offenen

Armen umfängt, so wollen auch wir es halten: ‚Hie Bödelstedt allewege‘ sei auch unser Wahlspruch, jetzt und immerdar!“

4 *Grundsätzliche Anmerkungen zum geistigen Standpunkt Anton Lummes, wie er sich besonders in seinem Verhältnis zum Herausgeber dokumentierte, sowie einige notwendige Klar- und Richtigstellungen des Herausgebers zur eigenen Person wie auch in bezug auf den hier wiedergegebenen Themenkreis: „Wie Antons Ahnen erforscht wurden“.*

Kehren wir nunmehr zurück von der liebenden Betrachtung Bödelstedts zu den lieblosen, ja nur zu oft boshaften Schilderungen, wie sie für die Aufzeichnungen Anton Lummes bezeichnend sind. Sicher würde es manchen Leser mehr erfreuen, wenn wir uns unserer so erfreulich aufstrebenden Gegenwart zuwenden würden, um das Gestern endlich Gestern sein zu lassen. Andererseits ist es aber doch leider so, daß die gehässig verzerrende Einstellung meines Schwiegersohnes zu jenem Gestern keineswegs ein Einzelfall ist, und es scheint wirklich an der Zeit, daß jene „Bewältigung unserer Vergangenheit“, wie sie heute gerade von der falschen Warte her gern genannt wird, endlich einmal geleistet wird. In diesem Sinne möchte ich sogar in den Niederschriften Anton Lummes, über deren zersetzende Absicht ich mich natürlich keinen Illusionen hingebe, so etwas wie einen moralischen Appell sehen: Sie können, richtig gelesen, zur Besinnung aufrufen, zur Rückbesinnung auf jene tiefen Quellen deutschen Geistes, die in den dunklen Jahren nach dem verlorenen Kriege versickert, ja teilweise mit voller Absicht zugeschüttet worden sind. Deshalb habe ich ja auch die gewiß nicht einfache und bestimmt nicht sonderlich dankbare Aufgabe auf mich genommen, die Aufzeichnungen meines Schwiegersohnes in angemessener Form herauszugeben. Daß mein eigenes altes Herz bei dieser Arbeit immer wieder die kaum vernarbten Wunden spürt, die mir die Zeit und vor allem Anton Lumme selbst zugefügt hat, dessen will ich nicht achten, wie ich mich ja auch über die skurrile Verzeichnung meiner Person in diesen Blättern großzügig hinweggesetzt habe.

Bereits in der Wahl des mir hier verliehenen Namens – Hafer! – verrät sich ein Grundzug der Niederschriften Anton Lummes: der Versuch, mit billigen äußerlichen Mitteln Effekte zu erzielen.

Ähnliches trifft ja auch für den erdachten Namen unserer Heimatstadt zu. Mir jedenfalls kommen bei dem Namen „Bödelstedt“, der auf keine zwingende sprachliche Wurzel zurückgeführt wer-

den kann, immer Assoziationen, die sich mit dem Wortklang ö d e verbinden, also: öde, blöde, verblöden, auch röde (rüde!) usw., und eben dies dürfte in Anton Lummes Absicht gelegen haben.

Trotzdem bleibe ich selbstverständlich dem Prinzip absoluter Dokumententreue verbunden und übernehme den mir zugedachten Namen, ohne damit allerdings jene Figur zu werden, als die ich in allen drei Fassungen der Aufzeichnungen meines Schwiegersohnes erscheine. Ich möchte zunächst ein bezeichnendes Beispiel dafür geben, wie „Herr Hafer“ durch Anton Lumme dargestellt wird, und zwar an Hand von Begebenheiten aus dem Jahre 1934, als ich bereits an der Bödelstedter Mittelschule unterrichtete (insofern – allerdings auch nur insofern! – trifft das Geschilderte tatsächlich zu):

„Herrn Hafer sahen wir nie mehr ohne das runde Parteiabzeichen am Rockaufschlag. Er lehrte Biologie. Zu Beginn seiner Stunde mußten wir stehend Zitate anhören, hinter denen er eine gewichtige Pause machte, um dann, wie zum erstenmal, zu sagen: ‚Adolf Hitler, Mein Kampf – Heil Hitler!‘ Wir hoben steif die rechten Arme bis zur Augenhöhe wie er, ehe wir uns setzten, um dann von Herrn Hafer mehr zu hören, als in unseren Biologiebüchern – sie waren noch älteren Jahrgangs – verzeichnet war.“

Ich darf hier vielleicht kurz darauf hinweisen, daß jene kleine Zeremonie zu Beginn der Stunde nichts anderes war als ein pädagogisch gewiß nicht uninteressanter, seinerzeit zweifellos fortschrittlicher Versuch, die Kinder zu verantwortlichem politischem Denken zu erziehen, wie es ja auch heute mit Recht immer wieder gefordert wird. Gerade bei der Auswahl der Zitate aus dem damals allgemein hochgeschätzten und über die ganze Welt in Millionenauflagen verbreiteten Buch des seinerzeitigen Reichskanzlers habe ich stets besondere Mühe walten lassen, und mein Eindruck, daß die Kinder mir gesammelt und mit geradezu gläubigem Ausdruck lauschten, war gewiß keine Täuschung.

„Herr Hafer lehrte und bewies, daß in den mehr oder minder wertvollen Rassen die Urtatsachen menschlichen geschichtlichen Daseins beschlossen seien. Von den Mendelschen Kreuzungsversuchen an Erbsen und Bohnen über die natürliche Ausmerzungen unzureichenden Nachwuchses durch die weise Natur bis hin zum jüdisch verseuchten Ärztestand gab es für ihn nichts, was sich

nicht schlüssig in das neue Weltbild hätte einordnen lassen, und er tat alles, um seiner Überzeugung in Lehre und Tat Nachdruck zu verleihen. Seine Frau, die ihre beiden Töchter schon bis nahe an das heiratsfähige Alter heran erzogen hatte, schenkte ihm sogar, zur Überraschung der ganzen Stadt, noch eine dritte Tochter. Mein Vater bezeichnete das als lächerlich. Für mich aber wurde Herrn Hafers Lehre bald bitterer Ernst.”

Ich habe diesen Absatz aus der ersten Fassung der Aufzeichnungen, wie man verstehen wird, nur mit einigem Widerwillen zitiert, weil darin nicht nur mit frecher Schmähung und durchaus unerlaubter Vergrößerung wesentliche Geistesgüter herabgesetzt, sondern gleichzeitig auch Probleme meiner Intimsphäre angerührt werden, der gerade mein Schwiegersohn wohl hätte Ehrfurcht entgegenbringen sollen. Allerdings, dies ist nur ein Anfang dessen, was in Anton Lummes Aufzeichnungen mir und meiner Familie angetan wird! Bevor wir fortfahren, möchte ich deshalb versuchen, mit einigen Feststellungen und Anmerkungen dem Leser jenen Abstand von dem Geschilderten zu vermitteln, der allein ein adäquates Verstehen und Werten ermöglichen kann. Ich muß dabei wohl oder übel etwas näher auf meine eigene Person eingehen, und es bleibt mir leider nicht einmal erspart, auch sehr Persönliches aus meinem Leben und Werden mitzuteilen, ja zu bekennen.

Ich wurde im Jahre 1898 geboren, gleichsam eine späte Frucht jenes großen Jahrhunderts, an dessen Wiege noch ein Goethe, ein Schiller standen und das dann mit Nietzsches prophetischem Blick hinüberführte in die stürmischen Entwicklungen unseres, des 20. Jahrhunderts. Ich war – auch das muß ich wenigstens erwähnen, weil anders die Gründe und Hintergründe meiner Persönlichkeit dem Leser unklar bleiben würden – das uneheliche Kind eines gräflichen Hauslehrers, der, zweifellos ein überaus begabter Mann – ein Dichter vielleicht, wenn seine Lebensumstände ihm erlaubt hätten, Dichter zu sein –, weder fähig noch willens war, jenes gräfliche Dienstmädchen zu ehelichen, das meine Mutter wurde. Da er kurz vor meiner Geburt als Missionar nach Kamerun ging, wo er später, ein Opfer seiner Ideale, verschollen ist, ohne meiner Mutter etwas anderes zu hinterlassen als eben mich, lernte ich ihn nie von Angesicht kennen. Mei-

ner Mutter aber wurde gestattet, weiter im gräflichen Haushalt zu dienen, so daß ich in einer Umgebung heranwuchs, die der Entfaltung der bei mir früh zutage tretenden geistigen Anlagen nicht eben ungünstig war. Zwar war mir vorerst nur der Besuch der einklassigen Volksschule unseres Dorfes möglich. Aber durch einen verständnisvollen Lehrer wie vor allem auch durch die reichhaltige, von niemandem außer mir benutzte Schloßbibliothek mit zahlreichen kostbaren Bänden aus der großen Literatur des 18. Jahrhunderts wurde ich schon frühzeitig angeregt, jene Bezirke des Geistes zu suchen, in denen der deutsche Mensch seit je seine eigentliche Heimat findet. Meine frühe Vertrautheit mit den bedeutendsten Werken unserer klassischen Literatur hat im übrigen auch, wie der Leser gewiß schon erkannt haben wird, meinen Stil entscheidend geprägt, und unter glücklicheren Bedingungen hätte mir sicher Höheres gewinkt als das Leben eines Lehrers, später Mittelschullehrers in Bödelstedt. Wie die Verhältnisse aber nun einmal waren, stand mir, nachdem ich die Volksschule mit bestem Erfolg besucht hatte, zunächst nur der Weg über die Präparandenschule auf das Lehrerseminar offen, das ich tatsächlich im Jahre 1914 bezog. Diese Jahreszahl war aber bekanntlich nicht nur für mich von einschneidender Bedeutung: Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges mit seinem hohen Aufschwung nationaler Gesinnung wie auch der weitere Verlauf des Völkerringens wirkten prägend auf mein Leben und Werden ein. Im Jahre 1916 als Kriegsfreiwilliger zu den Fahnen geeilt, hatte ich mir bis zum Waffenstillstand nicht nur das Eisene Kreuz II. Klasse für Tapferkeit vor dem Feinde verdient, sondern ich war auch schon Gefreiter geworden, als der feige Dolchstoß in den Rücken der kämpfenden Front, der heute plötzlich nicht wahr gewesen sein soll, Deutschland zu Boden schlug und seinen unbarmherzigen Feinden auslieferte. Auch nach der schmachvollen Kapitulation diente ich dem Vaterlande zunächst noch weiter im grauen Rock, in einem jener Freikorps nämlich, denen unser Staat damals recht eigentlich seinen Fortbestand zu verdanken hatte. Im Jahre 1921 legte ich dann die erste Lehrprüfung ab, erhielt bald darauf eine Anstellung an der Bödelstedter Volksschule und heiratete meine Frau Hermine, geborene Schütze, die mir trotz der herrschenden Notlage zwei Kinder

gebar, meine Töchter Hertha und Hilda, die 1922 und 1923 das Licht der Welt erblickten.

Man wird mir glauben, daß ich trotz jener äußeren Bedrängnis, wie sie seinerzeit dem Volksschullehrerstand nahezu das tägliche Brot bedeutete, meinen Ehrgeiz nicht ruhen ließ. So legte ich nicht nur die zweite Lehrerprüfung mit gutem Erfolg ab, sondern bereitete mich in Jahren emsiger Arbeit auch auf die Mittelschulprüfung vor, die ich im Jahre 1930 bestand, ohne damals allerdings eine Aussicht auf Übernahme in den Mittelschuldienst zu sehen. Die Nachgeborenen machen sich ja meist gar keine Vorstellung davon, wie in jenen Jahren die allgemeine wirtschaftliche Notlage die Menschen prägte. Unter den gegebenen Umständen lag es für mich jedenfalls nahe, daß ich 1931 jener Partei mich anschloß, die mir am ehesten ein besseres Fortkommen sowohl für das schwer darniederliegende Vaterland wie auch für mich selbst versprach, zumal da diese Partei auch in manchen geistigen Grundhaltungen – ich will das hier nur sachlich feststellen – mit meinen an den modernen Naturwissenschaften, vor allem der Biologie, gewonnenen Erkenntnissen weitgehend übereinstimmte. Daß ich keineswegs ein Fanatiker war und bis heute allen modernen Strömungen des Geistes offengeblieben bin, wird der Leser gewiß schon selbst an der Art meiner Kommentierung festgestellt haben, die u. a. meine intensive Beschäftigung mit der zeitgenössischen Psychologie verrät, welche bekanntlich – auch das spreche ich sachlich und ohne Scham aus – gerade von jüdischen Forschern entwickelt worden ist.

Anton Lummes Aufzeichnungen versuchen nun, mich so darzustellen, als sei ich nichts als ein bloßer Opportunist gewesen. Schon die oben zitierten ersten Abschnitte jener Begebenheiten, mit denen wir uns hier befassen müssen, weisen darauf hin, und in der zweiten Fassung werden die entsprechenden Andeutungen und Hinweise noch verstärkt:

„Lehrpläne und Lehrbücher lehnte Herr Hafer seit einiger Zeit als verstaubt und volksfremd ab“, wird da gesagt, und der Erzähler tut so, als hätte meine nur allzu begründete Ablehnung der damaligen, völlig unzureichenden Lehrbücher erst nach dem großen Umbruch von 1933 eingesetzt. „Statt dessen entwickelte er auf der Grundlage der neuen völkischen Weltanschauung

neue Thesen und Ideen, die er seinen Schülern am Schluß der Stunde als ‚deutsche Leitsätze‘ zu diktieren pflegte. ‚Blut ist die Kraft der nordischen Völker‘, lernte Anton auf diese Weise und ‚Der Starke hat das Recht in seinen Stiefeln‘ – usw. Jedermann wird einsehen, daß ich Derartiges wirklich kaum diktiert haben kann; schon meine gründliche Vorbildung in klassischer Literatur hätte mich von solchen oberflächlichen, ja teilweise schiefen Formulierungen Abstand nehmen lassen.

Ganz infam aber wird die Verzerrung, ja Verballhornung meiner Person in der dritten Fassung der Aufzeichnungen, wenn Anton Lumme seine Tante Tine – wir haben ja die alte Dame, der so etwas zu denken bestimmt nie in den Sinn gekommen wäre, schon recht ausführlich kennengelernt – in einem Monolog sagen läßt:

„Das war Herr Hafer, der nie mehr ohne das Parteiabzeichen am Rockaufschlag auf die Straße ging; er trug das Parteiabzeichen sogar auf dem Wintermantel, und den Hut zog er niemals mehr und grüßte nur mit dem rechten Arm, wie sie das alle taten in seiner Partei, und er hatte es mit den Ahnen.“

Hier schleicht sich die bösertige Karikatur in die Darstellung ein – es kann überhaupt keine Rede davon sein, daß ich das Parteiabzeichen unvorschriftsmäßig auf dem Wintermantel getragen hätte! –, und zur Lächerlichkeit reizen soll natürlich auch die Feststellung, ich hätte es „mit den Ahnen“ gehabt. Tatsächlich lag mir die Ahnenforschung schon seit langem aus innerster Überzeugung am Herzen, und auch heute, das sage ich frei heraus, habe ich von jenen Erkenntnissen nichts verworfen, die seinerzeit meinen geistigen Weg wesentlich mitbestimmten. Daß im übrigen ausgerechnet Anton Lumme, dem ich stets mit einer gewissen Großzügigkeit entgegengekommen bin, mir einmal auf diese hinterhältige Weise Vorwürfe machen würde, das hätte ich damals gewiß nicht erwartet, das habe ich auch gewiß nicht verdient. Sogar aus Anton Lummes eigenen Aufzeichnungen geht eindeutig hervor, daß seine Abstammung seinerzeit mindestens fragwürdig erscheinen mußte, und er hätte mir wohl dankbar sein können, daß ich damals mit Rücksicht auf seine Familie, vor allem aber auch in Hinsicht auf seine wahrhaft liebenswerte Mutter, ein oder gar zwei Augen zudrückte, um ihm nicht den

Weg in die Zukunft zu versperren. Statt dessen stellt er mich so hin, als hätte ich persönlich etwas gegen ihn gehabt – ich zitiere wieder die dritte Fassung der Aufzeichnungen, den Monolog Tante Tines:

„Toni mußte so leiden unter Herrn Hafer, und alles nur, weil August Rosa geheiratet hatte, das hat ja auch niemand verstanden in Bödelstedt, das mußte ja doch nicht sein, das hätte man sicher auch anders regeln können, heiraten mußte er sie doch nicht, und darum mußte mein Toni nun leiden. Denn Herr Hafer ging damals in vorderster Front mit der Zeit ...”

Man beachte nur wieder die bewußt schiefe Formulierung! Und auch an dieser Stelle folgen dann wieder die willkürlich verzerrten deutschen Leitsätze, die angeblich Tante Tine mit Anton zusammen gelernt hat: „Wir haben sie alle gelernt, mein Toni und ich, und ich weiß sie noch alle, wir mußten sie damals ja lernen, Toni sollte doch nicht zurückbleiben in Biologie, gerade als Schlachter, und er schrieb sie deshalb in seiner schönsten Schönschreibeschrift ins Schönschreibeheft, ‚Freiheit findet der deutsche Mensch nur im Gehorsam‘ hieß einer, so haben wir das gelernt, und wir lernten auch, daß es nichts Reineres gab als das reine deutsche Blut, das war ein ganz besonders wichtiger deutscher Leitsatz für Herrn Hafer, und er meinte es sicher gut mit den Kindern, wenn Toni auch eine Zeitlang unter ihm leiden mußte, was war das schrecklich: Er hatte Drei minus in Biologie, obwohl er sich so viel Mühe gab und meldete sich sogar in der Stunde, aber Herr Hafer nahm ihn nicht dran und sah ihn gar nicht, weil damals Tonis Abstammung nicht gut genug war.”

Auch das trägt, für jedermann leicht erkennbar, den Stempel gehässiger Phantasie an der Stirn. Ich brauche wohl nicht zu betonen, daß mein angebliches Ignorieren des Knaben Anton Lumme bestenfalls dessen Einbildung gewesen sein kann, wahrscheinlich aber – ganz genau erinnere ich mich heute natürlich auch nicht mehr – eine bewußte nachträgliche Erfindung ist. Gerade in meiner ersten Zeit an der Bödelstedter Mittelschule – 1933 war ich endlich, meiner Vorbildung entsprechend, dorthin versetzt worden – achtete ich besonders streng auf den Unterrichtsverlauf, ja, ich fertigte damals zeitweise aus eigenem Antrieb Unterrichtsprotokolle an, um meine Lehrleistung überprü-

fen zu können. Wir müssen uns aber immer wieder ins Gedächtnis zurückrufen – und gerade bei der dritten Fassung der Aufzeichnungen aus dem Jahre 1962! –, daß wir es mit den Niederschriften eines psychisch Debilen zu tun haben. Man prüfe daraufhin auch den folgenden Absatz:

„Das war eine schlimme Zeit, obwohl Lummes doch schon seit 200 Jahren in Bödelstedt lebten und alles anständige Leute und ganz bestimmt keine Juden dabei, das gab es gar nicht in Bödelstedt und gewiß nicht bei uns, in Bödelstedt gibt es keine bessere Familie als Lummes, jedenfalls war das noch so zu meiner Zeit, von Rosa will ich lieber nicht reden, das ganze Unglück kam bloß wegen Rosa, das konnte ja auch nichts sein, wo sie aus Polen war, sie muß August richtig verhext haben damals, wo unsere Eltern so dagegen waren, Papa ist fast gestorben vor Ärger, und fünf Jahre später war er dann wirklich tot, ich habe doch alles erlebt, und August weiß das natürlich auch, wenn er es auch nicht wahrhaben will, aber im stillen gibt er Papa bestimmt jetzt recht. Damals war August natürlich wütend über Herrn Hafer und sagte: ‚Der ist ja verrückt!‘ sagte er. ‚Der soll bloß ruhig sein, so ein kümmerlicher Volksschullehrer, der wäre doch nie zur Mittelschule gekommen ohne die Partei, von so einem läßt sich ein Lumme doch nichts sagen, papperlapapp und punktum!‘ – weil Herr Hafer Tonis Abstammung so schlecht fand und nach Rosas Stammbaum gefragt hatte, und der war nicht da. Aber August sagte das nur im engsten Familienkreis, sonst hätte das dem Ladengeschäft schaden können, man soll die Kundschaft ja nicht verärgern, wo es nun grade bergan ging, und die neue Regierung war so tüchtig und brachte die Arbeitslosen weg von der Straße und steckte sie alle in Uniform, da lernten sie erstmal Haltung und Anstand, das kann man wohl sagen. Und Toni war auch richtig begeistert von Herrn Hafer, weil der nichts von Lehrbüchern hielt und einen Bekenntnisunterricht machte, und besonders wegen der Rassen, das wußte Herr Hafer genau. Zu meiner Zeit war das ja anders, und in der Bibel steht auch nichts davon, aber wer immer mit Hühnern und Schweinen und Rindvieh zu tun gehabt hat, der weiß schon, wie das ist: Da ist kein Huhn wie das andere, und weshalb soll es dann bei den Menschen anders sein? Wie geschrieben steht im

Buche Hiob im 12. Kapitel: Frage doch das Vieh, das wird's dich lehren. Aber Tonis Ahnentafel war damals gar nicht in Ordnung, und nur wegen Rosa, denn Lummes hatten ganz reine Ahnen bis obenhin, und die nordrassischen Urindogermanen waren auch schon in Bödelstedt gewesen und in der Gegend, Herr Hafer wußte das alles und zeigte Faustkeile vor als Beweis und einen halben nordischen Schädel, den hatten sie damals gerade im Schalsee gefunden – das hatte in Bödelstedt schon seine Ordnung, und man muß ja auch nicht ein Mädchen aus Polen heiraten, wer tut denn sowas in Bödelstedt, und mein Toni hatte deshalb Drei minus in Biologie, und Herr Hafer sah ihn nicht an, obwohl er es sonst so gut mit den Kindern meinte, seine Frau bekam auch noch ein Kind, nun ist die Kleine schon Sekretärin beim ‚Boten‘. Aber damals lief Frau Hafer in einem Kleid herum, das hatte sie selbst geschneidert, und den Stoff hatte sie selbst gewebt, wie früher die Tagelöhner auf den Dörfern und die alten Germanen, und so sah das Kleid denn auch aus, und das in dem Zustand! Wo sie schon über vierzig war, aber sie wollten noch einen Sohn haben, den wollten sie dem Führer schenken, bis es dann doch eine Tochter wurde, Freya hieß sie, den Namen gab es bis dahin in Bödelstedt nicht, nachher ist ja auch nichts Rechtes aus ihr geworden, man hört so allerhand.”

Ich möchte hier noch einmal unterbrechen; ich muß es tun als Vater und zumal als Vater einer unglücklichen Tochter, die hier und auch später in den übelsten Klatsch gezogen wird – wobei bezeichnend erscheint, daß kaum ein Jahr nach der Niederschrift dieser abwertenden Notiz Anton Lumme nichts dabei fand, die hier geschmähte Freya zu lieben und zu ehelichen! Ich darf jedenfalls sagen, daß ich meine heranwachsende und sichtlich aufblühende Tochter stets mit freudigen Vateraugen gesehen und wahrhaftig kein Fehl an ihr entdeckt habe – bis zu dem Zeitpunkt, als sie durch eine mir nie ganz klar gewordene Verkettung unglücklicher Umstände unter den verderblichen Einfluß meines späteren Schwiegersohns geriet.

Eigentlich brauchte ich wohl nicht noch besonders zu betonen, daß alles, was hier und im folgenden über meine Tochter Freya gesagt und geklatscht, teilweise auch nur angedeutet wird, samt und sonders frei erfunden ist, und das gilt besonders auch

für die Herkunft dieser meiner Tochter aus einem angeblichen Fehltritt meiner lieben Frau. Die tiefbraunen Augen des Kindes, die als angeblicher Beweis für die außereheliche Zeugung angeführt werden, lassen sich sehr einfach auf eine Erbfolge zurückführen, die im Jahre 1834 durch die Heirat eines meiner Vorfahren mit einem Mädchen bester hugenottischer Abstammung eingeleitet wurde, dann aber, infolge des Dominierens rein nordischer Kennzeichen, bis zu Freya rezessiv verlief. In Anton Lummes Aufzeichnungen dagegen wird das folgendermaßen dargestellt:

„Man hört so allerhand, wenn nur die Hälfte stimmt von dem, was die Leute reden – das konnte man sich ja schon beinahe denken, obwohl Herr Hafer damals sehr stolz war, daß er noch ein Kind gezeugt hatte, und er benutzte Freya häufig im Unterricht, obwohl das die Kinder doch gar nichts anging. An Freya lernten sie damals, wie die Augenfarbe sich aufmendeln konnte, so hieß das nach einem verstorbenen Pastor, der das mit Bohnen gemacht hatte – An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, spricht der Herr. Denn Freya hatte zuerst blaue Augen, wie alle Hafers, aber dann wurden sie grünlich und bräunlich, und bald konnte jeder sehen, daß Freya ganz braune Augen hatte. Da mußte die ganze Klasse Ahnenforschung mit Herrn Hafer betreiben, bis sich in einem Seitenast von seinem Stammbaum ein Ahne mit dem Vornamen Louis fand, und dessen westliche Rassenmerkmale waren bei Freya wieder aufgemendelt. Damals war das sehr wichtig, und wir trieben auch tüchtig Ahnenforschung, wie der Blutstrom durch die Jahrtausende floß und kam genau bei uns an, bei Toni und bei mir, und Lummes brauchten sich wirklich nicht zu verstecken, weil der erste Lumme aus dem Dorf Schlawin gekommen war, da waren sie immer nur christlich und national gewesen, und jüdische Parasiten hatte es da niemals gegeben. Aber leider war das anders mit Rosa, die wußte nicht einmal etwas von ihren Eltern, nur, daß sie irgendwoher aus dem Osten gekommen waren, das sah man ja schon an dem Namen: Rosa Brzocz, von anderem will ich gar nicht reden, schließlich ist sie meine Schwägerin. Wir haben Rosas Eltern nie kennengelernt, und Rosa hat nur ein einziges Bild von ihnen, so ein Rummelplatzbild für einen Groschen mit Blitzlicht, richtig für kleine Leute, und die junge Frau hat die Augen ganz groß von dem Blitzlicht,

wenn sie auch ziemlich hübsch ist und blond, das soll es ja auch in Polen geben; aber der Mann sieht vor seine Füße und ist so ein kleiner Mann mit einem langen hängenden Schnurrbart, wie früher manchmal die Zigeuner trugen, womit ich natürlich nichts sagen will, ich habe den Herrn nicht gekannt, weil er schon vor dem Krieg an einem Steckkontakt gebastelt hatte auf dem Hof, wo er Tagelöhner war, und die Frau war schon vorher gestorben, an Lungenentzündung oder Schwindsucht, an so einer Kleinteutekrankheit, die Urkunden gab es noch, aber sie waren nichts wert, denn der Geburtsort von Rosas Eltern, den konnte niemand aussprechen in Bödelstedt, so polnisch war er mit Cs und Zs, und außerdem war das Dorf auf keinem Atlas zu finden und in keinem Verzeichnis, und das war schlimm. August wollte natürlich zuerst mit der ganzen Geschichte gar nichts zu tun haben, wo seine Ehe sowieso nicht zum Besten ging, das wußte die ganze Stadt, und schließlich, er ist ein Lumme, aber sie war aus Polen und das Kind eines Tagelöhners mit einem Zigeunerbart, und er hätte sie ganz bestimmt nicht noch einmal geheiratet, obwohl er das nie gesagt hat, denn nun war sie auch dick geworden und nicht mehr so ansehnlich wie damals, als er sie mitgebracht hatte nach Bödelstedt, da war sie wenigstens hübsch, wenn auch ohne Aussteuer und keinen Pfennig Mitgift – Schöne Weiber haben manchen betört, sagt Jesus Sirach im 9. Kapitel. Aber Herr Hafer wollte natürlich wissen, woher denn Tonis Mutter gekommen war, wegen der Ahnen, und keiner kannte das Dorf mit den Cs und Zs in Polen, und das war verdächtig, man weiß doch, wie sowas ist, und damals gab es noch viele Zigeuner und Juden in Polen, da konnte Toni höchstens Drei minus bekommen, bis das geklärt war. August merkte dann auch, wie wichtig es war mit dem Stammbaum, gerade für unser altrenommiertes Geschäft, und deshalb schrieb er selbst an das Standesamt, wo sie den Tod von seinen Schwiegereltern verzeichnet hatten. Aber die wußten auch nur das Dorf mit den vielen Cs und Zs, und Tonis Ahnentafel blieb auf der rechten Seite fast leer, nur Rosa war da, aber die kannten wir schon. August schrieb deshalb an einen anerkannten Berufssippenforscher, daß der mal forschen sollte nach Rosas Ahnen in Polen, das mußte doch rauszukriegen sein. Aber es dauerte lange, und als dann der Umschlag in

der Mittagspost lag, da war darin nur ein kurzer Brief, daß Rosas Ahnen noch nicht gefunden waren, aber eine Zwischenrechnung lag schon dabei für Reisekosten, Spesen und Porto, Mit deutschem Gruß. Schließlich fuhr August selbst mal zu dem Berufssippenforscher hin, damit der vielleicht mal schneller forschte, und wirklich kam dann schon nach drei Wochen und ganz überraschend die Nachricht. Nun waren endlich die Ahnen zusammen mit allen Nachweisen, ein dicker Einschreibebrief mit vielen Fotos von alten Urkunden und Kirchenbüchern, teilweise gar nicht zu lesen, aber es stimmte alles, und alle Ahnen von Rosa waren darin, sogar bis 1600, nicht mal Lummes kamen so weit zurück, und wir waren besonders froh, weil der anerkannte Berufssippenforscher gefunden hatte, daß die Familie Brzocz in Wirklichkeit Brosche hieß, das war mit schönen Siegeln und Urkunden nachgewiesen, eine saubere Forscherarbeit, und im 14. Jahrhundert hatte es sogar mal einen Ordensritter von Brosche gegeben, und beinahe war der Forscher schon bis zu diesem Ordensritter gekommen, wenn das auch gar nicht so einfach war, weil Ordensritter meistens nicht verheiratet waren. Und der Forscher schrieb, daß in dem edlen reisigen Herrn – ein richtiges Wappen mit einem Hirschgeweih hatte er auch – der älteste der im östlichen Kolonialland nachweisbaren Vorfahren der fälschlich Brzocz genannten urdeutschen Sippe Brosche gefunden war, und er wollte gern noch weiterforschen, gegen ein mäßiges Honorar, und Rosa war plötzlich ganz scharf darauf. Aber August war mit der Forscherarbeit soweit zufrieden und zahlte und sagte kein Wort mehr davon, nun ging das Geschäft auch schon besser, und August wollte in die Partei, bei nächster Gelegenheit, damals nahmen sie niemanden auf, es wollten zu viele in die Partei, aber später kam er natürlich rein als Lumme. Und mein Toni war glücklich, daß er ein nordischer Herrenmensch war und alles mit Urkunden belegt, da konnte ihm keiner mehr kommen, und auch Herr Hafer erkannte ihn gleich wieder an, das war ja nun selbstverständlich, und einen deutschen Leitsatz schrieb Toni in Schönschrift auf eine große Pappe und hängte ihn über sein Bett, ich sehe ihn noch vor mir: ‚In den Hochrassen setzt sich stets das Zweckmäßigste durch‘, und einen anderen Leitsatz schenkte er seinem Vater zum Geburtstag, richtig in

Kaliko gerahmt und unter Glas, und August hängte ihn auf den Flur, da hing er bis 45: ‚Der nordische Herrenmensch steht an der Spitze der menschlichen Kultur, weil es keinen besseren Herrenmenschen gibt‘. Das steht ja nicht in der Bibel, und vielleicht war es auch ein bißchen übertrieben. Aber bestimmt ist was dran, man weiß doch, wie die anderen sind und besonders die Polen, und Herr Hafer wollte bestimmt nur das Beste und meinte es gut mit den Kindern.“

Man wird gewiß verstehen, wenn ich hier auf jeden weiteren Kommentar verzichte. Sachlich darf ich aber noch anmerken – gerade für die Nachgeborenen ist das zu wissen wichtig, weil es heute nur allzugern übersehen wird! –, daß die deutsche Ahnenforschung ja keineswegs erst 1933 erfunden worden ist. Schon Goethe hat sich bekanntlich sehr genau mit seinen Vorfahren beschäftigt, und sicher nicht zufällig läßt er seine Iphigenie sagen: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt“ – ein Wort, dem sich wohl niemand verschließen wird, zumal der Weise von Weimar – eines meiner frühen Vorbilder, das ich lebenslänglich nicht aus dem Auge verloren habe! – gewiß nicht verdächtig ist, etwa jene Ausartungen gewollt zu haben, welche die von mir seinerzeit aus ehrlicher Überzeugung vertretenen Ideen und Ideale leider hier oder dort erlitten haben; schließlich war Goethe selbst ein bekannter Freimaurer.

5 *Randbemerkungen des Herausgebers zu dem sogenannten „Fall Butenschön“ und seinen Hintergründen nebst erläuternden und ergänzenden Zitaten aus den Aufzeichnungen Anton Lummes: „Klagerede einer jungen Frau, die nicht immer an Vergangenes erinnert werden möchte“, „Wie in Bödelstedt eine neue Brücke gebaut wurde“ und „Wie Anton beinahe König geworden wäre“.*

Wenn im folgenden von dem bereits mehrfach erwähnten angeblichen Mord an Hans Butenschön die Rede ist, so möchte ich vorher noch einmal ausdrücklich klarstellen, daß es diesen vorgeblichen Mord nur in den Niederschriften Anton Lummes gab und gibt und auch dort nur in der dritten Fassung aus dem Jahre 1962, deren episodische Form mit einer Folge modernistischer Monologe und halber Dialoge es mit sich bringt, daß über die angebliche Tat, auch über die Hintergründe des angeblichen Tatbestandes fast nur in Andeutungen und Vermutungen gesprochen wird. Mir scheint allerdings, gerade die Ungewißheit des Tatbestandes dürfte die eigentliche Ursache dieser Form gewesen sein, bei der Verdächtigungen gleichsam mit verstellter und gedämpfter Stimme ausgesprochen werden. Im Grunde wußte zweifellos auch Anton Lumme nichts Genaues über Butenschöns Tod; eben deshalb versteckte er sich hinter Klatsch und Redereien, wobei er die Schuld an der angeblichen Untat natürlich wieder im wesentlichen den Bürgern Bödelstedts – und unter ihnen sogar seinem eigenen Vater! – anzulasten versuchte. Wenn jemals das Wort vom Beschmutzen des eigenen Nestes angebracht war – und leider ist es heute nur allzu häufig angebracht! –, dann gewiß bei meinem unglücklichen Schwiegersohn, der ohne Scham und ohne Verantwortungsbewußtsein allen Dreck – man verzeihe das harte Wort –, dessen er habhaft werden konnte, auf seine Heimatstadt und sogar auf seine eigene Familie zu werfen keine Bedenken trug.

Noch eine Vorbemerkung sei mir in diesem Zusammenhang erlaubt. Man tut heute oft so, als hätte es in jener Zeit, von der in Anton Lummes Aufzeichnungen vornehmlich die Rede ist, in Deutschland weder Recht noch Gesetz gegeben. Das ist anscheinend noch eine Folge der vornehmlich von den angelsächsischen Siegermächten gleich nach Kriegsende mit erheblichem Aufwand, wenn auch glücklicherweise nur bescheidenem Erfolg betriebenen „re-education“, der sogenannten „Umerziehung“, bei der schon das Wort selbst ausdrückt, was davon zu halten war und ist. Spä-

testens seit Pestalozzi ist es gesicherte pädagogische Erkenntnis, daß der Mensch nur einmal erzogen wird, und zwar aus gutem Grunde als noch unausgereiftes, biegsames Kind, das den erzieherischen Einflüssen vertrauensvoll offensteht; eine wie auch immer geartete „Umerziehung“ kann im Leben eines erwachsenen Menschen keinen Platz haben, dem einzig und allein die sittliche Selbstveredelung aus eigener Kraft ansteht. Daß die verfehlten pädagogisch-politischen Bestrebungen der Siegermächte trotzdem hier und da gewisse Wirkungen hinterlassen haben, ist allerdings nicht zu übersehen, wie ja eben die Vorstellung beweist, als habe es jemals ein Deutschland ohne Recht und Ordnung gegeben. Wer sich auch nur ein wenig mit unserem seit Jahrtausenden so gut wie unveränderten Volkscharakter befaßt hat, wird das Unsinnige dieser These einsehen müssen, zumal da jedermann, der die fragliche Zeit mit wachem Verstande und offenen Sinnen miterlebt hat, bezeugen kann, daß damals gerade die sicher bisweilen väterlich strenge, stets aber gerechte Haltung unserer Reichsregierung zu einem bis dahin noch nicht erlebten Maß an Zucht, Ordnung, Anstand und damit innerer Sicherheit unseres Vaterlandes geführt hatte. Gewiß mußte in Verfolgung unserer großen nationalen Ziele und Aufgaben gelegentlich hart durchgegriffen werden, und gerade im Kriege mag es wohl hin und wieder auch Situationen gegeben haben, die nicht mehr mit freundlichen Worten, sondern einzig mit rücksichtsloser Entschlossenheit und Härte gegen alle Beteiligten zu meistern waren. Die Vorstellung aber, unsere deutsche Polizei, gar unsere Richterschaft hätte möglicherweise nicht jederzeit und an jedem Ort ihre Pflicht getan, verweist sich selbst in den Bereich des Absurden.

Wenn wir nun Anton Lummes Aufzeichnungen auf den „Fall Butenschön“ hin betrachten, dann fällt auf, daß Butenschön in der ersten Fassung überhaupt nicht und in der zweiten Fassung nur ganz am Rande erwähnt wird. Es scheint also so, als habe mein Schwiegersohn erst Mitte der fünfziger Jahre davon gehört bzw. – und die Möglichkeit halte ich für wahrscheinlicher – als habe die in Bödelstedt allgemein bekannte Tatsache von Butenschöns im Mai 1933 erfolgtem Tod sich in seinen Erinnerungen erst nach der zweiten Niederschrift zu jenem „Fall“ her-

ausgebildet. Irgendeine feststellbare Quelle für die 1962 seinen Aufzeichnungen zugrunde liegenden Behauptungen um Butenschöns Tod gibt es jedenfalls nicht. Er selbst scheint sich nicht darüber ausgesprochen zu haben, wie er zu seinem seltsamen Verdacht gekommen ist. Allerdings bin ich nicht über alles unterrichtet, was er und wie er in seinen letzten Bödelstedter Zeiten dachte, da mein persönliches Verhältnis zu meinem Schwiegersohn trotz der von mir großmütig gewährten Aussöhnung mit dem Verführer meiner Tochter immer sehr kühl, ja leider gewissermaßen frostig blieb.

Wie dem auch sei, wir stehen vor der Tatsache, daß Anton Lumme Butenschöns Tod zum zentralen Punkt seiner Aufzeichnungen in dritter Fassung gemacht hat. Zum erstenmal tritt das ganz deutlich zutage im 8. Kapitel jener Fassung, als – gänzlich unvermittelt – ein Monolog auf den angeblichen Mord an Butenschön anspielt. Es spricht hier die bereits mit einem kurzen Absatz zitierte Luise Butenschön, und zwar spricht sie – etwa im Jahre 1955 – zu ihrer Mutter:

„Ich will nichts mehr davon hören, Mama, ich kann das nun nicht mehr hören, daß du’s nur weißt! Das mußt du doch einsehn, Mama, ich war damals dreizehn, und jetzt bin ich dreiunddreißig: Zwanzig Jahre lang hab’ ich das anhören müssen, beinahe jeden Tag, und ich will das nicht mehr, ich kann das nicht mehr! Ich kann nicht immer wieder die alten Geschichten hören, die alte Geschichte: Sie haben ihn umgebracht, es war kein Unfall, sie haben ihn ganz bestimmt umgebracht – ja, ja, ich weiß das, jeder weiß das in Bödelstedt: Sie haben ihn umgebracht, und ich habe das zwanzig Jahre lang jeden Tag von meiner Mutter gehört – verstehst du, was das heißt? Damals war Papa noch da, ich weiß noch, er strich mir über den Kopf, ich hatte doch damals die kurzen Haare – das wünsch’ ich keinem, Mama, das ist schlimmer als tot, wenn alle mit Fingern auf dich zeigen: Luise hat Läuse – die Sozis sind dreckig, die haben Läuse – und das jeden Tag! Und dann kam Papa nicht wieder, keiner hatte ihn mehr gesehen, kein Mensch, keiner wußte was – oder hast du es gewußt? Du hast uns gesagt: Papa kommt wieder – was solltest du anderes sagen, du hast es ja selbst geglaubt – er war doch nicht so und ging einfach fort und kam nicht wieder, auch wenn wir nichts

zu essen hatten. Und es war auch nicht schlimm, solange wie er nur weg war, und du hast gesagt: Wartet nur, Kinder, Papa kommt schon wieder. Aber als sie ihn dann gefunden haben im Schlamm, und Dr. Flender sagte: Er ist ertrunken – und sie sagten: ein Unfall – ich weiß das noch, Mama, und dann hast du jeden Tag gesagt, morgens und beim Mittagessen und als Nachtgebet hast du uns gesagt: Sie haben ihn ermordet – Jahr für Jahr und immer wieder: Sie haben unseren Papa ermordet – das kann ich nicht mehr, Mama, ich kann das nun nicht mehr hören, verstehst du, ich krieg’ jetzt mein Drittes, und ich will das nicht mehr! Versteh doch bitte: Ich will mich freuen können an meinen Kindern, an meinem Garten, wenn er auch klein ist, ich will nicht immer denken: Sie haben ihn ermordet – und denken: Was sollen wir tun? Wir können nichts tun, Mama, sie haben doch untersucht und gefragt und noch mal gefragt und immer noch mal, sie haben ihn ausgegraben und haben andere Ärzte geholt und Professoren und haben untersucht, was noch da war – und haben sie etwas gefunden? Kannst du irgend etwas beweisen, als daß du sagst: Es war kein Unfall, und er war nicht so und ließ uns allein und brachte sich um?”

Ich darf hier unterbrechen, es folgt im Originaltext die bereits früher zitierte Stelle, die sich mit jener von Anton Lumme stammenden Mark in Luise Butenschöns Federtasche befaßt; anschließend fährt Luise Butenschön fort:

„Aber das ist alles vorbei, obwohl das bei mir geblieben ist: Rote Haare und Läuse, und Papa war Sozi, die rote Luise, einmal hat sie gestohlen – die anderen haben das nicht vergessen, und wenn auch niemand gesagt hat, daß er die Mark vermißte, der Lehrer – weißt du: Lehrer Hafer, der sah die Mark in meiner Federtasche und fragte: ‚Woher hast du denn das Geld, Luise?’

Denn er konnte sich denken, daß ich nie eine Mark besessen hatte, wir hätten alle einen ganzen Tag davon leben können, das wußte Herr Hafer natürlich – der mit den Ahnentafeln, den sie dann 46 eingesperrt haben, weil er nachts auf der Weide Kühe gemolken hat; aber damals dachte er noch nicht daran, daß man fremde Kühe melken kann nachts auf der Weide, wenn man Hunger hat – damals sagte er nur: ‚Du hast das Geld doch nicht etwa gestohlen, Luise Butenschön?’”

Die gemeine Verleumdung, die oben gleichsam beiläufig ausgesprochen wird, brauchte ich nach dem bisher Dargelegten möglicherweise nicht ausdrücklich richtigzustellen; es dürfte dem Leser schon klar geworden sein, daß Anton Lumme mir bei jeder nur möglichen Gelegenheit einen Tort anzutun bemüht war. Weil man mich aber in jener furchtbaren Zeit nach dem Kriege tatsächlich einmal eines Weidediebstahls bezichtigt hat – selbstverständlich wurde ich vor Gericht freigesprochen! – und weil erfahrungsgemäß immer etwas von dem Schmutz hängenbleibt, mit dem ein Mensch beworfen wird, weise ich jene Verleumdung mit Nachdruck zurück, und ich werde nicht zögern, gegen jeden, der sie weiterverbreiten sollte, gerichtlich vorzugehen. „Aber wir dachten immer“, läßt Anton Lumme Luise Butenschön weiterreden, „eines Morgens oder eines Abends ist Papa wieder da, bis sie ihn dann gefunden haben im Schlamm, an der alten Brücke, und als Scheele mit der Nachricht kam – ausgerechnet Scheele haben sie uns ins Haus geschickt – ja, jetzt will ich das auch mal sagen, Mama, ich habe das lange genug gehört, und ich werde verrückt, wenn ich das noch einmal hören soll – Scheele brachte die Nachricht und tat noch, als wollte er trösten: So hat er doch seine Ruhe, Frau Butenschön – Scheele, der ein Schläger war und kam bloß aufs Rathaus, weil er in der Partei war, und nun hat er alles vergessen und ist Inspektor und tut, als kennt er mich nicht. Aber der kennt mich gut, und ich sehe ihn an auf der Straße und sehe, daß er Angst hat, Inspektor Scheele – der sagte damals, ich habe das nicht vergessen, dreizehn war ich und strohrot am Kopf, aber die Jungens sahen sich schon nach mir um, und Scheele sah immer mal an dir vorbei und plierte mich an, und er sagte: Er wäre ja sowieso nicht mit unserer neuen Zeit zurechtgekommen, Frau Butenschön – und schämte sich nicht mal. Und du hast nur noch Schwarz getragen seitdem und hast uns immer wieder gesagt: Sie haben ihn ermordet, sie haben unseren Papa ermordet. Aber wir waren doch Kinder, dreizehn war ich und die Jungens noch kleiner – hör’ dir das an, du hörst zuletzt nicht mehr hin, du kannst das nicht Tag für Tag hören und Jahr für Jahr, du willst doch auch leben, verstehst du! Man kann das zuletzt nicht mehr hören, man weiß das eben und gut oder nicht gut, und ob er sich selbst von der Brücke gestürzt hat –

natürlich, er konnte gut schwimmen, das wußte jeder in Bödelstedt, aber das ändert doch nichts mehr: Er kam nicht wieder, er war tot. Was willst du denn machen, wenn du größer wirst und die Jungen sehen dir nach, und du singst mit den anderen und tanzt mit den anderen, wir waren doch alle bei den Jungmädeln und beim Jungvolk, wir mußten doch alle zum Dienst, und wir hatten auch Spaß dran, das war nun mal so und wir kümmerten uns nicht mehr darum, ob die Eltern so dachten oder so, ‚Stahlhelm‘ oder Nazi oder Sozi oder Kommunisten, das war uns nicht mehr wichtig, und wenn du auch jeden Tag gesagt hast: Sie haben ihn ermordet – du wußtest doch auch nicht, wer ihn ermordet hatte, keiner wußte es. Im Schlamm haben sie ihn gefunden, 1935, neben Flaschen und Büchsen und Fahrradspeichen im Schlamm aus wieviel Jahren, er war es und war es schon lange nicht mehr, du hast mir das später erzählt, als du dachtest, nun ist sie groß genug, nun soll sie es wissen. Aber was hilft es denn zu wissen, daß er ganz verkrustet war vom Schlamm – da fanden sie nichts mehr, das war ein Unfall oder ein Selbstmord, fertig, begraben, begraben, Mama – bitte, sei mir nicht böse: Ich krieg’ jetzt mein Drittes, und wir haben das Haus und den Garten, der Kohlrabi kommt so schön dieses Jahr, wir haben nun auch schon Fernsehen, und Rudi ist ein guter Mann und ein guter Vater, und ich bin so froh, daß die beiden blond sind und nicht rot, obwohl das heute modern ist – aber ich kann kein Rot sehen, ich kriege Angst, wenn ich rotes Haar sehe – denkst du, ich würde mein Haar sonst färben? Und ich will nicht mehr Angst haben – versteh’ doch, Mama: Ich möchte leben, heute, wo sie keinen mehr umbringen, wenn er was anderes denkt oder will – wenigstens hier nicht, und wenn Papa noch lebte, dann wäre er heute im Stadtrat und säße neben Hans Scheele, und sie würden keine Stoßtrupps mehr machen – ich weiß doch, sie waren doch jede Nacht unterwegs damals, aber das ist vorbei, und Gottseidank ist es vorbei, und es geht uns gut, und ich möchte mein Drittes in Ruhe haben und nicht immer hören, wenn du zu uns kommst und trägst noch immer das schwarze Kleid und weißt noch immer nur eins. Verstehst du mich nicht, Mama? Wir wissen nicht, wer es war, vielleicht ist der auch gestorben – im Krieg, nach dem Krieg, und wenn er nicht tot ist und schwört falsch – wer sagt dir denn,

daß so genau abgerechnet wird? Frag doch den kleinen Pastor, der weiß es auch nicht – frag’ ihn doch! Ich will dir nicht weh tun, Mama, aber du hast dein Leben gehabt und deine Kinder und deinen Mann und deine Sorgen, und ich möchte nun mein Leben haben, verstehst du, und meine Sorgen und nicht mehr den Mord von damals – das war eine andere Zeit, wer weiß das denn noch – hör’ doch nur, wie das klingt: 1933, das ist eine andere Welt. Und wenn unser Drittes nun meine Haare bekommt, strohrote Haare, und die Kinder rufen ihm ‚Rotfuchs!’ nach, ‚Rotfuchs!’ – das ist mein Leben, Mama, das andere ist lange vorbei, das will ich nicht mehr – versteh’ mich doch, bitte, das muß nun begraben sein. Verstehst du das nicht – kannst du das gar nicht verstehen?”

Ich habe mir erlaubt, bei dem oben Zitierten einige besonders ungeschickte Wiederholungen zu eliminieren; im übrigen aber habe ich, was Luise Butenschön – angeblich – zu ihrer Mutter sagt, genau so abgedruckt, wie Anton Lumme es konzipiert hatte, weil mir gerade hier die Intensität seiner fixen Idee besonders deutlich zum Ausdruck zu kommen scheint. Selbst ein Leser, der diese Niederschriften mit dem Abstand liest, den meine Kommentierung gewiß vermittelt, könnte möglicherweise den Eindruck gewinnen, als habe der sogenannte „Fall Butenschön“ vielleicht doch gewisse Wurzeln in der Realität. Wie wenig das zutrifft, habe ich schon mehrfach versichert, und ich werde noch Gelegenheit nehmen, das im einzelnen und ausführlich zu beweisen.

In Wirklichkeit – der aufmerksame Leser wird das schon aus dem bisher Gezeigten geschlossen haben – liegt hier ja gar nicht ein „Fall Butenschön“ vor, sondern – aus der Warte des Psychologen gesehen – ein „Fall Anton Lumme“. Die tiefere Ursache für das Verhalten meines Schwiegersohnes scheint mir dabei darin zu liegen, daß er unbewußt eigene Schuldgefühle zu kompensieren versuchte: Durch die vermeintliche Aufdeckung eines Verbrechens wollte er sich gleichsam selbst reinigen.

Hier scheint indessen noch der Hinweis angebracht, daß die erwähnten Schuldgefühle Anton Lummes keineswegs solche politischer Natur gewesen zu sein brauchen. Die moderne Psychologie hat schon seit langem den Nachweis geführt, daß Verdrängungen etwa aus dem sexuellen Bereich sehr häufig in anderen

seelischen Bezirken und Schichten kompensiert werden, und eben dies scheint mir auch für meinen Schwiegersohn zuzutreffen. Die in den drei Fassungen seiner Aufzeichnungen immer mehr ins Pathologische abweichende Entwicklung seiner Psyche jedenfalls, welche sich u. a. in einer immer entschiedeneren Hinwendung zu ausgesprochen destruktiver politischer Kritik äußert, hatte ganz offensichtlich nicht ihre Ursache in der alles in allem doch sehr vorteilhaften politischen Entwicklung unseres Vaterlandes, das gerade in jener Zeit unter der weisen Hand des ersten Bundeskanzlers die erfreulichsten Fortschritte und Erfolge einstreichen konnte. Als Bürger der Bundesrepublik Deutschland hätte Anton Lumme durchaus zufrieden sein können, zumal da er seinem ganzen Wesen nach – wie ich als sein Lehrer wohl recht gut beurteilen kann – keineswegs etwa ein sogenannter „Nonkonformist“ und nicht dazu prädestiniert war, mit eigenen Gedanken von der herrschenden Norm abzuweichen. So erlebte er auch die in seiner Kindheit anbrechende neue Zeit durchaus naiv als den großen Aufschwung, der sie tatsächlich war, wie sich aus seinen Schilderungen, zumal denen erster Fassung, deutlich ablesen läßt. Als Beispiel gebe ich den Abschnitt seiner Aufzeichnungen wieder, der sich mit dem bereits in anderem Zusammenhang erwähnten Neubau der Brücke über den Schalsee im Jahre 1935 befaßt:

„Über die Brücke marschierten wir immer 'Ohne Tritt'. Das war eine Dienstvorschrift, die streng beachtet wurde, obwohl die Brücke sehr stark war, eine Eisenkonstruktion vom Anfang des Jahrhunderts, deren Konstrukteur das Anschwellen des Verkehrs vorausgeahnt zu haben schien; denn sie war breit, mit festen Gehsteigen an beiden Seiten, und nur das geteerte Holzpflaster der Fahrbahn mußte gelegentlich ausgebessert werden. Die Brücke ruhte auf drei massigen Pfeilerpaaren, an deren gußeisernem Nixenschmuck die Angler ihre Boote festmachten, wenn der Regen sie von den besseren Angelstellen vertrieben hatte, und das kräftige Eisengeländer war reich verschnörkelt, so daß man im Winter nur an wenigen glatten Stellen ausprobieren konnte, ob die Zunge wirklich sofort festfror. Jenseits der Brücke stand das alte Brückenhaus mit dem Stadtwappen über der Tür, in dem aber keine Zölle mehr erhoben, sondern Zeitungen und bunte

Zeitschriften, auch Tabakwaren und Süßigkeiten feilgeboten wurden. Auf dem schmalen Pflasterstück zwischen Haus und Brücke war vor einiger Zeit ein roter, vergitterter Holzkasten aufgestellt worden, in dem gut sichtbar ‚Der Stürmer‘ aushing, eine Zeitung, die Herr Hafer uns zu lesen empfohlen hatte.“

Ich bedaure, daß ich den Fluß der kleinen Erzählung hier unterbrechen muß, um festzustellen (was sich eigentlich von selbst versteht), daß von einer derartigen Empfehlung meinerseits natürlich nicht die Rede gewesen sein kann, bestimmt nicht jedenfalls in der Klasse der Dreizehn- oder Vierzehnjährigen. Selbstverständlich war ich mir über die Bestimmung jener damals ziemlich weit verbreiteten Zeitung für reifere bzw. fachlich vorgebildete und interessierte Leser durchaus im klaren. Es könnte höchstens sein – aber auch das halte ich für recht unwahrscheinlich –, daß ich gelegentlich einmal in meinem um Zeitnähe stets bemühten Unterricht auf die Bedeutung der Zeitung „Der Stürmer“ in unserem Kampf für ein gesundes, selbstbewußtes neues Volkstum hingewiesen habe. Wer wüßte nicht, wenn nicht der erfahrene Schulmann, daß nicht jedes für jeden taugt?

„Die Brücke diente mit gleicher Beständigkeit Pferdefuhrwerken und Fußgängern, Radfahrern und Autos. Auch die schweren Lastwagen von I. P. Voß, diesellärmende Ungetüme, ließ sie hochbeladen über den Schalsee fahren, und sie erzitterte kaum. Als sie an die Stelle der alten Holzbrücke gesetzt worden war, an die nur noch ein braunes Foto im Heimatmuseum erinnerte, mochte sie übermäßig stark erschienen sein, zu aufwendig für den bescheidenen Verkehr unserer Stadt, mehr kühner Entwurf des ehrgeizigen Konstrukteurs als in dieser Form notwendig, und tatsächlich waren die Kosten zuletzt auch so hoch geworden, daß die Gaslaternen über dem Geländer, drei an jeder Seite, schließlich von wohlhabenden Bürgern der Stadt gestiftet werden mußten: drei von I. P. Voß, eine von dem alten Herrn Hinrichsen, eine von Herrn Meyerbeen, und die letzte rechts an der Stadtseite hatte mein Großvater bezahlt, sein Name war unterhalb eines metallenen Löwenhauptes zwischen Palmwedeln und spiraligen Kannelüren eingraviert.

Im Sommer kamen Ingenieure und Vermessungsfachleute aus der Kreisstadt Diepenburg und machten sich an der Brücke zu

schaffen. Auch ein Offizier war dabei, auf dessen Wort die Kommission zu hören schien. Wenig später wurden zu beiden Seiten der Brücke Verbotsschilder aufgestellt, rotgerandete Kreise, in denen schwarz ‚20 t‘ zu lesen war. Wir kannten kein Fahrzeug von diesem Gewicht, und mein Vater schüttelte den Kopf.

Bald darauf erschienen die Ingenieure wieder, eine größere Gruppe diesmal, und drei Offiziere standen dabei, sogar ein Oberst mit *Pour le mérite*. Sie klopfen die Brücke ab, stellten Meßinstrumente auf, um die Erschütterungen zu registrieren, und rüderten an die Pfeiler heran, wo sie Proben vom Grunde des Sees heraufholten. Auch die steil gemauerten Ufer wurden eingehend untersucht, und zuletzt fuhr die Kommission sogar auf den schmalen Landwegen um den Schalsee herum, von der Brücke aus war die Staubwolke mit dem dicht wirbelnden Kopf und dem breit verwehenden Schleierschwanz zu sehen. Dann lehnten die Herren wieder am Geländer, deuteten nach links und nach rechts, wiegten die Köpfe, ließen die Zeiger ihrer Instrumente noch einmal ausschlagen und notierten die Zahlen. Auch der Bürgermeister stand jetzt dabei und schlug die Hacken zusammen.

Plötzlich wußte es die ganze Stadt: Eine neue Brücke sollte gebaut werden. Im Herbst wurden riesige Bretterladungen angefahren, Hotelzimmer wurden für Monate im voraus belegt, die Kleinbahn brachte mächtige Stämme heran, und ein Ponton wurde auf dem See verankert. Zwei Dutzend Ingenieure, Werkmeister und Arbeiter zogen in die Hotels und die kleinen Logierzimmer der Gastwirtschaften ein, und während die Ufer neben der Brücke neu befestigt wurden, montierten andere Arbeiter eine Dampf-ramme auf dem Ponton, die bald Schlag für Schlag die Stämme in den Seegrund trieb: ein rhythmisches Dröhnen, das etwas Beunruhigendes, Beängstigendes hatte, weil das Echo der schweren Schläge sich zwischen den Häuserzeilen an beiden Ufern fing und mehrfach hin- und hergeworfen wurde, während der Rammbar wieder und wieder niederdröhnte; von ferne war das fast gespenstisch anzusehen, weil der Lärm des Schlages erst eintraf, wenn drüben der ungefüge Klotz der Ramme schon wieder emporgewunden wurde, und wenn er fiel, blieb der erwartete Krach aus.

In den ersten Tagen des neuen Jahres fror der See im scharfen Frost zu; doch die Arbeiten wurden nicht eingestellt. Die Pfahl-

reihen wurden dichter und länger, und als die letzten Eisschollen zerschmolzen, war die Notbrücke fertig. Die Zufahrtsstraßen wurden umgelegt, große Warntafeln mit schwarzen Totenköpfen aufgestellt, und Bauzäune sperrten die alte Brücke ab, die schon am nächsten Tag den Schmuck der üppig umrankten Laternen und das prunkende Geländer verloren hatte. Nur der Gitterkasten mit dem ‚Stürmer‘ stand noch eine Zeitlang nutzlos und verstaubend auf dem Pflasterstreifen zwischen Brücke und Brückenhaus.

Als nur noch die abgetakelten Pfeilerpaare aus dem Loch zwischen den Ufern ragten, begann die Ramme wieder zu dröhnen. Lange Stahlschienen trieb sie jetzt mit dem schon vertrauten Stampfen in den Grund, eng nebeneinander, so daß schließlich zwei Spundwände den See zertrennten, zwischen denen das schmutzige Wasser herausgepumpt wurde. Der grüne, schleimige Boden, der immer wieder von nachsickerndem Wasser überspült wurde, so daß die Pumpen Tag und Nacht in Betrieb sein mußten, war bald zertreten von den Gummistiefeln der Arbeiter, und die verrosteten Dosen, faserigen Lumpen, schwarze, schwammige Holzteile, die auf dem plötzlich geöffneten Grund gelegen hatten –”

Ich darf darauf hinweisen: Keine Bemerkung über Butenschöns Leiche, die nachweislich damals gefunden wurde!

„– machten Arbeitsgeräten Platz. Beton wurde bereitet, gegossen und gestampft, Steinblöcke in der Mächtigkeit von Friedhofsmalen wurden vermauert, und plötzlich war die neue Brücke schon halb hochgezogen, und es war zu erkennen, daß sie den See in zwei leichten Bögen überspannen würde. Die Bögen wuchsen und schlossen sich, die Spundwände wurden wieder geöffnet, das Wasser klatschte an die neuen Mauern, die Fahrbahn wurde asphaltiert, und als das schmucklose Holzgeländer gesetzt worden war, wurde die neue Brücke eingeweiht.

Es kamen viele Männer in braunen, grauen und schwarzen Uniformen, Partei- und Regierungsvertreter, Offiziere, der Landrat, der Bürgermeister mit dem Stadtrat, in den inzwischen auch der Textilkaufmann Hinrichsen wieder eingezogen war. Ein weißes Band war über die neue Brücke gespannt, die auf die abgefahrenen Bretter der Notbrücke herabzusehen schien, und die

Ehrengäste schritten gemeinsam auf das Band zu. Der Gauleiter hielt eine Rede, der Landrat sprach und der Bürgermeister, Musikkapellen schmetterten schneidige Märsche, die Lieder der Nation wurden gesungen, das Band fiel zerrissen zu Boden, die neue Brücke war fertig. Im ‚Bödelstedter Boten‘ war zu lesen, daß sie eine Tragkraft von achtundvierzig Tonnen habe, und Herr Kiesewetter, der Redakteur, begrüßte den Fortschritt, der über diese Brücke nun auch in unsere Stadt einmarschieren könne.

Wenige Tage später wurde ich von einem schweren, unbekanntem Rasseln auf die Straße gerufen. Da sah ich zum erstenmal in meinem Leben Panzer, graugrüne Ungetüme mit dünnen Maschinengewehren und einer Kanone vor dem Turm, aus dem ein Kopf mit schräg aufgesetzter schwarzer Mütze herausragte: deutsche Panzer, und unsere Panzer waren stärker und schneller als alle anderen Panzer der Welt, und im Film hatte ich schon gesehen, daß nicht einmal ein Wald sie aufhalten konnte, die Stämme wurden geknickt wie Bohnenstangen. Die Panzer waren über die neue Brücke gekommen und rollten weiter in Richtung Fleckenheide, wo ein großer Übungsplatz abgesperrt worden war.”

Diese kleine Schilderung, niedergeschrieben im Jahre 1952, scheint mir recht gut gelungen, zumal von der Voreingenommenheit und dem verzerrenden Haß, wie er sich später überall in Anton Lummes Niederschriften einschleicht, hier noch kaum etwas zu spüren ist. Etwas anders liest sich die gleiche Geschichte schon in der zweiten Fassung der Aufzeichnungen, wo bezeichnenderweise gerade auch die Sache mit dem „Stürmer“ auf unangenehme Weise ausgewalzt wird:

„– ‚Der Stürmer‘, den Herr Hafer seinen Schülern dringend zu lesen empfohlen hatte, so daß Anton von Leuten erfuhr, die Salomon Lindenblüth oder Isidor Hirschblatt hießen und mit blonden deutschen Frauen unter im einzelnen beschriebenen Umständen Rassenschande getrieben hatten.”

Ich kann nur noch einmal wiederholen, daß eine Empfehlung meinerseits – und schon gar eine dringende Empfehlung! – faktisch nicht vorgelegen haben kann. Wenn Anton Lumme tatsächlich jene Zeitung gelesen haben sollte, wie es ja wohl den Anschein hat, dann allein aus eigenem Antrieb, und ich gehe gewiß nicht fehl in der Annahme, daß dieser Antrieb seine tiefe-

re Wurzel in der aufbrechenden Sexualsphäre des Heranwachsenden hatte.

In der zweiten Fassung erscheint nun auch – wenn auch durchaus beiläufig erwähnt – zum erstenmal ein Hinweis auf Butenschön, und zwar bei der Beschreibung des offenen Seegrunds zwischen den Spundwänden: „Aus dem plötzlich geöffneten Grund wurden verrostete Dosen, Flaschen und Scherben, auch faserige Lumpen, schwammiges Holz von unergründlichem Schwarz sowie das beschädigte Skelett eines etwa vierzigjährigen Mannes geborgen, in dem der seit längerer Zeit spurlos verschwundene ehemalige Führer des ehemaligen ‚Reichsbanner‘ in Bödelstedt identifiziert werden konnte; die Ergebnisse einer gerichtsmedizinischen Untersuchung deuteten, wie man hörte, auf Selbstmord hin.“

Wir stellen hier zunächst nur einmal fest, daß in der ersten Fassung der Aufzeichnungen von Butenschön gar nicht die Rede ist und daß die zweite Fassung, wie wir eben gesehen haben, auch nur das rein Faktische registriert. Erst in der dritten Fassung, die von Hinweisen auf den angeblichen Mord an Butenschön geradezu wimmelt, rückt dieser „Fall“ in das Zentrum der Darstellung. Wir wollen den „Fall Butenschön“ aber vorerst noch auf sich beruhen lassen, um zunächst einmal Anton Lumme und seine Entwicklung etwas genauer zu betrachten, dabei vornehmlich jene Seite beleuchtend, die schon in den bisher wiedergegebenen Episoden und Geschichten mehrfach angeklungen ist: nämlich seine ausgesprochen negative Haltung zum Vaterländischen. Daß diese Einstellung keineswegs schon dem Knaben eignete, habe ich bereits erwähnt: Was in diesen Aufzeichnungen von Mal zu Mal schärfer, tendenziöser, gehässiger zum Ausdruck kommt, das sind „Erkenntnisse“, die Anton Lumme erst in seinen Mannesjahren realisierte, vermutlich ebenso unter dem zunehmenden Einfluß seiner psychischen Erkrankung wie unter den Nachwirkungen der „re-education“ und der sogenannten nonkonformistischen Literatur, deren unheilvolle Folgen gar nicht tief genug angesetzt werden können. Immerhin findet sich aber noch in der zweiten Fassung der Niederschriften mindestens ein Kapitel, das klar beweist, daß das kindliche Selbstverständnis Anton Lummes als Glied unseres Volkes seinerzeit

durchaus positive Züge hatte. Es handelt sich um die Beschreibung des alljährlichen Bödelstedter Kindervogelschießens, und zwar der Veranstaltung im Juli 1934.

„Nichts änderte sich in Bödelstedt. Aber das Leben wurde anders. Die Straßen waren frei von Arbeitslosen; der Druckereibesitzer Reese bestellte goldgerahmte Führerbilder gleich im Dutzend; Hinrichsens erlebten eine ungeahnte Blüte des Uniformgeschäfts, auch Lummes mußten einen zweiten Gesellen einstellen, und Herr Hafer hatte durch die Kraft seiner Argumente die ganze Lehrerschaft für die neuen völkischen Ideen gewonnen.

Nur Schreiner Grotkopp glaubte Grund zur Unzufriedenheit zu haben. Er fertigte die prächtigen Holzadler für das Vogelschießen, die er sich nie bezahlen ließ; denn er war Vorsitzender der Bödelstedter Bürgerschützen und sah es als eine Ehre an, für Schützengeist und Tradition zu wirken. In diesem Jahre aber sollte Herr Grotkopp für den Adler des Kindervogelschießens eine Rechnung ausstellen. Bei der Mittelschule war ein neuer Rektor eingesetzt worden, ein forscher Herr, der es entschieden von sich wies, Grotkops Adler als Geschenk anzunehmen. Was der neue Staat benötige, bedeutete er dem verblüfften Schreiner, das könne er auch bezahlen, und auch die deutsche Schule sei ein Glied des Staates. Wenn also zur Wehrtüchtigung ein Holzadler gebraucht werde, wie es in Bödelstedt der Fall sei, dann müsse er selbstverständlich ordnungsgemäß in Auftrag gegeben und ebenso selbstverständlich vorschriftsmäßig abgerechnet werden. Ein Staat, der von seinen Lieferanten Geschenke annehme – da Herr Grotkopp hin und wieder die Schulbänke ausbessere, stehe er in einem eindeutigen geschäftlichen Verhältnis zum Staate –, öffne der übelsten Korruption Tür und Tor. ‚Unser Staat ist ein Rechtsstaat und keine Demokratie!‘ sagte der Rektor. ‚Bitte, richten Sie sich danach!‘

Herr Grotkopp murmelte Unverständliches und verließ das Dienstzimmer des Rektors, ohne den Arm zu heben. Der Rektor war über dieses Verhalten empört und verlangte mit Nachdruck, daß ein anderer Schreiner mit der Anfertigung des benötigten Holzvogels zu beauftragen sei. Doch es fand sich niemand, der die Arbeit hätte übernehmen können, so daß in letzter Stunde doch noch ein amtlicher Brief zu Herrn Grotkopp kam, er möge

für das bevorstehende Kindervogelschießen einen Holzadler nach gehabtem Muster liefern und die spezifizierte Rechnung unmittelbar bei der Stadthauptkasse einreichen.

Tatsächlich sandte Herr Grotkopp seine Rechnung schon einen Tag vor dem Fest. Die Fahne nämlich, die der Adler nach altem heraldischem Muster in der Klaue zu tragen hatte, sollte in diesem Jahr erstmals ein Hakenkreuzbanner sein, und eben diese Fahne stellte Herr Grotkopp mit dem Vermerk ‚da nicht vorrätig‘ für 75 Pfennige in Rechnung.

August Lumme brachte die Geschichte vom Stammtisch mit, er lachte dröhnend, als er sie am anderen Morgen zum besten gab, wenn er auch meinte, Grotkopp sei doch recht unvorsichtig und werde sicher noch dafür büßen müssen. Aus Lummes Dachluke jedenfalls wehte zum Kindervogelschießen nicht mehr die schwarzweißrote Fahne, sondern das neue Tuch mit dem Hakenkreuz in der Mitte. ‚Man muß es den Leuten schließlich lassen‘, sagte August Lumme, als er am Festmorgen neben Herrn Hinrichsen am Marktplatz stand und dem traditionellen Aufmarsch der Kinder zusah, ‚von der Wirtschaft verstehen sie was, und das Nationale ist bei ihnen doch auch in allerbesten Händen‘. Herr Hinrichsen nickte eifrig. ‚Nachdem jetzt erstmal der Röhm weg ist‘, sagte er, ‚da zieht wieder Ordnung ein, und unser Hindenburg, der paßt schon auf!‘

Auch in der Fahngengruppe, die vor der breiten Rathaustreppe wartete, leuchtete in diesem Jahr neben den bunt gestickten Seidenbannern und dem zerschissenen Schwarzweißrot von 1872 zum erstenmal das blutigrote Tuch mit dem schwarzen Sonnenzeichen. Anton stand beim Appell im ersten Glied. Die glänzenden Tschakos der Chargierten mit ihren bunten Federbüschen hüpften die Reihe entlang, ein Hauptmann mit goldenen Epauletten auf der blauen Jacke schritt vorüber, sein Degen blitzte, und Anton faßte die Lanze fester. Mit dröhnender Musik marschierten die Chargierten ab, den König des Vorjahres einzuholen, und die Truppe begann, nach alten Vorschriften zu exerzieren. Hochgemut ging Anton im Glied die weiten Kreise, die immer enger wurden und endlich spiralig wieder auseinanderströmten, so daß die Lanzenwimpel verwirrend nebeneinander tanzten. Einmal verlor er fast den Anschluß, so daß das große Schach-

brettmuster durcheinander zu geraten drohte; doch zum Schluß ordnete sich alles wieder wie nach einer Polonaise zur alten Aufstellung: zwei lange Doppelreihen, die in der Mitte breiten Raum ließen für den feierlichen Durchzug des Königs zum Rathaus, wo Bürgermeister, Stadtrat, Rektor und Ortsgruppenleiter warteten.

Anton war stolz und froh. Das Fest mit den rauschenden Fahnen, den funkelnden Uniformen, der schneidigen Marschmusik war deutsch und national bis hin zur strahlenden Sonne, alles war Freude und Glanz, und jetzt kam der Königszug zurück, die Musik brach aus dem Diepentor, der Takt griff mächtig nach Anton und ließ ihn erschauern. Der Hauptmann kommandierte, Anton riß die Hacken zusammen und präsentierte seine Lanze, die Kapelle bog ein, Herr Simon mit dem EK I auf der SA-Uniform ließ die Musik aufjubeln, die blanken Tubas strahlten, die Trommeln wummerten und riefen, und dann kam die weit auseinandergezogene Gruppe der Chargierten, Schultersterne und wippende Federbüsche, und der König ging in ihrer Mitte: ein blasser Junge mit Sommersprossen, der schwer an dem großen Tschako mit dem weit vornüberhängenden weißen Königsbusch zu tragen schien und vor sich auf das Pflaster sah, und doch war er der König, und Anton starrte ihn an und dachte daran, daß seine Mutter gesagt hatte, der Tagelöhnerjunge werde bestimmt eine schlechte Figur machen, wenn die Eltern schon nichts taugten, und er vergaß das wieder, weil der Junge doch König war, und er stand da und präsentierte.

Der schmetternde Auszug dann durch die fahnenüberwehten, wimpelbunten Straßen! Das freie Herumtreiben auf dem weiten Festplatz am Galgenberg, der sich bis an den Schalsee dehnte! Das Staunen und Hoffen vor den blinkenden Preisen, die auf ein samtbeschlagenes Schild geheftet waren – silberne Löffel, die der Schuldiener dem Festzug vorangetragen hatte, und eine goldene Uhr für den neuen König! Die klopfende Erregung beim ersten Schuß mit der Armbrust: Der Bolzen klatschte neben dem bunten Adler in die Zeltplane, und Anton war sicher, daß das Gewehr falsch gerichtet gewesen war, er hatte genau gezielt.

Anton trank Limonade, grün und sprudelnd süß. Er kaufte gebrannte Mandeln aus dem dampfenden, duftenden Kupferkessel von Zuckerbäcker Klüten, und er aß Eis, das über die braune

Waffeltüte hinabrann auf die klebrigen, schmutzigen Finger. Anton hatte zwei Mark bekommen, er war der Reichste in der Klasse, und er war stolz darauf. Er schenkte sogar Hans Scheele ein Eis, weil der nicht so viel Geld hatte und weil es vielleicht doch wichtig war, wenn man sich gut mit Hans Scheele stellte. Beim nächsten Schuß traf Anton den goldenen Reichsapfel; doch der fiel nicht herunter, und Anton fand es unkameradschaftlich von Herrn Grotkopp, daß der die Teile so fest angebracht hatte. Aber er hoffte auf seinen nächsten Schuß, und als der wirkungslos gegen den grauen Rumpf prallte, hoffte er auf den nächsten, und so ging der Tag herum.

Nachmittags zogen die Mädchen zum Festplatz, ein langer, trippelnder Zug unter bunten Blumenbögen, in die die Pracht der Sommergärten geflochten war, und unter dem reichsten Bogen, der über und über mit Rosen prangte, und eine rote Rosenkrone hing darin, schritt die Königin. Anton sah dann beim Topf schlagen zu. Die Mädchen gingen mit verbundenen Augen auf einen umgestülpten Blumentopf zu, in den Händen einen langen Holzhammer, und wenn sie meinten, sie seien in der richtigen Entfernung – immer wieder versuchten sie vorher, die Schritte abzuzählen, und standen dann doch ratlos und blind –, schlugen sie zu: ein Schlag jedesmal, der meistens neben dem Topf ins Gras klopfte. Doch nach und nach zerbrachen alle Töpfe, und noch vor dem Königsschuß war auch der kleinste Topf unter dem Hammer zerscherbt – keiner hatte sich vorstellen können, daß er je getroffen würde –, und die neue Königin war da, die Musik dröhnte dreimal ihren Tusch, eine Lehrerin stülpte dem Mädchen die große Rosenkrone auf, und Anton schluckte vor Rührung.

Die Vogelstange war gerade wieder aufgerichtet worden: Gegen Abend, wenn Kronen und Fahnen und Szepter, Flattern, Flügel und Schwanz abgeschossen waren, sägte Schreiner Grotkopp den Rumpf ein, den die Bolzen allein nicht zerstören konnten. Anton hatte sich ausgerechnet, daß er vielleicht noch einmal zum Schuß kommen würde. Die schwere Armbrust, die auf dem Bock lag – die leichten Gewehre vom Vormittag waren zur Seite gestellt worden – wurde gerichtet. Schreiner Grotkopp visierte selbst hinauf, die Hauptleute prüften nach, und dann wurde Num-

mer 246 aufgerufen, und Anton hatte Nummer 257 – elf Schüsse noch, denen der Rumpf vielleicht standhalten würde. Der Bolzen prallte ab, und auch beim nächsten und beim nächsten Schuß bewegte sich der graue Holzklötz unter der Plane nicht. Die Erregung stieg Anton in den Hals. Plötzlich drehte sich der Rumpf, langsam, er zögerte noch, dann fiel er – ein, zwei Stücke. Doch ein Rest blieb oben an der Stange, der Königsrest. Nummer 251 – der Bolzen prallte in die Zeltplane. 252 der Schuß traf das Eisen, das Holz zitterte, aber es fiel nicht. Die Menge drängte sich dichter zusammen, immer mehr Menschen schoben nach, Chargierte trieben die Jungen zurück, die in den umzäunten Schießplatz eingedrungen waren. Da löste sich wieder die Sehne, der Bolzen flog und flog und traf, das Holz fiel, und der König, der neue König: Ein fremder Junge wurde hochgehoben, irgend jemand sagte etwas, Anton schrie ‚Hoch!‘ und ‚Hoch!‘, der strahlende Tusch der Kapelle, und der Rest war Freude und Stolz, bengalische Lichter flammten rot und grün an den Straßen, durch die der Marsch heimwärts ging, und die Musik spielte noch einmal so laut, und auf dem Rathaus wurden der König und die Königin empfangen, und der Bürgermeister sprach von der stolzen deutschen Jugend, und der Ortsgruppenleiter sprach von der Jugend des Führers, und der Rektor sprach von der stolzen Jugend Adolf Hitlers, und alle sangen ‚Deutschland, Deutschland, über alles‘, und alle sangen ‚Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen‘, und Anton stand mittendrin und sang und hob den Arm und schluckte vor Erregung, und er war stolz, ein Deutscher zu sein.“

6 *Kritische Marginalien zu Anton Lummes destruktiver vaterländischer Haltung mit diesbezüglichen Beispielen aus seinen Aufzeichnungen, vornehmlich: „Über einen pädagogischen Versuch, die vaterländische Verteidigungsbereitschaft zu festigen“, „Von deutscher Treue, deutscher Tapferkeit und deutscher Gemütlichkeit in Bödelstedt“, „Weshalb Herr Reese einige Formulare nachts drucken mußte“, „Wie in Bödelstedt ein Wall von gläubigen Leibern gebildet wurde“ und „Wie Anton einen historischen Tag erlebte“.*

Wenn ich an einem milden Abend durch meinen wohlgepflegten Garten wandele, hier eine anmutige Rose in zartem Gelb, dort die prallen Beeren des Feurdorns betrachtend, auch wohl einmal ein vorwitziges Unkraut jätend oder erwägend, wie wohl im nächsten Winter der Apfelbaum neben der Gartenbank am besten zu schneiden sei, damit er weiterhin reiche Frucht trage; wenn ich in einem solchen stillen Augenblick dem großen Werden und Vergehen nachsinne und sehe, wie auch ich und mein einstmals so unruhiges Blut diesem unermesslichen Kreislauf unterworfen sind, dann denke ich oft mit Wehmut zurück, denke vor allem aber – wie sollte es anders sein? – an meine Jüngste, die fern ihrer Heimat, fern ihrem Vaterhause und abgeschnitten von dem sprudelnden Quell der Muttersprache ein einsames Leben führt. Nur selten kommt ein Lebenszeichen Freyas zu mir. Nur die flitterbunten amerikanischen Weihnachtskarten, traurige Gipfel gefühlloser Geschmacklosigkeit und deshalb beinahe mehr Ärger als Freude für den immer noch wartenden, immer noch hoffenden Vater, pflegt sie mir zu senden. Im übrigen bin ich auf die Nachrichten angewiesen, die meine Tochter Hilda mir hin und wieder übermittelt, welche den Briefwechsel mit Freya nach wie vor aufrechterhält (meine älteste Tochter Hertha, der es leider nicht vergönnt war, einen Ehemann zu finden, hat dagegen seit Freyas Hochzeit mit Anton Lumme, zu der sie nicht einmal einen Glückwunsch schickte, alle Verbindungen zu ihrer jüngsten Schwester einfrieren lassen; ich habe aber die Freude, daß sie mir regelmäßig zum Monatsersten von ihren beruflichen Leistungen – sie ist mir im Erzieherberuf nachgefolgt – berichtet). Gern hätte ich meine Jüngste zu mir geholt, in mein nach dem Hinscheiden meiner lieben Frau gänzlich verwaistes Haus; doch alle meine Vorschläge, ja Bitten und Mahnungen hat Freya unbeantwortet gelassen, und selbst das Reisegeld, das ich ihr, unter Aufnahme einer Hypothek auf mein gerade schuldenfrei gewordenes Haus, gesandt hatte, kam ohne ein Wort des Dankes, wenn auch vollzählig, zurück.

Man gestatte mir diesen kleinen persönlichen Einschub, zumal da gerade auch diese betrüblichen Verhältnisse mit zu der Hinterlassenschaft jenes Anton Lumme gehören, dessen Niederschriften ich herausgebe als Warnung für alle jene, die gleich ihm von den bewährten Wegen abzugleiten drohen. Hätte mein Schwiegersohn nur getan, was ihm vom Schicksal vorgezeichnet war: seiner Väter Haus mit sorgsamer Hand zu übernehmen, es auszubauen und neuem Glanz und Wohlstand entgegenzuführen – hätte er die bewährten Gedanken seiner Väter und Vorväter weitergedacht, anstatt sich unnützen Zweifeln und unangebrachter Skepsis in die Arme zu werfen: Er hätte ein wahrhaft zufriedenes, ein glückliches und gewiß auch erfolgreiches Leben führen können, er hätte nicht Unruhe und Unglück über seine Mitmenschen gebracht, sein Beispiel wäre ein gutes gewesen und nicht ein abschreckendes, wie ich es hier hinstellen gezwungen bin.

Die im folgenden von mir ausgewählten Geschichten und Episoden scheinen mir typisch zu sein für Anton Lummes Weltanschauung in Hinblick auf die übergreifende staatliche Gemeinschaft – eine Schau, die nur unsozial genannt werden kann. Daß wiederum ich selbst in diesen Abschnitten eine keineswegs positive Rolle zu spielen habe, wird den aufmerksamen Leser kaum noch verwundern. Er möge an meiner Gelassenheit meinem Zerrbilde gegenüber ersehen, wie wenig mich solche boshaften Entstellungen berühren können, wie sehr es mir einzig und allein darauf ankommt, in diesen Aufzeichnungen das Exemplarische aufzuspüren und herauszustellen.

Wir erfahren im folgenden zunächst von einem kleinen pädagogischen Versuch, den ich seinerzeit unternahm, um die vaterländische Verteidigungsbereitschaft in der mir anvertrauten Jugend zu wecken und zu festigen. Daß Anton Lumme diese meine Bemühungen ins Lächerliche zu ziehen bemüht war, obwohl er seinerzeit selbst mit ganzem Herzen zu und hinter mir stand, erscheint nach allem bisher Dargelegten gewiß weniger verwunderlich als die Tatsache, daß diese Tendenz schon in der ersten Fassung der Aufzeichnungen deutlich zutage tritt. Wir dürfen daraus schließen – trotz der scheinbar ungebrochenen Darstellung nationaler Hochstimmung in der oben zitierten

Schilderung des Bödelstedter Kindervogelschießens! –, daß gewisse Keime der später so erschreckend aufbrechenden Destruktion schon frühzeitig in Anton Lumme wirksam gewesen sind.

„Zweitausendvierhundert deutsche Seehelden bissen ins Gras am Skagerrak“, sagte Herr Hafer. „Aber sechstausendsiebenhundert Briten rissen sie mit sich in die Tiefe der See!“ Herr Hafer, der uns jetzt auch in Deutsch unterrichtete und stets „ins Gras beißen“ sagte, wenn es um den Soldatentod ging, hob den Zeigefinger: „Was lehrt uns dieser Sieg?“

Die Antwort „Seefahrt ist not“ war uns allen geläufig, und über diese geistige Brücke kam Herr Hafer auf das Thema des Hausaufsatzes: „Luftschutz ist not“. Er gab allerdings nur wenige Hinweise, wie der aktuelle Stoff anzupacken sei, um die Gestaltung ganz unserer frischen Phantasie zu überlassen, und zum Schluß rief er noch einmal zu der Nagelspende für den Luftschutzgedanken auf, die, sein Einfall, in unserer Schule durchgeführt werden sollte.

Genagelt hatten wir im letzten Winter schon einmal, damals für die Winterhilfe. Ein mächtiger Reichsadler aus schwarz gestrichenem Holz war auf dem Flur aufgestellt worden, und bei Herrn Hafer konnten wir Spendennägel kaufen: schwarze Stifte für fünf Pfennige, silberne für zehn und goldenglänzende für zwanzig Pfennige, mit denen nur das Hakenkreuz benagelt werden durfte, das der Adler in seinen Klauen hielt. Allerdings hatte es ziemlich lange gedauert, bis alle Nägel verkauft und in das Holz getrieben waren und das metallene dräuende Sinnbild des neuen Reiches ins Lehrerzimmer gehängt werden konnte.

Die neue Sammlung wurde anders angelegt. Schreiner Grottkopp lieferte ein schlankes Holzgebilde mit eleganten Stabilisierungsflächen: eine Fliegerbombe, die auf einem gedrungenen, massigen Eisenfuß befestigt war, so daß sie in der Mitte des Schulhofes aufgestellt werden konnte. Zum Benageln wurden einheitlich silberglänzende Aluminiumstifte mit leicht gerundeter Kuppe verwendet, das Stück für zehn Pfennige, um jedem ohne Unterschied Gelegenheit zu gleicher Spende zu geben, und Lehrer Maaß, der alle Klassen in Physik und Chemie und neuerdings auch in Luftschutzfragen unterrichtete, half beim Vertrieb. In den Pausen stellten wir uns unter Aufsicht des Schuldieners an

und hämmerten die Stifte in den glatten Holzleib, der bald überall silbern schimmerte, und einem nochmaligen Aufruf Herrn Hafers war es zu danken, daß schließlich nirgendwo noch Holz zu sehen war.

Übermannsgroß, in unregelmäßigem Silber glänzend, aus der anmutigen Rundung des Kopfes langsam emporstrebend zum spitzen, flächenbewehrten Ende hin, stand die Bombe sicher und schön auf dem sandigen Platz, wenn wir unsere Frühstücksbrote aßen. Sextaner benutzten sie sogar als Anschlagmal. Doch wurde das sogleich als unziemlich verboten, zumal Herr Hafer noch eine besondere Überraschung angekündigt hatte.

Alle Klassen der Bödelstedter Mittelschule hatten über das Thema ‚Luftschutz ist not‘ einen Aufsatz schreiben müssen. Die besten Arbeiten jeder Klasse waren an den Rektor gegeben worden, der von allen die beste auswählen und öffentlich auszeichnen wollte: Dem Verfasser war die Ehre zugebracht, die krönende kleine Flügelschraube in das Schwanzende der Bombe zu drehen.

Drei Aufsätze aus jeder Klasse wurden ins Rektorzimmer gebracht, und meiner war dabei. Ich hatte mir sehr viel Mühe gegeben. Mit den Arten, Größen und Wirkungskreisen von Sprengbomben hatte ich mich beschäftigt, mit Brandbomben verschiedenster Konstruktion vertraut gemacht und auch mit reizenden, erstickenden und ätzenden Kampfstoffen. Ich hatte mir die amtlichen Vorschriften über den Ausbau von Luftschutzräumen besorgt, auch selbst in den Schränken, Kisten, Schachteln und Koffern auf unserem Hausboden geräumt, um eine Vorstellung vom Wert der Entrümpelung zu gewinnen, und dann hatte ich das Bild einer großen Stadt entworfen, die unvorbereitet von einem feindlichen Bombenangriff getroffen wird. Das schien mir zuletzt recht gut gelungen, und eine Woche lang spielte ich mit der Vorstellung, ich könnte der Beste sein.

Doch als dann Luise Butenschöns Aufsatz vorgelesen wurde – alle Klassen waren auf dem Schulhof angetreten, der Rektor stand neben der Bombe, flankiert von den Herren Hafer und Maaß, und trug selbst die preisgekrönte Arbeit mit nachdrücklichen Betonungen vor –, da sah ich ein, daß ich dagegen nicht bestehen konnte. Luise hatte mit großartiger Phantasie beschrieben,

wie Bödelstedt von feindlichen Flugzeugen angegriffen wurde, und wie da alles aufflammte und zusammenbrach, Rathaus und Kirche, Brücke und Wasserturm, die ganze Diepentorstraße ein einziges Flammenmeer und unsere Schule natürlich auch: Das war ganz großartig geschildert. An den Schluß des Aufsatzes hatte Luise sogar noch ein eigenes Gedicht gestellt, das mit dem Ruf ausklang – der Rektor sah vom Heft auf und schmetterte uns das Wort entgegen – ‚Luftschutz ist not!‘

Nur ein Fehler war in dem Aufsatz angestrichen, Luise verstand auch nicht, wie ihr das passiert war: In der Überschrift hatte sie das ‚not‘ groß geschrieben, so daß der Sinn des Satzes ganz verfälscht war. Gerade bei Luise Butenschön nahm das wunder, weil sie sonst immer fehlerfrei schrieb.“

Hier darf ich zunächst einmal abrechnen, um eine notwendige Richtigstellung einzuschieben – den Hinweis nämlich, daß es nicht Luise Butenschön war, die damals den Sieg in unserem kleinen Aufsatz-Wettbewerb errang. Tatsächlich war es Anton Lumme selbst, der für eine recht bemerkenswerte Arbeit ausgezeichnet wurde! Da aber der „Held“ dieser Aufzeichnung, wie ich schon früher festzustellen Gelegenheit hatte, keineswegs positiv wirken sollte, ließ mein Schwiegersohn sich nicht selbst als Gewinner erscheinen. Daß er in seiner Niederschrift ausgerechnet Luise Butenschön den Preis zukommen ließ, obwohl Luise zweifellos niemals dafür in Frage gekommen wäre, war sie doch in der Mittelschule eigentlich mehr geduldet als gern gesehen, ist möglicherweise auf Antons schlechtes Gewissen gegenüber dem Mädchen zurückzuführen. Es kann allerdings auch sein, daß er – vielleicht sogar unbewußt! – eine Verbindung zur Familie Butenschön herzustellen suchte, weil ja Hans Butenschöns negative Einstellung zu Wehrfragen in ganz Bödelstedt bekannt war.

Wie dem auch sei – zweifellos wird in dieser Episode eine Haltung sichtbar, die man nur als defaitistisch bezeichnen kann, eine Haltung, der Anton Lumme im Laufe der Jahre immer mehr verfiel. Das läßt sich sehr schön in der zweiten Fassung der oben zitierten Geschichte verfolgen, die zwar in der Beschreibung der Vorgänge der ersten ziemlich genau, fast wörtlich, folgt, der aber nun eine – anscheinend ironisch gemeinte – Einleitung vorangestellt sowie ein Schlußteil gleicher Tendenz angehängt wird;

beides meine ich nicht unterschlagen zu sollen. Die erwähnte Einleitung wird bezogen auf einen Ausspruch, den Anton Lumme angeblich damals von seinem Vater gehört hat und den wir schon früher kennengelernt haben: „– wer weiterkommen will, der muß mit seiner Zeit gehen – klar?! Auch wenn man sich manchmal ein bißchen bücken muß!“

An eben diese Formulierung wird folgendermaßen angeschlossen: „Damals war Anton noch nicht reif genug, den tiefen Gehalt der Lebensmaximen ganz zu begreifen, die sein Vater ihm mitteilte. Da er jedoch von Natur aus nicht zum Außerordentlichen neigte, und weil er auch bei völliger freier Entfaltung kaum ein Tatmensch im Sinne Nietzsches oder der Zeitschrift ‚Der Frontsoldat erzählt‘ geworden wäre, durfte sein Vater schon damals hoffen, daß Antons weitere Entwicklung zu einem echten Lumme keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bereiten werde. Gewiß bedurfte es noch mancher Erfahrungen, bis der Sohn das geschmeidige Wenden wie auch das Treten vollkommen beherrschte, das dem Vater zu allen Zeiten eine solide bürgerliche Lebensführung erlaubt hatte. Nachhaltiger als alle Sprüche und Erklärungen wirkte jedoch das väterliche Vorbild auf ihn. Zwar blieben Anton Enttäuschungen nicht ganz erspart, so eifrig und willig er auch nach den Fanfarenstößen seiner Zeit marschierte. Schon frühzeitig lernte er jedoch, unangenehme Aus- und Nebenwirkungen seiner Handlungen – sofern sie einmal unvermeidbar waren – auf andere abzuleiten, und eigentlich hatte er in diesen Jahren nur einmal Schwierigkeiten, sich zu behaupten, obwohl er sich gerade in diesem Falle völlig unschuldig wußte.“

Dieser Absatz – ein trauriges Muster ebenso oberflächlicher wie zersetzender Ironie, die sich zu allem Überfluß auch noch ungefähr jenes gepflegten Stiles bedient, den Anton Lumme von mir erlernt hat! – ist der vorher zitierten Geschichte, die jetzt natürlich in der dritten Person Einzahl erzählt wird, vorangestellt, während anschließend eine – übrigens nun völlig frei erfundene! – Begebenheit geschildert wird, die wieder ganz offensichtlich der Lächerlichmachung der von mir aus innerster Überzeugung vertretenen Ideen und Ideale dienen soll.

„Im Herbst veranstaltete Herr Hafer noch einmal eine Nagelsammlung, diesmal zugunsten der Schulbücherei, deren zerlesene

Bestände er mit zeitgenössischen Werken völkisch-nationaler Dichter aufzufüllen gedachte. Anton half ihm dabei, weil er seine Note in Deutsch zu verbessern hoffte, um seine Schwäche im Rechnen auszugleichen: Zweimal täglich lief er zu Schreiner Grotkopp, um die Lieferung des Eichenschildes mit den steilen Holzbuchstaben NICHT FÜR DIE SCHULE – FÜR DAS LEBEN LERNEN WIR zu beschleunigen, und zwei Nachmittage brachte er damit zu, in seiner schönsten Kinderschrift die Bestellisten für die Bücher revolutionären Geistes zu malen, die Herr Hafer schon ausgewählt hatte. Doch die rasche Lieferung des Schildes wurde ihm dann von Herrn Hafer nicht im mindesten positiv angerechnet, und die Schönschrift-Listen verbrannten im Ofen des Lehrerzimmers. Kaum nämlich war das Brett mit den ersten Spendennägeln gefleckt – eiserne waren es diesmal mit grob gekanteten Köpfen –, als die Sammlung eingestellt werden mußte. Herr Hafer hatte versäumt, eine Genehmigung zu beantragen, und die zuständige Behörde verweigerte ihr nachträgliches Ja unter Hinweis auf eine Reihe einschlägiger Bestimmungen. Der Erlös der eingeschlagenen Nägel reichte bei weitem nicht aus, die Rechnung für das Schild zu begleichen. Zwar galt Herrn Hafers Ärger nicht diesem Umstand, wie er wiederholt betonte, sondern der Tatsache, daß die Schüler der Bödelstedter Mittelschule auch weiterhin bedeutsame geistige Schätze der nationalsozialistischen Weltanschauung würden entbehren müssen, und er zitierte aus dem Gedächtnis Adolf Hitler, „Mein Kampf“: „Allein, was mich nicht umwirft, macht mich stärker“. Von Nägeln und Spenden allerdings wollte er lange nichts mehr hören, und Anton hatte Mühe, seine Zensur in Deutsch zu halten.“

Diese, wie gesagt, frei erfundene Episode, die in Ansatz und Durchführung der Erzählung ihren Verfasser selbst richtet, erscheint auch noch in der letzten Fassung von Anton Lummes Aufzeichnungen, und zwar ausgerechnet in Zusammenhang mit einer angeblichen Verdächtigung Luise Butenschöns, von der wir noch hören werden. Ich verzichte darauf, auch dieses grimasierende Zerrbild noch vorzustellen und greife statt dessen an anderer Stelle in die Papiere, die sich mein Schwiegersohn von der kranken Seele geschrieben hat. Dabei ziehe ich wieder einige

jener Blätter hervor, die von Anton Lummes Verhältnis zur Wehrbereitschaft Zeugnis abgeben: ein nahezu unerschöpfliches Rankenwerk giftiger Blüten, da nächst dem angeblichen Morde an Butenschön, welcher selber ja bezeichnenderweise zu den betont antimilitaristischen Figuren dieser Aufzeichnungen gehört, für Anton Lumme gerade seine Abneigung gegen jede Form des Wehrhaften im letzten Lebensjahrzehnt bestimmend gewesen zu sein scheint – ein tiefreichender Komplex, der sich ebenso in der Karikatur verehrenswerter Traditionen wie sogar in der gehässigen Verzeichnung des eigenen Vaters und seiner Freunde dokumentiert: Männer, die seinerzeit, wenn auch in gewissem Gegensatz zu den von mir vertretenen fortschrittlichen Ideen, so doch zweifellos aller Ehren wert, im Frontsoldatenverband „Stahlhelm“ gemeinsam das graue Fronterlebnis wachzuhalten und für die weitere Entwicklung unseres Vaterlandes fruchtbar zu machen versuchten. Das liest sich in der zweiten Fassung der Aufzeichnungen scheinbar noch recht sachlich:

„August Lumme war ein stattlicher Mann. Er hatte im Laufe der Jahre stetig an Umfang und Behändigkeit zugenommen, ohne doch die straffe Haltung einzubüßen, die er zum bleibenden Gewinn seiner aktiven Dienstzeit rechnete. Aus dem Kriege war er mit der Friedrich-August-Medaille in Bronze heimgekehrt (eine Hoheit auf Truppenvisitation hatte 1916 unmittelbar vor August Lummes Feldküche eine Reifenpanne gehabt, so daß sich Gelegenheit gefunden hatte, die aufgewärmte Erbsensuppe des Küchenunteroffiziers Lumme zu servieren, welche Hoheit als ‚delikat‘ gerühmt und entsprechend belohnt hatte), und wenn er zum Dienst beim ‚Stahlhelm‘ ging, trug er das blaugelbe Band im dritten Knopfloch der grauen Uniform.

Im ‚Stahlhelm‘, Bund der Frontsoldaten, hatten sich nach 1918 Bödelstedts heimgekehrte Bürger zusammengefunden. Fast alle Väter, die Anton kannte, gehörten dazu. In den schmachvollen Jahren nach dem Zusammenbruch hatten sie sich im alten deutschen Frontsoldatengeist vereint, um unter dem Motto ‚Im Felde unbesiegt‘ in rechter deutscher Treue zueinander zu stehen. Wenn August Lumme Geburtstag hatte, kamen die Kameraden zum Herrenfrühstück, einer festlichen Mahlzeit mit scharf gewürztem Zungenragout und mildem Bordeaux, die sich stets bis zum

Abend hin ausdehnte. Als Anton größer wurde, durfte er schon mal eine Stunde dabeisitzen; dann erlebte er in den volltönenden Kampfberichten der sturmerprobten Haudegen die Heldentaten einer großen Zeit sowie auch jene bitteren Stunden nach, als Arbeiter- und Soldatenräte durch die kaiserlosen Lande zogen und den roten Brand der verräterischen Revolte weiterzutragen versuchten, bis sie am entschlossenen Widerstand der vaterländisch gesinnten Bödelstedter Bürgerschaft scheiterten. Vor allem Kolonialwarenhändler Meyerbeen wurde niemals müde, von der entscheidenden Nacht zu erzählen, als alles drunter und drüber zu gehen drohte, er aber ganz allein mit einer Handvoll tapferer Kameraden auf dem Rathaus im Sturmgebraus ausharrte, die kostbare Silberkette des Schützenkönigs mit seinem Leibe deckte und den roten Spuk ein für allemal vertrieb. Der kleine Mann mit den grauen Bürstenhaaren wußte seinem Gesicht die Würde eines Feldmarschalls zu geben, wenn er von Bödelstedts Schicksalsstunden berichtete, die in seiner Erinnerung von Jahr zu Jahr dramatischer wurden, so daß die Kameraden ihn zu Kürzungen seines Berichts ermahnen mußten, wenn sie die eigenen Leistungen für Heimat, Volk und Vaterland nicht ganz verschweigen wollten.“

Die scheinbare Sachlichkeit dieser Schilderung kann natürlich nicht die Ironie verbergen, mit der Anton Lumme jene braven Männer sieht, ja, fast spricht schon so etwas wie Verachtung aus dieser Darstellung. Das wird noch deutlicher bei der Schilderung einer anderen Geburtstagsfeier August Lummes, und zwar derjenigen am 29. September 1938, jenem historischen Tag, an dem in München die Entscheidung über die friedliche Heimkehr unseres Sudetenlandes fiel. Wieder zitiere ich aus der zweiten Fassung der Aufzeichnungen.

„Wenn auch August Lummes Begeisterung für den Schicksalskampf der Nation im selben Maße abnahm, wie das Waffenrasseln im Radio vernehmbarer wurde, so betonte er in diesen spannungsvollen Tagen doch vor und nach dem Essen, daß er wie einst und allezeit seinen Mann stehen und das Vaterland gegen den scheelen Neid seiner Widersacher verteidigen werde, papperlapapp und punktum, und an seinem Geburtstag kaufte er früh morgens rasch noch drei Rinder und sieben Schweine, ohne Rech-

nung, um einen kleinen Vorrat zu haben, wenn die Lage tatsächlich ernst und das Fleisch knapp werden sollte. Doch selbst an diesem gelungenen Handel konnte er sich nicht richtig freuen. Denn ein Krieg war ihm – allezeit deutsch hin, allezeit deutsch her – doch nicht so ganz geheuer, und auch bei dem traditionellen Herrenfrühstück wollte zunächst keine rechte Stimmung aufkommen, obwohl besonders viele Gratulanten erschienen waren, sogar Oberfeldmeister Fink vom Arbeitsdienstlager und Ortsgruppenleiter Dose. Erst die Meldung von der Unterzeichnung des Münchener Abkommens wischte die Unruhe aus den Gesichtern und legte einen rosigen Stolz über die Runde. ‚Haarscharf daneben!‘ sagte Herr Meyerbeen, der bis dahin jeden Tropfen Alkohol von sich gewiesen hatte, weil er als gedienter Feldwebel zu jeder Stunde marschbereit sein müsse. ‚Haarscharf daneben, meine Herren! Aber wir haben es ihnen mal wieder gezeigt, na, endlich, das ist der alte deutsche Geist: Zähne zusammen und durch!‘ August Lumme hob sein Glas in die Runde. ‚In Treue fest!‘, sagte er und bemühte sich um einen entschlossenen Blick. ‚Der deutsche Schild ist wieder blank und scharf!‘

Dann holte Herr Meyerbeen nach, was er zu trinken versäumt hatte, und nachdem Ortsgruppenleiter Dose gegangen war, der für den Abend einen spontanen Fackelzug organisieren wollte, konnte er noch einmal die erregende Geschichte von seiner Verhaftung anno 34 erzählen, und wie er es den Braunen gegeben hatte, immer die Fäuste geballt und keinen Schritt gewichen, und August Lumme summt und trommelte den Egerländer Marsch.

Herr Hinrichsen sagte, er habe gleich gewußt, daß es keinen Krieg geben werde, weil unser Führer seinem Volk den Frieden versprochen habe, und was der Führer sage, das stehe fest wie deutscher Granit. Dabei schlug er so kräftig auf den Tisch, daß sein eben erst wieder gefülltes Glas umkippte und das dunkle Rot über das Tischtuch floß. ‚Salz!‘ rief er, ‚Schnell Salz darauf! Mit Salz geht alles weg, da bleibt kein Fleck!‘ Bald darauf rief Frau Hinrichsen an, ihr Mann werde dringend im Geschäft gebraucht, und nach einer hastigen Tasse Kaffee brach er auf. ‚Nichts – nichts zu machen‘, sagte er schwerfällig und stützte sich auf die Lehne seines Stuhls. ‚Geschäft ist Geschäft – was,

August? Aber Deutschland kann nicht untergehn, das sage ich euch, ich hab' noch prima Anzüge reinbekommen, wirklich, fast ohne Zellwolle – decken Sie sich ein, meine Herren, ehe es zu spät ist!

„Und nun laßt uns singen!“, sagte Sattlermeister Lüttjehann, der die Stabführung im Männergesangverein ‚Harmonisches Kränzchen‘ hatte, und er schlug an sein Glas und stimmte an ‚Es braust ein Ruf wie Donnerhall‘, und sie sangen, daß die Gläser klirrten, und später sangen sie auch ‚Es zittern die morschen Knochen‘, und zum Schluß sangen sie, Lüttjehann hielt allein die zweite Stimme, ‚Am Brunnen vor dem Tore‘, und Herr Weete umarmte Rosa Lumme, die das nur ungern zu dulden schien, und Herr Meyerbeen sagte: ‚Es geht doch nichts über die deutsche Gemütlichkeit!‘ und Anton hatte zu viel getrunken und hatte Mühe, das Badezimmer noch zu erreichen.“

Hier wird zwar vorgeblich eine Situation beschrieben; in Wirklichkeit aber spricht sich in jener Schilderung offener Hohn aus: Hohn über Männer, die sich dem Vaterland zutiefst verbunden fühlten und nicht gezögert hätten, auch in dieser Schicksalsstunde wieder zu den Waffen zu eilen, wenn Deutschland sie gerufen hätte. Womöglich noch deutlicher wird die Einstellung Anton Lummes in der dritten Fassung seiner Niederschriften, wenn er eine – natürlich frank und frei erfundene – Rede des Kolonialwarenhändlers Meyerbeen auf August Lummes 60. Geburtstag (also im Jahre 1955) wiedergibt. Dazu wäre anzumerken, daß gerade Fritz Meyerbeen in der Bödelstedter Realität das Bild eines guten, ja vorbildlichen Deutschen abgibt, wenn man ihn auch heute noch in unermüdlicher Schaffenskraft an der Seite seiner lebenswürdigen Frau tätig sieht – und zwar nicht nur für das ererbte Geschäft seiner Väter, sondern stets auch mit gleicher Einsatzbereitschaft für unsere Stadt und die zahlreichen Vereine, in deren Vorständen er mit nie erlahmendem Schwunge wirkt. Gerade eine solche untadelige Persönlichkeit, wie es sie heute leider viel zu selten gibt, nimmt Anton Lumme sich zur Zielscheibe seines unqualifizierten Spottes! Ich möchte nur einige Abschnitte aus Herrn Meyerbeens – angeblicher – Ansprache zitieren; eines Zwischenkommentars glaube ich mich in diesem Falle enthalten zu können.

„Klar, meine Herren, Zähne zusammen und durch, das haben wir schließlich ein Leben lang hochgehalten, und unser August –. Nee, nun rede ich, nun laßt doch auch mal Fritz Meyerbeen reden! Was, August, an deinem 60. hast du eine Rede verdient, und weil du nun auch schon 60 bist, August, da will ich dir mal aus meiner reichen – Nun laßt mich doch endlich mal reden, ich habe schließlich meine Erfahrungen, und jetzt rede ich! Wenn ich bloß noch an damals denke – was, August, 1919, wie wir die Fahne hochgehalten haben in Bödelstedt, wenn wir nicht das Rathaus besetzt hätten, wo wäre dann wohl die Stadtkasse hingekommen und unser Schützensilber? Da haben die Roten mal die kernige deutsche Soldatenfaust gespürt, viel Feind, viel Ehr’, genau wie 14 in Kiautschou, das war ein verlorenes Häuflein, ihr könnt das mal nachlesen in unserer Regimentsgeschichte, dreimal kommt da der Name Meyerbeen vor, da kann sich die heutige Jugend eine dicke Scheibe von abschneiden – was, August, wo wäre sonst unser armes Deutschland geblieben? –

Ja, natürlich, auf unser Geburtstagskind, ich komme ja schon zum Höhepunkt, ihr müßt mich nicht immer unterbrechen. Denn gerade, weil unser August heute seinen 60. feiert und bei dem herrlichen Zungenragout und dem köstlichen Bordeaux, da ist es doch an der Zeit und wir wollen mal Einkehr halten, und da fragt man sich doch: Was hast du, Fritz Meyerbeen, was hast du nun wirklich geleistet in deinem langen Leben – nicht, August, du verstehst mich an deinem Ehrentage, da fragt man sich doch, in einer stillen Stunde fragt man sich als deutscher Mann: War alles vergebens? Und ich sage dir, August, das ist schon richtig, das soll sich der deutsche Mann auch fragen, und dann kann er stolz in sein 60. sehen und sagen: Jawohl, kann er sagen, jawohl, ich habe nicht umsonst gekämpft und gelitten seit 60 Jahren. Denn wir sind alle in Ehren grau geworden in Bödelstedt, unserer lieben Heimatstadt, die wir über alles lieben, und das ist die Haltung, aus der die großen Taten für unsere Heimat und für unser armes geteiltes Deutschland wachsen und blühen und gedeihen, meine Herren, bis daß die Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit kommen wird, wie der Kanzler es versprochen hat – Kameraden, dieser Tag ist ein stolzer Tag und ein Ehrentag für unseren August –

Na klar, ich komme doch jetzt erst zum Höhepunkt, und deshalb darf ich wohl sagen, weil wir das Vaterland immer tapfer verteidigt haben –

Nein, ich rede gar nicht von Kiautschou, sondern ich erhebe jetzt mein Glas, und unser August, unser lieber Kamerad im grauen Rock und im grauen Haar, denn das verbindet – was, August, weißt du noch, wie wir hier 38 saßen, am selben Tag, dieselbe Runde, bloß noch der alte Dose dabei, Gott hab' ihn selig, und auch der Arbeitsdienstonkel – wie hieß er denn noch, der Vogel, na, Rosa? – jawohl, der Oberfeldmeister Fink, Gott hab' ihn selig, und unser unvergessener Kamerad Reese, er war ein aufrechter deutscher Mann – Ihr habt euch zu Ehren der toten Kameraden erhoben, ich danke euch! Aber das war 'ne Stimmung damals – was, August, du hattest schon heimlich 20 Rinder beiseite geschafft, weil du dachtest, nun geht's wieder los, aber der Krieg kam noch gar nicht, die Tommys haben sich in die Hose gemacht, die müssen bloß mal die deutsche Soldatenfaust spüren, dann werden sie *so* klein! Aber wenn sie dann die ganze Welt gegen unser tapferes Vaterland mobilisieren, dann ist es natürlich kein Kunststück zu siegen. Na, egal, wir waren jedenfalls immer bereit zum letzten Einsatz –

Jawohl, ich komme zum Schluß – man soll doch an so einem Tage wie Augusts Sechzigstem, da wollen wir unsere Blicke ruhig mal zurückschweifen lassen und wollen uns fragen, ob wir in Ehren grau geworden sind, und wenn eines Tages unsere Söhne und Enkel die sturmzerzauste Fahne in ihre Faust nehmen, unser altes Schwarzweißbrot, um im bewährten Geiste weiterzumarschieren für unser geliebtes Deutschland, an allen Fronten in Ost und West, aber vor allem natürlich für die ersehnte Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit, dann sehen wir alle, und ich komme zum Schluß, meine Herren – jawohl, Rosa, du brauchst mich gar nicht so ansehen, ich komme wirklich zum Schluß! Aber weil du mich so ansiehst, Rosa, da muß ich das doch noch sagen, meine Herren: Ich bin ein alter Mann und in Ehren grau geworden, ich habe mit dem verlorenen Häuflein in Kiautschou gekämpft und habe in Reims bis 44 die Stellung gehalten, und ich kann mir das wohl erlauben in dieser Runde, daß ich sage: Was wäre unser August ohne seine Rosa – ohne unsere Rosa, möchte ich sagen!

Also Rosa, dein Zungenragout war mal wieder primaprimissima, und unter Freunden darf ich das sagen und als alter Soldat: Rosa, ich habe dich immer geliebt – da brauchst du gar nicht zu lachen, August, und als wir damals eingesperrt waren – was, August, als die Braunen uns eingesperrt hatten, 1934, mich und dich und unseren unvergessenen Freund Reese, rücksichtslos haben sie uns eingesperrt; aber sie haben uns nicht gebeugt, uns nicht, was, August, nach 24 Stunden haben sie uns wieder freigelassen, sonst wäre ein Aufstand ausgebrochen in Bödelstedt, und unsere Rosa hat uns versorgt mit Kalbsnierenbraten – na, Rosa, wenn ich davon mal träume, also da geht mir das Herz auf, schon wegen dem Kalbsnierenbraten hat sich die ganze Verhaftung gelohnt, wenn auch der ‚Stahlhelm‘ dann aufgelöst wurde – was, August, das war keine Kleinigkeit, daß wir unser Frontsoldatenwort brechen und mit den Braunen in einem Glied stehen mußten, das haben wir wirklich nicht gern getan, aber Befehl ist Befehl, und es ging ja um mehr, und deshalb Schwamm drüber, und ich komme zum Schluß, am Ende sind wir ja doch die Sieger geblieben in Bödelstedt – was, August, du als Stadtrat, da kann heute gar nichts mehr schiefehn, und somit erhebe ich nun mein Glas auf unseren Jubilar, auf unseren August, daß er in Ehren grau geworden ist – was, August, und dieser köstliche Tropfen, wir haben damals in Reims auch gar nicht so wenig, also wir haben da manchen köstlichen Tropfen geleert, ich bin als Kenner nach Hause gekommen, und deshalb kann ich dir sagen, August, und du darfst mir das glauben: Ich habe mein Lebtag noch keinen besseren Bordeaux getrunken als diesen Château Latour – wirklich, August, das ist einmalige Klasse, das kannst du mir glauben, sonst hätte ich ihn dir auch gar nicht verkauft, wir halten schließlich zusammen in Bödelstedt und alles ehrlich und sauber, und Rabatt kriegt ihr auch bei mir, und in diesem Sinne erhebe ich nun mein Glas, und wir denken zurück an die treuen Kameraden, die der grüne Rasen schon deckt, und wir wünschen unserem lieben Geburtstagskind, unserem August, aus tapferem Herzen das Beste für sein weiteres erfolgreiches Lebenswerk, und hiermit – jawohl, August, komm, wir stoßen jetzt an, und es muß mal gesagt werden, meine Herren: Wir halten durch, Gott mit uns und Zähne zusammen, dann wird eine Harke draus – prost, August! Prost!”

Die perfide Tendenz, vaterländische Gesinnung herabzusetzen, ist gerade in dieser angeblichen Rede besonders deutlich. Ähnliches findet sich auch an anderen Stellen von Anton Lummes Aufzeichnungen immer wieder, und wir können nicht umhin, davon noch einige Beispiele kennenzulernen. So scheint mir sehr bezeichnend die wenn auch knappe Schilderung, die Anton Lumme von seinem eigenen Wehrdienst gibt, den er 1943/44 auf dem Wehrbezirkskommando Diepenburg ableistete, weil 1941 sein linkes Knie durch einen Autounfall steif geworden war. Schon in der ersten Fassung der Aufzeichnungen wird dieses Wehrbezirkskommando – eine Wehrmachtsdienststelle im vierten Kriegsjahr, als allüberall alle Kräfte bis zum äußersten für den nahe winkenden Endsieg eingespannt waren! – dargestellt wie eine Art Altersheim, wo sich Pensionäre die Zeit vertreiben.

Als typisch möchte ich das Porträt wiedergeben, das Anton Lumme von seinem höchsten Dienstvorgesetzten entwirft (aus der zweiten Fassung):

„Eigentlich entsprach nur der Kommandeur des Wehrbezirkskommandos Antons Vorstellungen von deutschem Soldatentum in vollem Maße. Zwar schien auch Oberst Heppke in gewissem Umfang die ziemlich weitherzigen Auffassungen von Pflichterfüllung zu teilen, die den Dienstbetrieb so angenehm erträglich machten. Doch wenn er gegen halb elf Uhr vormittags erschien – Unteroffiziere und Mannschaften hatten dann ihren Frühschoppen in der Kantine stets schon beendet – und mit leise klirrenden Sporen durch die Flure schritt, wurden überall die Gespräche leiser, ein Hauch von Macht war in allen Räumen zu spüren. Wenn Anton dem Obersten begegnete, der ihm mit seiner ordensbunten Brust, dem gestutzten grauen Spitzbart und dem blanken Monokel aufs schönste deutsche Mann- und Wehrhaftigkeit zu verkörpern schien – eine Kreuzung von Wallenstein, Blücher und Ludendorff mit einem Einschlag Alter Fritz –, erstarrte er ehrfürchtig. Auch die Sprache des Kommandeurs war so militärisch, jedes Wort kam so knarrend und knapp, daß Anton sich selbst die Ausdrucksweise eines Generals nicht eindrucksvoller hätte vorstellen können. Die erhebendste Stunde seiner ganzen Soldatenzeit blieb daher für ihn die feierliche Vereidigung im Dienstzimmer des Obersten, dessen Antlitz unter dem Stahl-

helm so wirkte, als sei es von einem Kriegerdenkmal entliehen, und er sprach die Eidesformel nach, ohne sie zu begreifen, wobei er sich aber stumm gelobte, stets bis zum letzten Blutstropfen an seinem Platze für Führer, Volk und Vaterland sowie besonders auch für Herrn Oberst Heppke einzustehen.“

Das ist, wie jedermann einsehen wird, nichts als billigste Karikatur, die im Grunde ebensowenig Beachtung verdient wie die Darstellung jener Vorgänge, die angeblich zur vorzeitigen Entlassung Anton Lummes geführt haben (er stellt es so hin, als sei jener Oberst Heppke bestechlich gewesen oder doch mindestens einem Holsteiner Katenschinken nicht abgeneigt!). Wesentlich ist die sich hier dokumentierende Gesinnung, in der sich meiner Meinung nach auch die unbewußte Erkenntnis Anton Lummes ausdrückt, daß er den hohen Anforderungen an Leib und Seele, wie sie der deutsche Wehrdienst seit jeher stellt und ja auch stellen muß, keineswegs gewachsen war, und zwar nicht nur seines versteiften Knies wegen.

Wie dem aber auch sei: Es ist offensichtlich, daß Anton Lumme Wehrgesinnung und Wehrtüchtigkeit geradezu manisch in den Schmutz zu ziehen versucht, wobei wir beide Begriffe im weiteren Sinne verstehen müssen. So war beispielsweise auch der Reichsarbeitsdienst seinerzeit gleichsam ein Teil der Wehrverfassung, und weil Lummes Lieferanten des Bödelstedter Arbeitsdienstlagers waren, nutzte Anton Lumme dieses Verhältnis, um in seiner Erzählung zugleich den Reichsarbeitsdienst wie auch seine eigene Familie zu beflecken – ich zitiere aus der dritten Fassung eine Episode, bei der wieder Tante Tine das Wort hat (dabei ist zu bedenken, daß die Erzähler-Gegenwart jener dritten Fassung etwa im Jahre 1955 liegt):

„Was ist das nun wieder für Wurst? Sie sollten sich schämen mit solcher Wurst, sowas an Fleischwurst kam früher nicht in den Laden, so rosa und glatt und nichts darin und daran – August sollte sich zu gut sein für solche Wurst, aber er will nur verdienen, und das ist Rosa, die will das Geld, und immer nur Geld will sie haben, die Wurst sieht sie sich nicht an, das gab es früher bei Lummes nicht, das schmeckt ja wie Krieg, und nicht mal im Krieg kam sowas auf unseren Tisch, nun legen sie mir das hin, Tante Tine ißt das ja wohl, die sagt ja nichts mehr! Aber

ich schweige nicht still, ich sage August Bescheid, wenn er und kommt mal vorbei, er soll sich was schämen mit solcher Wurst, da hab' ich mich ja schon damals geschämt, im Krieg, das rosa Zeug für den Arbeitsdienst, das sie Fleischwurst nannten, aber es war kaum Fleisch darin und nur schlechtes Fleisch und noch allerhand sonst – wer mag denn das essen? Das kann ich nicht ab, und ich esse das nicht, und bloß wegen Geld, daß Rosa sich noch einen Pelzmantel kauft, sie können alle den Hals nicht voll kriegen, das führt zu nichts Gutem, wie da spricht der Prophet Hag-ai: Ihr kleidet euch und könnt euch doch nicht erwärmen. Und damals gab es auch schon den Ärger mit unserer Fleischwurst, und Rosa hatte es mit dem Oberfeldmeister Fink, das sollte dann ja nicht wahr sein, aber mir kann sie gar nichts erzählen, wenn er nachher auch gefallen ist für Deutschland, ich weiß Bescheid. Und Toni war das auch gar nicht recht mit der Fleischwurst, er war doch immer für Ordnung und für Gerechtigkeit, rosa war sie und kalt wie ein Frosch im Keller, so naß, und niemand aß die Fleischwurst bei uns, wir wußten alle, was drin war, und wenn man sie angeschnitten hatte, wurde sie grau, und zwei Tage später war sie schon dunkelgrün, dann konnte sie auch der Arbeitsdienst nicht mehr essen, und deshalb kam auch der Ärger – Rosa soll bloß nicht tun, als wäre nichts gewesen mit dem Oberfeldmeister, die beiden sahen sich an, das war nicht recht, statt daß der Oberfeldmeister sich die Wurst angesehen hätte, aber dazu sagte er nichts, er sah nur auf Rosa, bis dann die Kontrolle kam und die Kommission, und sie hatten gesagt, die Wurst war versehentlich liegengeblieben von vor zwei Wochen, aber in Wirklichkeit war sie gerade erst zwei Tage alt, und es ging dann eben noch gut, wegen der angespannten Ernährung im Krieg, aber sie hatten es doch mit der Angst gekriegt, das kommt dabei raus, wenn man Verdorbenes macht, wie geschrieben stellt in den Sprüchen Salomonis im 13. Kapitel: Wer das Wort verachtet, der verderbt sich selbst. Aber sie dachten sich dann was aus mit falschen Formularen, das hatte Rosa sich ausgedacht, daß niemand ihnen hinter die Schliche kam, Rosa und ihr feiner Oberfeldmeister, und mein Toni war gut genug und mußte die Formulare bei Reese bestellen, weil August, der wollte davon nichts gewußt haben, wenn es mal schiefging. Aber es ging nicht schief,

und sie haben die Fleischwurst alle gesund überstanden beim Arbeitsdienst, schließlich war Krieg und jeder mußte sehen, wie er da durchkam, das war kein Spaß, jeden Abend die Marken sortieren und kleben, was habe ich Marken geklebt, immer das Fummelzeugs, und abends kamen dann unsere Freunde und wollten ein Stück Braten, aber mal richtig, und sie hatten auch Seife und Kognak oder noch einen seidenen Schal, man mußte damals doch sehen, wie man durchkam, und deshalb ging Toni zu Reese, daß der die Formulare druckte. Und Herr Reese war Augusts Freund und druckte die Formulare so schön, daß keiner was merkte, die Freundschaft ging ihm über alles, obwohl er damals so viel zu tun hatte in seiner Druckerei, 42 war das, die ganzen Traueranzeigen und alle mit Eisernem Kreuz und allen Verwandten, da mußte er unsere Formulare nachts drucken. Aber er brauchte auch nicht von der Fleischwurst essen, zu seinen Freunden war August nicht so, und das war ja auch recht.”

Ich kann hier abbrechen, weil die für unseren Zusammenhang wesentlichen Aspekte schon deutlich geworden sein dürften. Bezeichnend erscheint mir vor allem, daß hier ein offener Fall von Urkundenfälschung, ja von vorsätzlichem Betrug – ein Fall, der seinerzeit zweifellos mit dem Tode bestraft worden wäre, wäre er aufgedeckt worden, und das mit Recht! – gleichsam bei-läufig und wie selbstverständlich erzählt wird (die scheinbar moralischen Erwägungen der Erzählerin treffen natürlich gar nicht).

Gerade der monologische Plauderton der alten Tante Tine, in dem hier ganz nebenher auch von einem angeblichen Ehebruch Rosa Lummes berichtet wird (wir werden leider nicht umhinkönnen, darauf noch ausführlicher zurückzukommen), ist das Infame dieser Darstellungsweise, die die ethischen Grundlagen unseres Daseins gleichsam hinterhältig zu zerstören versucht, indem sie von ihnen gar nicht erst Kenntnis nimmt.

Wenn ich abschließend noch zwei Abschnitte aus der zweiten Fassung bringen möchte, so deshalb, weil mir in beiden Zitaten die negative Haltung Anton Lummes zum Vaterland besonders kraß zum Ausdruck zu kommen scheint. Dabei ist vielleicht wichtig zu wissen, daß der zuerst wiedergegebene Abschnitt nur in der zweiten Fassung der Aufzeichnungen erscheint: Vielleicht

kann man daraus den Schluß ziehen, daß Anton Lumme zuletzt doch eingesehen hatte, daß er hier zu weit gegangen war, wenn natürlich auch denkbar ist, daß er diese Vorgänge aus rein formalen Gründen nicht in die dritte Fassung seiner Aufzeichnungen übernommen hat; ich möchte das dem Urteil des Lesers überlassen.

„Der Volkssturm war zum Schutze des tödlich bedrohten Vaterlandes aufgerufen worden, und auch Anton marschierte humpelnd mit dem Spaten vor die Stadt. ‚Auffangstellungen brauchen wir, damit von der Festung Bödelstedt aus der vernichtende Gegenschlag geführt werden kann!‘ betonte SS-Obersturmführer Hinrichsen, dem als bewährtem Einheitsführer das Kommando über den Bödelstedter Volkssturm zugefallen war, und Propst von Müller – trotz seines Hauptmannsranges und trotz seiner unvergleichlichen Kriegserfahrungen war er nur Hinrichsens Stellvertreter geworden – stimmte dieser Beurteilung der Lage grundsätzlich, wenn auch mit einigen Einschränkungen, zu. Jeden Tag rückte der Trupp aus alten Männern, Krüppeln und Fünfzehnjährigen aus, grub Panzergräben und Schützenlöcher, errichtete an der Straße nach Diepenburg eine Panzersperre aus eingerammten Stämmen und lehmversteiftem Reisig, in die bei unmittelbar drohender Gefahr nur noch Eisenschienen eingesetzt werden mußten, und auch der nie benutzte Flakstand auf dem Galgenberg wurde ausgebaut. In die Brücke über den Schalsee wurden Sprengladungen eingesetzt, und fortan wachte ein Volkssturm-Doppelposten Tag und Nacht neben dem Brückenhäus. Allerdings wurden nur ältere, besonnene Männer für diesen verantwortungsvollen Dienst eingeteilt, und Franz Hinrichsen war nahe daran, seinen eigenen Bruder vor ein Standgericht zu bringen, als er bei einem nächtlichen Kontrollgang feststellen mußte, daß der das Stichwort vergessen hatte, auf das hin die Sprengung ausgelöst werden sollte. An einem Holzmodell aus Schreiner Grotkops Werkstatt wurden die Volkssturmmänner auch im Gebrauch der Panzerfaust unterrichtet, und auf dem Schießstand machten sie Zielübungen mit Vorderladern aus dem Bestand der Bürgerschützen. Die angekündigten Waffen allerdings waren immer noch nicht eingetroffen, und auch die Armbinden fehlten, die Bödelstedts Volkssturmmänner als vollwer-

tige Verteidiger des Vaterlands ausweisen sollten. Nur Hauptmann von Müller machte einen wirklich militärischen Eindruck: Er steckte in der Paradeuniform seines Traditionsregimentes, einem langen Rock mit prächtigen Ordensbändern und goldenen Kronenknöpfen, von denen nur die unteren beiden nicht mehr schlossen. Im übrigen herrschten Feuerwehr- und Hitler-Jugend-Uniformen vor.

Franz Hinrichsen und der Propst bemühten sich nach Kräften um Disziplin und Einsatzbereitschaft. Herr Hinrichsen prägte den Männern und Knaben seinen Wahlspruch ein: ‚Nicht denken, sondern funktionieren‘, anders sei Deutschland nicht zu retten, und er übte mit denen, die körperlich dazu imstande waren, immer wieder das kasernenhofmäßige ‚Hinlegen! Auf, marsch, marsch! Hinlegen! Auf! Hinlegen!‘, so daß Hauptmann von Müller gewisse grundsätzliche Bedenken nicht ganz unterdrücken konnte. Der Hauptmann wiederum hielt aufgrund seiner Erfahrungen den preußischen Parademarsch für die unentbehrliche Schule deutscher Manneszucht, stieß damit aber bei Herrn Hinrichsen auf nur geringes Verständnis. Die Spannungen in der Führung des Bödelstedter Volkssturms nahmen deshalb von Tag zu Tag zu. Ganz offen brach der Konflikt aber erst bei der Heldengedenkfeier aus, die am Heldengedenktag im März wie alljährlich mit einem Aufmarsch am Ehrenmal und einer Feierstunde im Kinosaal begangen wurde. Bei der Kranzniederlegung blieb die Form noch in etwa gewahrt, zumal der Aufmarsch um den eisernen Schwerterengel herum wegen Tieffliegergefahr stark abgekürzt werden mußte. Bei der eigentlichen Kundgebung aber prallten die Gegensätze um so härter aufeinander.

Die Bühne des Kinos war wie in den Vorjahren mit roten Tüchern verhängt, vor denen auf zwei handgeschmiedeten Opferschalen Reisigfeuer qualmten. An der Rückwand war wieder das übergroße Eiserne Kreuz angebracht, das den Heldengedenkfeiern schon seit Jahren als symbolischer Blickfang diente. Das Rednerpult, mit einer Hakenkreuzfahne umwickelt, war in der Mitte der Bühne aufgestellt. Rechts daneben leitete der Fanfarenzug des Jungvolks mit rummelnden Trommeln und krähen dem Blech die Feierstunde ein, als plötzlich ganz gegen das Programm Hauptmann von Müller auf die Bühne stieg, und ehe

noch der Sprechchor der Hitler-Jugend seine Verse von Blut und Opfer und Ewigkeit beginnen konnte, gebot der Propst mit geübten Armbewegungen Ruhe und begann zu sprechen: Daß es nun wirklich nicht mehr lange so weitergehen könne, daß die vaterländisch Gesinnten jetzt enger denn je zusammenstehen müßten, um Deutschland in letzter Stunde vor seinen Feinden zu retten, der Gott, der Eisen wachsen ließ, werde die tapferen Streiter gewiß nicht vergessen, und –. Doch plötzlich ging das Licht auf Halbdunkel, und während Unruhe aus dem Saal den Propst übertönte, verlöschte es ganz. Als die Lampen dann wieder aufstrahlten, stand SS-Obersturmführer Hinrichsen auf der Bühne, hochroten Kopfes sein Manuskript in den Händen zerknüllend, und er kommandierte mit scharfer Stimme: ‚Unsere Heldengedenkfeier beginnt jetzt. Wir singen –.‘

Alle sangen das Lied vom Guten Kameraden, während Hauptmann von Müller kopfschüttelnd von der Bühne herabstieg, und dann war alles wie immer: Sprechchor mit verteilten Stimmen, Trommelwirbel, Herr Hinrichsen sprach über den Opfermut und das Unverlierbare der Nation, und daß gerade in diesen ernsten Tagen vor der Entscheidung alle Deutschen zusammenstehen müßten, um im letzten großen Angriff endlich den so verdienten Sieg zu erringen, daß Deutschland herrlicher und leuchtender denn je auferstehen werde, die Blutzeugen der Bewegung wie auch Friedrich der Große sähen als mahnende Garanten herab, Deutschland könne gar nicht untergehen, wenn jeder bereit sei, sich für das heilige Vaterland in die Bresche zu werfen, die Zeit sei hart, aber groß, und unter der begnadeten Führung Adolf Hitlers, der in diesen Tagen und Stunden die starke Hand am Hebel der Weltgeschichte halte, sei Deutschland unüberwindlich von außen wie auch besonders von innen, wo alle Schädlinge mit eisernem Griff ein für allemal ausgemerzt würden, ein Wall von gläubigen Leibern, und Anton erschauerte vaterländisch und schluckte und stand wie ein Mann mit den anderen Kameraden gegen alle Feinde von außen wie von innen, und nach dem ‚Sieg Heil!‘ kamen noch einmal Spruch und Schwur und Lieder, ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ und ‚Die Fahne hoch‘, und als zum Abmarsch angetreten wurde, war Hauptmann von Müller schon nicht mehr zu sehen.

Der Propst mußte sich kurz darauf einer Gallenblasenoperation unterziehen, und Herr Hinrichsen verbannte den preußischen Parademarsch endgültig vom Dienstplan des Volkssturms. Als Ende April das Anrücken britischer Panzer gemeldet wurde, gab er die Losung aus: ‚Für den Führer siegen oder sterben‘. Dann mußte er allerdings zu einer dringenden Lagebesprechung beim Gauleiter fahren, von der er nicht rechtzeitig zurückkehrte, so daß der Bödelstedter Volkssturm nicht mehr zum Einsatz kam.

Kein Schuß fiel bei der Eroberung der Stadt. Niemand gab das Stichwort zur Brückensprengung. Bödelstedt war verschont geblieben.“

Wiederum kann ich wohl darauf verzichten, Einzelheiten zu kommentieren. Ich habe auch Abstand davon genommen, hier oder dort den Fluß der Schilderung zu unterbrechen: Zweifellos wird der Leser sehr gut erkannt haben, worauf es hier – im Sinne des vorher Geäußerten – ankommt. Wie Anton Lumme die bittersten Tage in der Geschichte Großdeutschlands und unserer Heimatstadt wiedergibt, wie er seinen in das Gewand einer scheinbar sachlichen Beschreibung gekleideten verheerenden Spott über alle jene ausschüttet, die bis zuletzt gläubig ihr Leben dem bedrängten Vaterland weihten, ja es in die Schanze schlugen, das ist leider nur zu bezeichnend für ihn und seine Gesinnungsgenossen, die in Deutschland immer noch hier oder dort den Ton meinen angeben zu können. Ich durfte bereits früher darauf verweisen, daß die hier hervortretende destruktive Haltung heutzutage gerade von den sogenannten Intellektuellen eingenommen wird, deren grundsätzlich und alles kritisierende Einstellung schon seinerzeit von der Reichsregierung durchaus richtig eingeschätzt worden ist und der auch unsere Bundesregierung mit nur zu berechtigtem Mißtrauen begegnet, wenn es auch heute leider an den notwendigen Handhaben zum Einschreiten fehlt. Gerade in den schrecklichen Jahren nach dem Kriege glaubten diese Menschen, endgültig Oberwasser bekommen zu haben, und erst der zunehmende zeitliche Abstand von jenen natürlich nicht immer sehr angenehmen Erinnerungen hat sie in den letzten Jahren wieder etwas zurücktreten lassen, obwohl sie immer noch, wie jedermann weiß, gerade in den viel zu wenig kontrollierten modernen Publikationsmitteln wie Funk und Fern-

sehen einen Einfluß besitzen, der ihrem prozentualen Anteil an unserem Volke keineswegs entspricht; inwiefern das demokratisch sein soll, habe ich bis heute nicht herausfinden können!

Anton Lumme gehörte natürlich nach Herkunft wie Beruf keineswegs zu dieser Gruppe; er scheint sich jedoch mit ihr – zum mindesten in seinen letzten Lebensjahren – verwandt gefühlt zu haben, wobei es müßig ist, darüber zu streiten, ob wohl die Mehrzahl jener sogenannten Intellektuellen, die sich als Links-Intellektuelle zu bezeichnen pflegen, mehr geistige Reife und bessere Bildungsgrundlagen mitbringt als er. Als ein letztes Beispiel stehe hier noch Anton Lummes Bericht über den Kriegsanfang, und zwar zitiere ich wieder aus der zweiten Fassung:

„Sie aßen Eis mit Sahne und Früchten im Strandcafé ‚Florida‘, und Rosa Lumme hatte sich gerade beim Kellner beschwert, daß die Kirschen nicht entsteint wären, das könne man wohl verlangen, als aus dem Radio mit Wagnerschen Trompeten die ersten Meldungen vom drohenden Krieg kamen. Rosa Lumme, die mit Anton die heißen Spätsommertage an der See genoß – ihr Mann wollte nachkommen, wenn das Geschäft es erlaubte –, wurde unruhig, und obwohl Anton ihr mit weltanschaulich geschulter Überlegenheit klarzumachen versuchte, sie rege sich völlig unnötig auf, die Feinde würden ganz sicher auch diesmal wieder zu Kreuze kriechen, kündigte sie die Zimmer, und am anderen Morgen traten sie die Heimfahrt an. Unterwegs konnte Anton seine Mutter auf die Truppen in nagelneuen Uniformen aufmerksam machen – Stiefel und Lederzeug waren meistens noch ungefärbt –, die als sichtbarer Beweis deutscher Stärke und Einsatzbereitschaft auf den Bahnhöfen warteten. Die dumpfe Erregung der Menschen in den überfüllten Zügen teilte sich aber auch ihm mit, und obwohl er nicht daran zweifelte, daß die verweichlichten Plutokraten auch diesmal wieder einen feigen Rückzieher machen würden, begann er insgeheim zu wünschen, es möchte nun doch endlich einmal richtig zum Krachen kommen, damit sich die überlegene Kraft der jungen deutschen Nation vor aller Welt beweisen und bewähren könnte.

August Lumme hatte gerade den Einberufungsbefehl bekommen, er blickte mürrisch. Von der letzten Musterung zwar war er mit einem dicken Strauß grellbunter Papierblumen heimge-

kehrt, spät nachts erst, und seine Hand hatte die Garderobe nicht gefunden, als er den Hut ablegen wollte: Er war für tauglich erklärt worden, stolz klopfte er sich auf die Brust, und er spottete über Meister Schlöpke, der seit einiger Zeit über Herzbeschwerden klagte und als dienstunfähig nach Hause geschickt worden war. Jetzt vermochte er nicht einmal eine gedämpfte Begeisterung in sich zu entfachen. Nur die Hoffnung, daß die älteren Jahrgänge nur noch in der Etappe eingesetzt werden würden und daß er sicher als Feldwebel aus diesem Feldzug heimkehren werde, ließ ihn bei dem überstürzten Aufbruch seine Fassung bewahren, bei dem er sogar seinen Rasierapparat vergaß.

Am anderen Morgen sprach der Führer im Reichstag. Anton lief zum Rathaus, um in dieser historischen Stunde der Führung nahe zu sein. SS-Obersturmführer Hinrichsen stand schwarz und breitbeinig im Treppenhaus unter dem Wandgemälde von der Gründung Bödelstedts auf der blutigen Wahlstatt am Bödelberge. ‚Ab heute wird zurückgeschossen!‘, verkündete er. ‚Kannst gleich als Melder hierbleiben, Anton! Wir brauchen jetzt jeden Mann!‘

Erregt ging Anton auf dem langen Flur hin und her, der vom Atem der weltgeschichtlichen Stunde leergeblasen zu sein schien. Er trat in ein offenstehendes, verlassenes Vorzimmer, und an den stummen Schreibmaschinen vorbei schob er sich in den nächsten Raum, von dem aus eine angelehnte Tür in das große Sitzungszimmer führte. Bürgermeister, Ortsgruppenleiter, der Rektor und der Ratsherr Hinrichsen hockten vor einem mächtigen Radioapparat, der von Heilrufen zitterte. Anton schluckte und schlug die Hacken zusammen; aber niemand beachtete ihn. Der Bürgermeister drehte den Ton zurück. ‚Na schön‘, sagte er. ‚Diese verdammten Pollacken wollen den Krieg – den können sie haben!‘

‚Gott war noch immer bei den stärkeren Bataillonen‘, sagte Herr Hinrichsen, und Ortsgruppenleiter Dose nickte: ‚Und vergessen wir nie, meine Herren: Wir haben den Führer, den macht uns keiner nach!‘ Anton schlich auf den Flur zurück, und ein großes, heißes Gefühl überschwemmte ihn: Es war Krieg, richtiger Krieg mit Hurra und Granaten und Heldentod, in diesem Augenblick wurde schon zurückgeschossen, und er erlebte diesen Krieg mit! Begeisterung ließ ihn erschauern, Aus seinen

Büchern wußte er, daß der Krieg eine große Zeit für starke Herzen und edlen Mannesmut bedeutete, einmalige Gelegenheit für stolze Bewährung und tapfere Kameradschaft bis zum Tode, ‚Die wilde Jagd und die deutsche Jagd auf Henkersblut und Tyrannen!‘ Anton hatte viele Kriegsbücher gelesen, auch die kleinen bunten Hefte für zehn Pfennige, die von deutschem Heldenleben in alter und neuer Zeit erzählten, wobei manchmal ein Sternchen in Rede und Gegenrede der kampferprobten Männer gedruckt war, wenn es sich um Generale oder mindestens um Fähnriche handelte, und unten auf der Seite wiederholte sich das Sternchen, und dabei war vermerkt: ‚historisch‘. Anton hatte lange gebraucht, bis ihm klargeworden war, daß nur eben dieser heroische Satz wirklich und wörtlich überliefert, das andere aber mit dichterischer Phantasie hinzuerfunden worden war. Aus allen Büchern und Heften aber ging ganz eindeutig hervor, daß auch die deutschen Dichter den Krieg als eine unvergleichlich herrliche Zeit schätzten, und Anton wußte, daß der Krieg unvermeidlich war, weil neidische Völker und vor allem natürlich die Juden immer wieder den alten deutschen Ruhm und Deutschlands wohlverdienten Reichtum rauben wollten, so daß das junge Volk der Germanen notgedrungen wieder zum blitzenden Schwert greifen und sein gutes Recht sowie seine heiligsten Güter bis zum letzten Blutstropfen verteidigen mußten. Blut: Das dunkle Wort war Anton wohlvertraut. Vom Blut hatte er in immer neuen Liedern gesungen, ‚Blut und Ehre‘ war auf der Klinge des Hitler-Jugend-Fahrtenmessers eingeätzt, das deshalb nicht zum Brotschneiden gebraucht werden durfte, und blutrot war die heilige Fahne mit dem Hakenkreuz, unter der jetzt das ganze deutsche Volk marschieren, kämpfen und siegen durfte. Jetzt war es an der Zeit, sich zu bewähren und zu zeigen, daß das Leben nichts bedeutete, auf daß Deutschland ewig bestehe, ein heiliger Dom, und Anton zweifelte keinen Augenblick lang, daß alle, alle für den Führer und das Großdeutsche Reich kämpfen und siegen und sterben würden, und mächtiger und herrlicher denn je zuvor würde Deutschland alle Feinde in den Staub treten.“

Daß unser Vaterland damals tatsächlich ausschließlich zur Wahrung seines beengten Lebensraumes antreten mußte, daß ringsum wieder eine Welt von waffenstarrenden Feinden bereit-

stand, uns hinterrücks zu vernichten, obwohl doch der seinerzeitige Reichskanzler immer und immer wieder den deutschen Friedenswillen beteuert hatte: Nichts davon findet sich in Anton Lummes Niederschriften, kein Wort davon (und wenn es sich doch einmal findet, dann ist es spürbar ironisch verzerrt). Auch späterhin wird in diesen Aufzeichnungen immer wieder der Vorstellung Vorschub geleistet, als habe auch nur ein Mensch in Deutschland den furchtbaren Krieg gewollt! Inzwischen haben ja glücklicherweise nicht nur mehrere deutsche, sondern auch sehr bekannte und mit hohen Ehrungen ausgezeichnete ausländische Historiker aus dem Lager der ehemaligen Feindmächte festgestellt, daß eine derartig primitive Version der historischen Vorgänge den tatsächlichen Geschehnissen diametral entgegengesetzt war und ist. Natürlich sind auch bei der politischen Führung des Reiches Fehler gemacht worden – ich wäre der Letzte, der das bestreiten wollte. Daß aber die in Anton Lummes Niederschriften meist indirekt zutage tretende Auffassung, Deutschland habe den Krieg gewollt, ja willentlich ausgelöst, in keiner Weise den Tatsachen gerecht wird, ist heute lange bewiesen. Wenn eine solche Auffassung eine Zeitlang in Deutschland fast so etwas wie Allgemeingut werden konnte, dann sollte das alle geistig Verantwortlichen beschämen. Es dokumentiert sich darin ein Niedergang unseres Nationalbewußtseins, der sicher nicht zuletzt auf die voreiligen Schuldbeteuerungen der bereits gekennzeichneten Intellektuellen sowie auch gewisser kirchlicher Kreise zurückzuführen ist. Erst in den letzten Jahren – ich deutete die erfreuliche Wendung schon an – ist es den vereinten Bemühungen aller verantwortungsbewußten Kräfte in Deutschland gelungen, den tiefen geistigen Absturz zumindest aufzufangen, ja in eine aufwärtsführende Kurve umzuwandeln, die sich dem Kenner unserer völkischen Geschichte in manchen Einzelheiten ankündigt, und sei es ein frischfröhliches Lied auf den Lippen unserer neuerstandenen Bundeswehr.

7 *Frau Rosa Lumme im verzerrenden Spiegel der Aufzeichnungen ihres Sohnes, gesehen in ihren ersten Ehejahren, beim Kauf eines Pelzmantels, bei der Vorbereitung und Veranstaltung gutbürgerlicher Damen-Kaffees sowie bei dem Versuch, das Autofahren zu erlernen; schließlich: „Was der Redakteur Bleich seinem Freunde Willi erzählte“.*

„Antons Mutter war als eine Fremde nach Bödelstedt gekommen: ein schmales, dunkles Gesicht mit Katzenaugen unter schwarzen Brauen, und wenn ihre Gestalt auch mit den Jahren fülliger geworden war und die Wangen runder, so daß die kräftigen Backenknochen kaum noch hervortraten: Sie blieb eine Fremde. Niemals lernte sie die Sprache Bödelstedts ganz. Ihre Stimme behielt den fremden Klang, in ihrem Sprechen blieb eine untergründige Härte und Heftigkeit, die den behäbig singenden Tonfall Bödelstedts störte. Die Stadt hätte vielleicht Rosa Lummes bescheidene Herkunft vergessen, und selbst die Tatsache, daß ihr erstes und einziges Kind schon sechs Monate nach der Hochzeit geboren worden war, wäre vielleicht mit den Jahren im allgemeinen Bewußtsein zurückgetreten. Doch Bödelstedt verzieh ihr nicht, daß sie anders war und anders blieb.

Für Anton war seine Mutter lange Zeit gleich jung und gleich schön. Zwar gab es einzelne silbrige Streifen in ihrem Haar. Doch sein Vater erzählte, daß die weißen Fäden schon in das Schwarz gewirkt waren, als er Rosa Brzocz kennengelernt hatte. Damals, in den ersten Jahren nach dem Krieg, als die Papiergeldbündel immer dicker und immer wertloser wurden, war August Lumme oft frühmorgens mit dem Motorrad in die Großstadt gefahren, um rechtzeitig zur Eröffnung der Bankhäuser dort zu sein. Manchmal erzählte er, und dabei lachte er behäbig, wie er seinen Koffer auf den Schaltertisch geschoben und dann die Scheine gestapelt hatte, für die er – gewitzter als die anderen Bödelstedter Geschäftsleute, die sich mittags für die Tageseinnahmen von gestern manchmal nur noch einen Apfel kaufen konnten – Wertbeständiges eintauschte, Papiere oder fremde Banknoten, mit denen er bei den Bauern vor der Stadt wieder Getreide einhandeln konnte oder ein halbes Schwein, und selbst eine Speckseite brachte stets einen ansehnlichen Gewinn.

An einem dieser Tage war August Lumme abends nicht heimgekehrt, und es blieb ungeklärt, ob wirklich nur ein Versagen seines nicht sehr zuverlässigen Fahrzeugs seine Rückkehr ver-

hindert hatte. In einem Tanzlokal war er mit einem jungen Mädchen ins Gespräch gekommen, das ihn überdeutlich an eine Frau erinnerte, bei der er in einem Karpathendorf lange in Quartier gelegen hatte, und er ließ nicht von ihr, obwohl der alte Herr Lumme, der auch von den gewinnbringenden Fahrten seines Sohnes nichts wissen wollte, zunächst jede Verbindung mit der Fremden entschieden abgelehnt hatte. Während sich das Geld in immer höheren Zahlenreihen auflöste, hatte die Hochzeit dann aber doch stattgefunden, und die junge Frau war in das Haus in der Diepentorstraße gekommen, wo ihr zunächst allerdings nicht mehr eingeräumt worden war als das Fremdenzimmer im zweiten Stock, dessen Fenster unmittelbar auf die graue Wand des Nachbarhauses sah.

In Antons ersten Lebensjahren widmete sich Rosa Lumme ganz ihrem Kinde. Mit einem lackroten Kinderwagen auf hohen Speichenrädern fuhr sie auf der Promenade am Schalsee hin und her. Später trippelte Anton an ihrer Hand über die ziegelgepflasterten Bürgersteige, ein blasses, bunt gekleidetes Kind mit langen silbrigen Locken, die Rosa Lumme selbst jeden Tag sorgfältig büstete. Dabei sang sie Lieder, die noch niemand in Bödelstedt gehört hatte, und sie redete mit ihrem Kinde in einer zärtlichen Sprache, die nur er verstand. Immer neue Kosenamen erfand sie für den Jungen, der von seiner Tante und von den Dienstmädchen ‚Toni‘ gerufen wurde, bis August Lumme ärgerlich eingriff und diese weibischen Allüren – ‚Papperlapapp und punktum!‘ – ein für allemal verbot.

Bödelstedt übersah die junge Frau, und sie kümmerte sich nicht um die Stadt. Doch nach dem Tode des alten Herrn Lumme begann Antons Großmutter zu kränkeln, so daß Rosa Lumme sich mehr mit dem Haushalt abgeben mußte, und damit geriet sie in den Alltag Bödelstedts hinein. Sie sah sich einer Wand von kalter Höflichkeit gegenüber, der sie mit ebensolcher Kühle begegnete.

Doch August Lumme gebot ihr freundliches Lächeln und Entgegenkommen, da sonst das Geschäft leiden würde, und schließlich fügte sich seine Frau.

Nur im Hause selbst kam es immer wieder zu Reibereien, da Temperament und Lebensanschauung der alten und der jungen

Frau allzu unterschiedlich waren. Antons Großmutter stammte aus einem der ansehnlichen Dörfer nahe der Stadt, eine wohlhabende Bauerntochter, die sehr klare und feste Vorstellungen hatte über das, ‚was sich gehörte‘ und was nicht. Nur widerstrebend ließ sie sich im Haus die Zügel aus der Hand nehmen, weil sie sah, daß ihre Schwiegertochter vieles anders hielt als sie. In Rosa Lumme war durch die ersten Monate ihrer Ehe, als Banknoten nur dann Wert hatten, wenn sie möglichst rasch ausgegeben wurden, die Vorstellung von Geld und Geldeswert verwischt, soweit es die Ausgaben betraf. Sie wirtschaftete stets aus dem vollen, während das Leben der alten Frau durch peinliche Sparsamkeit bestimmt worden war. Ihr machte es nichts aus, eine reichliche Fischmahlzeit auf den Tisch zu bringen, wenn noch die Innereien von der vorletzten Schlachtung unverkauft im Laden lagen. Sie schlief regelmäßig jeden Nachmittag von zwei bis halb vier und überließ in dieser Zeit ihrer Schwägerin Tine oder sogar den Dienstmädchen Laden und Kasse. Andererseits führte sie die Geschäftsbücher mit großer Umsicht und Sorgfalt. Sie wußte auch, wie unauffällig Steuern gespart werden konnten, und August Lumme befolgte ihre Vorschläge meistens – und nicht zum Schaden des Betriebes. Antons Großmutter dagegen hatte niemals über ihren häuslichen Kreis hinausgedacht; allein auf ihren hausfraulichen Tugenden gründete sich ihr hoher Ruf in Bödelstedt.

Rosa Lumme gewann erst gesellschaftliches Ansehen, als sie dem Vaterländischen Frauenverein beitrug und hier zu wirken begann. Vor allem bei der Ausrichtung der Weihnachtsfeiern des Vereins, deren Ertrag den national gesinnten Armen Bödelstedts zugute kam, tat sie sich so hervor, daß man ihr Anerkennung nicht versagen konnte.“

„Kleinere Anschaffungen finanzierte meine Mutter durch gelegentliche Griffe in die Kassenschublade. Dieses praktische Verfahren versagte aber dann, wenn es um Summen ging, die weit über das Maß einer Tageseinnahme hinausreichten.

So wünschte meine Mutter sich zu Weihnachten einen Pelz. Außer Frau Borsten, geborener Voß, deren Mann die große Getreidehandlung leitete, und Frau Dr. Flender trug niemand in Bödelstedt einen Pelzmantel, und mein Vater sah keinen Anlaß,

die schicklichen Grenzen solider Bürgerlichkeit zu durchbrechen, zumal der Umsatz von Jahr zu Jahr sank. Wochenlang lag eine gespannte Unruhe im Haus. Ich hörte Gesprächsfetzen: Daß der Kredit überschritten sei, daß die Hypothek vom Umbau hohe Zinsen koste – nach dem Tode meines Großvaters war das Haus auf Betreiben meiner Mutter modernisiert worden –; daß die Leute immer weniger Fleisch kaufen könnten und daß die Steuern doch endlich bezahlt werden müßten. Ich hörte meine Mutter auflachen, ich sah sie kopfschüttelnd aus dem Zimmer gehen, ich merkte, wie sehr ihr an diesem Mantel lag. ‚Papperlapapp und punktum!‘ sagte mein Vater immer wieder, bis meine Mutter dann – zwei Tage vor dem Fest – doch in die Großstadt fahren und sich etwas Passendes aussuchen durfte.

Der Mantel gefiel mir sehr. Das kurze, gekräuselte Fell machte meine Mutter noch schöner, und als wir am ersten Weihnachtstag spazierengingen, kreuz und quer durch die Stadt und eine ganze Stunde lang hin und her auf der Promenade am Schalsee, merkte ich, wie die Leute sich nach uns umsahen. Wir trafen auch Hinrichsens, und ich hörte, wie meine Mutter sagte: ‚Er ist so mollig warm, wissen Sie, bei dieser naßkalten Witterung gibt es nichts Schöneres!‘ Frau Hinrichsen meinte, ihr seien Pelze einfach zu schwer, und Herr Hinrichsen nickte. Er war kleiner als seine Frau, trug eine Brille mit dünnem Goldrand, und obwohl er sein Textilgeschäft zweimal nur durch ein Vergleichsverfahren vor dem Konkurs hatte retten können, war er seit vierzehn Jahren Stadtrat; denn er verstand in jeder Lage überzeugend zu reden, auch wenn er zur Sache selbst nichts zu sagen wußte, weshalb immer eine bürgerliche Partei ihn als ihren Kandidaten aufgestellt hatte.

Jetzt zog er ein bedenkliches Gesicht, sprach von der nationalen Not und von der Weltwirtschaftskrise, er habe das schon immer gesagt, erwähnte auch die Last des Versailler Schandiktats, da müßten eben alle den Gürtel enger schnüren, und dabei lächelte er verbindlich, wie wenn er gerade Nähseide verkauft hätte und nach weiteren Wünschen fragte.

Zuletzt trafen wir auch Herrn und Frau Borsten. Herr Borsten erwiderte gemessen den Gruß meines Vaters, Frau Borsten nickte freundlich herüber. ‚Sie scheint meinen Pelz gar nicht

gesehen zu haben', sagte meine Mutter, und dann gingen wir nach Hause."

„Antons Mutter hatte die Lust am öffentlichen Wirken verloren, seitdem der Vaterländische Frauenverein aufgelöst worden war, ohne daß sie aber in Haus und Küche einen befriedigenden Ausgleich gefunden hätte. August Lumme drängte zwar seine Frau zu zeitgemäßem politischem Einsatz; denn in Bödelstedt wurde ein Arbeitsdienstlager aufgebaut, und er hoffte, die Fleischlieferungen würden ihm übertragen werden. In der ‚Frauenschaſt‘ aber hatte Frau Hafer die Führung, und wenn Rosa Lumme die mit viel Mühe und Geduld geknüpften Bande zu den besseren Kreisen der Stadt nicht mutwillig zerreißen wollte, konnte sie diese Vereinigung nur ignorieren. Nicht einmal der dringenden Bitte ihres Mannes, sie möge sich doch wenigstens die Haare auf altdeutsche Art in Flechten um den Kopf winden, kam Rosa Lumme nach. Sie blieb bei ihrem gutbürgerlichen Knoten, und sie verharrte auch weiterhin in dem traditionsbewußten Kreis jener Damen, die seinerzeit das vaterländische Wirken im Frauenverein zusammengeführt hatte. Hier gab es keine Strickabende für die Winterhilfe, keine Schulungskurse in rassehygienischen Fragen, keinen Einsatz für die knappe deutsche Rohstoffdecke und keine Sparrezepte, mit denen man seiner Familie den Appetit verdarb. Hier drehten sich die Gespräche bei Sahnetorten und knusperigem Kleingebäck nach bewährter Sitte um Kinder, Dienstboten und Nachbarn, und da der vaterländische Kränzchenkreis nur einmal in jeder Woche zusammenkam – eingestreute Geburtstagsfeiern natürlich nicht gerechnet –, reichten die kurzen Nachmittagsstunden meistens noch nicht einmal aus, alles das zu berichten und zu besprechen, was erwähnenswert war.

Viermal im Jahre war im Hause Lumme das Brodeln zu verspüren, mit dem sich ein Kränzchen-Kaffee ankündigte. Der erste Stock ertrank in Seifenlauge, Staubsaugerrüssel bohrten sich in die Polstermöbel, stundenlang wischten quietschende Bohnerbesen hin und her, und wenn die lange Tafel schon mit glänzendem Damast und Silber und goldumrandetem Rosenporzellan gedeckt war, stand Sattlermeister Lüttjehann noch auf der hohen Leiter, einen Gardinenschal über der Schulter und den Mund

mit Stecknadeln gespickt, um die frisch gestärkten Vorhänge in ihre strenge Ordnung zu falten. Im Treppenhaus duftete es nach Biskuit, Schmalzgebackenem und angebrannten Mandelplätzchen, und aus der Küche drang das monotone Geräusch des Sahneschlagens. Zuletzt legte sich feines Kaffeearoma über alle anderen Gerüche, und während die Mädchen noch in ihren weißgestärkten Schürzen zwischen Küche und Zimmern hin- und herflatterten, saß Rosa Lumme vor dem fünfteiligen Frisierspiegel, prüfte ein letztes Mal die Tönung des Puders und den Sitz der frisch ondulierten Frisur, trank Mokka in kleinen Schlucken und heftete noch eine Rose an das neue Kleid, und wenn die Türklingel Frau Hinrichsen ankündigte, trat sie mit ihrem strahlendsten Lächeln in den Flur.

Berta Hinrichsen erschien stets als erste, sobald die Uhren vier geschlagen hatten. Bei jedem Besuch trug sie ein anderes Kleid – der Uniformverkauf hatte auch auf das sonstige Textilien-geschäft anregend gewirkt –, und sie zeigte sich jedesmal wieder überrascht, mit wie wenigen Änderungen doch geschickte Hände aus alten Kleidern beinahe neue zu machen verstanden. Prüfend überblickte sie den Tisch und schenkte dem Fleck auf dem Lampenschirm einen Blick, den Rosa Lumme extra zur Schattenseite gedreht hatte (irgendein übereifriges Mädchen hatte ihn dann wieder in seine alte Lage gebracht), ehe sie sich in dem breiten Sesselstuhl vor der Mitte der Tafel niederließ. Dann trafen die anderen Damen ein, zwölf oder vierzehn jedesmal, und Anton wurde gerufen, um die Guten-Tag-sage-Runde zu absolvieren. Er war froh, wenn er wieder in seinem Zimmer saß. Allerdings drang der an- und abschwellende Lärm der Unterhaltung, überspielt von hohen Lachkaskaden, bis zu ihm hin, so daß er an diesen Tagen seine Schularbeiten auf den Abend verschieben mußte. Wenn gegen sechs die Kaffeetafel abgeräumt wurde, stellte ein Mädchen ihm einen Teller mit Kuchenproben ins Zimmer. Doch meistens verzichtete er darauf. So gern er Süßes aß: Torten erschienen ihm unmännlich, und außerdem gab er sich keinen Illusionen über den reaktionären Charakter der Kränzchen-Kaffees hin. Alle seine Bemühungen, seine Mutter zu den neuen völkischen Ideen zu bekehren, waren gescheitert; selbst die wiederholte Beschwörung des Ordensritters von Brosche war auf sie

ohne Eindruck geblieben. Anton konnte sich nur mit der Gewißheit trösten, daß die Alten vom Schicksal so oder so zum Absterben verurteilt seien und der Jugend die Zukunft gehöre, papperlapapp und punktum. Als eine Bestätigung dieser Lebensweisheit sah er den Zustand seiner Mutter selbst; denn Rosa Lumme, darüber konnte es keinen Zweifel geben, war leidend, und wenn sie sich nicht bald zu der kargen Lebensweise der nordischen Altvorderen bekehren würde, dann war ihr Ende abzusehen.

Immer häufiger eingeschaltete Obst- und Diätkuren verhinderten nicht, daß Rosa Lumme stetig an Gewicht zunahm. Gleichzeitig gruben sich in ihr schwammiges Gesicht Falten ein, und eine ganze Auswahl verschiedener Säfte, Tröpfchen und Tabletten, die sie zu allen Tageszeiten vor, bei und nach den Mahlzeiten einnahm, besserte gar nichts. Die Sorge um Figur und Aussehen nahm Antons Mutter schließlich fast völlig in Anspruch, bis sich der Gedanke in ihr festsetzte, eine Kur in einem Heilbad werde ihr helfen. Sie brachte ihren Wunsch so oft ins Gespräch, daß August Lumme endlich brummend nachgab.

Zuerst kamen Ansichtskarten von einer fast krampfhaften Fröhlichkeit aus dem renommierten Kurort, den Dr. Flender empfohlen hatte. Dann folgten ruhige, nüchterne Berichte, und schließlich schrieb Antons Mutter sogar ausführliche Briefe, so daß sein Vater kopfschüttelnd meinte, nun sei sie wohl ganz durchgedreht.

Anton war nicht zu Hause, als seine Mutter heimkehrte. Er war zur Führerschulung in einem Zeltlager, schlief auf Stroh, löffelte dicke Suppen aus dem Kochgeschirr und putzte seine Stiefel selbst, auch unter dem Steg. Er zerriß sich das Braunhemd an Stacheldrahtverhauen, sprang geschlossenen Auges in Sandkuhlen hinab – als Führer mußte er Vorbild sein –, lernte neue Kampflieder und hörte erschauernd einen Dichter aus seinen nordischen Sagas lesen, und an das frühe Aufstehen mit dem anschließenden Lauf durch nasses Heidekraut und dampfenden Wald hatte er sich so gewöhnt, daß er, zum erstenmal wieder im eigenen Bett, um halb sechs schwitzend erwachte und nicht wußte, wie er den Rest der Sommerferien überstehen sollte. Als er ins Wohnzimmer kam, halb sieben, saß seine Mutter schon am Frühstückstisch. Sonst war sie kaum einmal vor acht Uhr aufgestanden, und trotzdem schien sie Anton vergnügt. Sie war schlank

geworden und ließ die Platten mit Wurst und Schinken unberührt; eine Tasse Haferschleim schien ihr zu genügen.

Die Damen des Kränzchen-Kaffees hörten bei Sahne und Butterkrem neugierig Rosa Lummes Bericht, wie sie der Nahrung entwöhnt und wie gleichzeitig der Hunger nach geistiger Kost in ihr geweckt und von gütigen Ärzten gestillt worden war. Anschließend entschied Frau Hinrichsen aber, eine solche Lebensweise sei doch recht überspannt und für Bödelstedt jedenfalls durchaus unangemessen, und Rosa Lumme beugte sich dem Urteil und schob das kleine Tablett mit Kräutertee und Knäckebrot zur Seite. Die Bücher, die sie aus dem Sanatorium mitgebracht hatte, standen noch eine Weile auf der Kredenz, ehe sie eines Tages in einer Wäschekommode verschwanden. Rosa Lumme schlief wieder länger, fand Wurst und Sahnetorte wieder genießbar, und nach zwei Monaten hatte das alte Leben sie wieder.

Noch einmal aber blühte sie in diesem Jahre auf. Das war, als sie das Autofahren lernte. August Lumme hatte einen blechernen Kastenwagen billig aus einer Konkursmasse erstanden, um den steigenden Anforderungen des Betriebes besser gewachsen zu sein. Das Fahrzeug wäre ihn allerdings teuer zu stehen gekommen, wenn nicht Meister Schlöpke, der seit langen Jahren in Schlachthaus und Wurstküche herrschte, die Tücken und Schwächen des Modells herausgefunden und alle Mängel mit geschickten Händen behoben hätte. Schlöpke konnte alles, und Schlöpke machte alles, und bei Schlöpke lernte Rosa Lumme auch das Autofahren.

August Lumme hatte bei Herrn Hanemann Unterricht genommen, der an der Ausfallstraße nach Diepenburg eine Tankstelle nebst Reparaturwerkstätte betrieb. Er hatte die Fahrprüfung bestanden und besuchte seitdem regelmäßig die Badeorte an der Küste, wo er sich in einigen Pensionen die Fleischlieferungen für die Sommersaison gesichert hatte. Er fand aber keinen rechten Spaß am Autofahren, und wenn er getrunken hatte – das kam bei diesen Geschäftsreisen nicht selten vor –, fühlte er sich nicht ganz wohl am Steuer, während Schlöpke den Wagen noch nach ungezählten Schnäpsen traumhaft sicher über die kurvigsten Landstraßen lenkte. Schlöpke war aber im Schlachthaus unentbehrlich. Er hatte noch bei dem alten Herrn Lumme ge-

lernt und war nach Wanderjahren kreuz und quer durch halb Europa zu Lummes zurückgekehrt. Er kannte die feinsten Wurstrezepte, sah mit einem Blick, was ein Stück Fleisch wert war, und seine Stimme, die den ganzen Tag über zu hören war, bändigte Gesellen, Lehrlinge und Vieh. Schlöpke war im Betrieb durch niemanden zu ersetzen, und deshalb schlug Rosa Lumme vor, sie wolle fahren lernen, um hin und wieder am Steuer auszuweichen zu können.

August Lumme war von diesem Plan gar nicht erbaut. Er hielt grundsätzlich nichts von Frauen am Steuer, und außerdem hatte er keine Lust, Herrn Hanemann noch einmal eine gute Summe baren Geldes auf den Tankstellentisch zu zählen, zumal er von den Fähigkeiten des Fahrlehrers nicht überzeugt worden war und nicht annahm, daß Herr Hanemann seiner Frau die sichere Beherrschung eines Kraftfahrzeugs so rasch würde vermitteln können, daß sich die Kosten in erträglichen Grenzen halten würden.

Doch Meister Schlöpke wußte Rat. Sobald er jetzt fortfuhr – nur bei freundlichem Wetter allerdings und nicht um die Zeit der Mittagsruhe zwischen zwei und halb vier –, begleitete Rosa Lumme ihn, um auf abgelegenen Landstraßen, wo keine Kontrolle zu befürchten war, das Lenkrad in die Hand zu bekommen. Schlöpke hatte allerdings nicht bedacht, eine wie wenig gelehrige Schülerin sie sein würde. Es wurde Herbst, ehe er sich halbwegs zufrieden äußerte, und der erste Novembernebel war schon hereingebrochen, als er sich endlich bereiterklärte, seine Schülerin für die vorgeschriebene Stundenzahl Herrn Hanemann zu übergeben.

Rosa Lumme waren die Fahrten in Sonne und Wind – zuletzt sogar zwischen zwei und halb vier – ausnehmend gut bekommen. Sie war wieder fröhlich geworden, sie summte oft vor sich hin, sie kleidete sich für die Ausfahrten noch sorgfältiger als sonst, und die tadelnden Reden ihrer kränkelnden Schwiegermutter überhörte sie einfach. Auch im Haus war sie umgänglicher als früher, sogar an Schlachthaus und Wurstküche hatte sie ein neues Interesse gewonnen, und Anton glaubte schon, die Krankheit seiner Mutter sei überwunden.

Doch Rosa Lumme legte die Fahrprüfung nicht ab. Ihr Mann verbot ihr das Autofahren ein für allemal, es sei denn in seiner

Begleitung, punktum. Über die Ursache seines Zorns äußerte er sich zwar nicht; aber der Kastenwagen wurde verkauft, und einmal sprach Antons Vater sogar davon, er werde Schlöpke entlassen müssen. Dazu kam es dann allerdings nicht. Die Lieferungen für das Bödelstedter Arbeitsdienstlager waren an die Schlachtereier Lumme vergeben worden, und Schlöpke war unentbehrlicher denn je.”

Ich habe mir erlaubt, die obigen Zitate – aus der zweiten bzw., in der Mitte, aus der ersten Fassung der Aufzeichnungen Anton Lummes – diesem Kapitel voranzustellen, wobei ich bisher auf jede Kommentierung meinerseits verzichtet habe, damit der Leser sich selbst einen Begriff davon machen könne, wie mein Schwiegersohn – er ist ja hier wie stets der Erzähler – seine Mutter sah, ja, wie er die deutsche Frau überhaupt einschätzte.

Nun ist gerade in diesen Abschnitten manches bildhaft klar und sachlich erzählt, so daß ein recht farbiger Einblick in Anton Lummes Kindheit vermittelt wird. Andererseits kommt aber, meine ich, auch hier jenes untergründig Pathologische zum Ausdruck, das den Lebensweg meines Schwiegersohnes vor allem in seinem letzten Lebensjahrzehnt so unheilvoll bestimmte, ja, ich möchte sogar sagen: Die angeführten Zitate – vor allem im letzten Abschnitt! – deuten auf einen so tiefen psychischen und damit moralischen Verfall hin, daß das Leben Anton Lummes schon allein unter diesem Aspekt als verpfuscht angesehen werden müßte. Selbst wenn nämlich seine Mutter in dem Maße verdorben gewesen sein sollte, wie er sie hier zu schildern unternimmt: Die einfache kindliche Scham hätte ihn davor zurückhalten müssen, ein derartiges Bild zu zeichnen. Ich kann aber aus meiner langjährigen Kenntnis der Familie Lumme wie auch der Bödelstedter Verhältnisse insgesamt sagen, daß nichts weniger wahr ist als die hier angedeutete, im dritten Entwurf der Niederschriften sogar völlig eindeutig behauptete sittliche Verkommenheit von Antons Mutter.

Es sei mir erlaubt, an dieser Stelle etwas weiter auszuholen, wobei ich auch wieder von mir selbst sprechen und dabei vielleicht mehr von den tieferen Schichten meiner Persönlichkeit entdecken muß, als ich das sonst wohl getan hätte. Der Leser wird gewiß nicht annehmen, daß ich derartig einseitig und flach sein

könnte, wie mein Schwiegersohn mich karikierend dargestellt hat: Unter der stets beherrschten Maske einer verbindlichen und überlegenen Haltung habe auch ich meine verborgenen Abgründe, meine unerfüllten Wünsche und ungestillten Sehnsüchte gehabt und habe sie teilweise noch, und vor allem mein Verhältnis zur Frau war niemals ganz unbelastet von Fragen und Problemen. Ich habe bereits mitgeteilt, daß ich im Jahre 1921 heiratete, und ich kann sagen, daß ich diesen Schritt nie bereut habe, obwohl meine liebe Frau – bei allen hausfraulichen und mütterlichen Tugenden, die ihr in reichem Maße zu eigen waren – meinem Gedankenfluge nie bis zum Letzten hin zu folgen vermochte. Niemand in Bödelstedt wird behaupten wollen – nicht einmal mein Schwiegersohn hat das versucht! –, ich hätte nicht stets eine vorbildlich gute Ehe geführt. Vielleicht war es aber gerade die so liebenswerte Beschränktheit meiner Frau, die mich doch immer einmal wieder suchend in die Welt und – ich darf das heute als ein alter und abgeklärter Mann sagen – auch in funkelnde Frauenaugen blicken ließ, zumal da mir von Jugend an stets ein besonders feines Gespür für die weibliche Psyche eigen war.

Wie dem auch sei: Ich muß bekennen, daß ich stets zu den stillen Freunden, ja Verehrern von Frau Rosa Lumme gehört habe. Selbstverständlich habe ich niemals die strengen Grenzen des moralisch zu Verantwortenden überschritten: Nie habe ich Rosa Lumme meine Gefühle offenbart, und noch heute weiß sie gewiß nicht, wie stark mein Herz klopfte, wenn ich ihr in ihrer ersten Zeit in Bödelstedt begegnete – eine dunkle, fremdländische Göttin, der ich mich nur zu gern verehrend vor die Füße geworfen hätte. Daß aber diese Frau, die im Laufe der Jahre wohl ihre sylphidischen Formen, nie aber ihren zaubrischen Charme verlor, so daß ich vielleicht noch heute als Freier vor ihr knien würde, hätte das Schicksal es nicht anders bestimmt – ich sage: daß Rosa Lumme nie und nimmer jener verdorbene Mensch war und ist, als der sie von ihrem eigenen Sohn dargestellt wurde, das würde ich heute noch beschwören.

Als Kind hatte Anton Lumme, wie aus seinen Niederschriften ganz deutlich hervorgeht, ein besonders enges Verhältnis zu seiner Mutter; nur aus krankhaften Veränderungen seiner Psyche,

vor allem in der Pubertät, dürfte zu erklären sein, daß er sich später seiner Mutter entfremdete, ja, daß er schließlich seine eigene Mutter mit böartigem Haß verdächtigte und verleumdete. So gibt der Erzähler beispielsweise der oben in der ersten Fassung wiedergegebenen Episode vom Pelzkauf seiner Mutter in der zweiten Fassung eine Einleitung mit, welche die Vertiefung der Kluft zwischen Sohn und Mutter zwischen 1952 (erste Fassung) und 1957 (zweite Fassung) charakterisiert. Es heißt da:

„Für Rosa Lumme war es manchmal schwierig, ihre vielerlei Wünsche in die Wirklichkeit umzusetzen, weil sie ihrem Mann wenig zu bieten oder zu verweigern hatte, dessen er unbedingt bedurft hätte; es wurde bereits angedeutet, daß die Lummesche Ehe nicht gerade harmonisch verlief, wobei die mancherlei Unerefreulichkeiten und Spannungen ihre Ursache vor allem in einer Langeweile hatten, die durch die Gemeinsamkeit nationaler Gefühle nur zeitweise gemildert wurde.“

Der Blick Anton Lummes auf das Eheleben seiner Eltern wirkt, meine ich, mindestens peinlich. Unvergleichlich schärfer noch tritt das in der dritten Fassung zutage, vor allem in einem langen Monolog – eigentlich ein Dialog, bei dem die Antworten und Einwürfe des Partners aber nicht wiedergegeben werden –, den ich zunächst gänzlich kommentarlos abdrucken wollte. Schließlich schien es mir aber doch notwendig zu sein, auch zwischendurch hin und wieder zurechtzurücken und richtigzustellen, sowie die Hintergründe dessen anzuleuchten, was hier in fast teuflischer Weise zu einer wahrhaft ungenießbaren Mischung verbraut worden ist.

Wir befinden uns zu später Stunde im Restaurant des ersten Bödelstedter Hotels „Deutsches Haus“. Es spricht der Redakteur Bleich vom „Bödelstedter Boten“ mit oder vielmehr zu einem Jugendfreund, der auf der Durchreise in Bödelstedt weilt:

„Schluß machen? Nee, Willi, wir nicht, das haben wir doch nicht nötig – komm, nimm noch einen, du bist mein Gast, Willi, wenn du und kommst mal nach Bödelstedt, dann bist du selbstverständlich mein Gast. – Ach was, die Polizeistunde ist doch bloß für die anderen – prost, Willi! In Bödelstedt kann man schon leben, im ‚Deutschen Haus‘ schmeißt mich keiner raus, in Bödelstedt ist es gemütlich, wenn auch, na ja. Seit 39 bin ich nun hier, Willi, das

waren noch Zeiten, was? – Und ich dachte: Bödelstedt – warum nicht nach Bödelstedt?! Hast du das Kaff früher gekannt? – Siehst du, ich auch nicht, Willi, und ich wurde doch nicht Soldat mit meinem Bein, was willst du denn machen, wenn du eine Luxatio coxae hast? Und weil damals keiner mehr da war, der den ‚Boten‘ machte, der Alte war doch – hieß der noch? Siehst du. – vergessen, glatt vergessen. Na, tot ist er doch, erfroren bei Smolensk, war ja wirklich ein kalter Winter damals, sowas an Winter! Mensch, hieß der denn noch? Gleich 39 ging er wieder zu Preußens, und wer sollte denn da den ‚Boten‘ machen? Verstehst du, Willi, da habe ich mir gesagt: Das ist was für dich, das ist eine Aufgabe für dich – so dachte man doch, nicht Willi? Willst du noch einen? – Nun nimm doch noch einen, Willi, geht alles auf Spesen, und meine Frau, ich meine, Willi, ich hätt’ sie vielleicht nicht heiraten sollen; aber willst du deine noch mal? Siehst du, und sie war immerhin die Tochter vom alten Dose, der hatte den Sparstrumpf dick, und Ortsgruppenleiter war er auch, und als der Kiesewetter – siehst du, da hab’ ich ihn wieder, den Namen: Kiesewetter hieß er, der war hier am ‚Boten‘ und liegt nun irgendwo bei Smolensk begraben, und einer mußte damals den ‚Boten‘ doch machen, verstehst du, Willi? – Prost – ja, scharfes Zeug, nicht? Heißt Aquavit hier, man gewöhnt sich daran, dann hält man es besser aus in Bödelstedt, das gab es schon, als ich herkam – Mensch, Willi, und ich dachte natürlich, das denkt man doch, wenn man jung ist und will seinen Einsatz, und zu Hause hatten sie schon zwei Gedichte von mir gedruckt, weißt du noch? Unsere Fahne ist treu wie Blut, so war das doch damals, und dann saß ich plötzlich in Bödelstedt, und alles bloß, weil ich diese dämliche Luxatio coxae habe – kann ich was dafür? Da humpelst du rum und wirst nicht Soldat, und die Mädchen sehn dich nicht an – na, das war dann ja anders in Bödelstedt – Mensch, Willi: alle Männer Soldat, ich wußte gar nicht, wie mir war, wie mir wurde, ich hatte doch keine Ahnung bis dahin, und wir hatten doch Ideale damals, was, Willi: excelsior, der Mensch muß höher hinauf – ja, Pustekuchen! Und bloß, weil der Kiesewetter noch Leutnant werden wollte – deshalb kam ich hierher, denn Bödelstedt braucht seine eigene Zeitung, das glauben die heute noch, Willi, Bödelstedt ohne den ‚Boten‘, das ist wie – na, ist ja egal,

und deshalb sitz' ich nun hier und werd' immer fatter, denn kochen kann Lina –. Ja, meine Frau, morgen kommst du und sagst Guten Tag, Willi. – Na, dann bleibst du eben einen Tag länger in Bödelstedt, das kannst du dir doch leisten, Willi! Du kannst doch nicht und kommst mal nach Bödelstedt und fährst gleich wieder weiter! – Klar kommst du und siehst dir Lina an und die Kinder – Mensch, Willi, die Rosemarie ist schon richtig zum Ansehn, sonst hätte ich damals ja gar nicht geheiratet, ganz unter uns, Willi, du bist doch mein Freund. – Ja, hast du immer aufgepaßt?"

Ich möchte hier einmal unterbrechen, um auf die gerade an dieser Stelle unangenehm, ja peinlich deutlich hervortretende Auffassung Anton Lummes von der deutschen Frau zu verweisen. Ihm scheint es ganz selbstverständlich zu sein, daß Herr Bleich – in der Bödelstedter Wirklichkeit ein durchaus gesetzter, nicht unintelligenter Mann, der eher schüchtern als in dem Maße zudringlich und aufdringlich ist, wie er hier dargestellt wird – nur deshalb geheiratet hat, weil das erste Kind sich schon angemeldet hatte (offensichtlich dasselbe Phänomen wie bei Anton Lummes eigener Herkunft: Er projiziert gleichsam das eigene, ihm selbst unbewußte Schuldgefühl auf und in seine Umgebung, wobei er in der Wahl seiner Mittel keineswegs zimperlich ist). Daß ein deutsches Mädchen auch rein und unberührt in die Ehe gehen könnte, das scheint Anton Lumme anscheinend kaum vorstellbar gewesen zu sein. Geradezu schändlich ist im übrigen die hier beiläufig geäußerte Verdächtigung – die später noch fast genüßlich ausgesponnen wird! –, die deutschen und zumal Bödelstedts Frauen hätten ihre im Felde für das Vaterland kämpfenden Männer treulos hintergangen!

„Prost, Willi – der schmeckt, was? ja, unser Tafelaquavit, nach dem fünften, da wird die Welt wieder rund, da siehst du alles ganz klar und brauchst dich nicht vor dir selbst zu verstecken – na, ist ja egal. Prost! – Ach wo, ist ja grade erst zwei, Willi, der setzt uns nicht raus, ich bin doch schließlich jemand in Bödelstedt – prost, Willi! Das waren noch Zeiten, was? Und wenn nicht der Krieg gekommen wäre – denkst du, ich säße in Bödelstedt? Da wäre was anderes aus mir geworden, Willi, du hast es doch auch zu was gebracht – und überhaupt, wenn die nicht alle gefal-

len wären aus unserer Klasse, das waren noch Kerle, was? Und zwei Gedichte hatten sie schon von mir gedruckt. Aber das zählt in Bödelstedt nicht, hier lernen sie grade so viel Deutsch, daß sie den ‚Boten‘ lesen können, obwohl der nicht schlecht ist, Willi, bestimmt nicht, der hat schon Pfiff, wenn ich mal ein Kirchenkonzert zur Sau mache – Mensch, Willi, zeig’ ich dir morgen. Natürlich, du kommst zum Essen, wenn du meinst, meine Frau kann nicht kochen, da wirst du dich wundern – was meinst du, weshalb ich so fett bin? – Na, mir reicht’s – prost, Willi! Das trinkt man hier gegen den Durst, was willst du sonst machen in Bödelstedt? Ja, damals wollte ich noch was machen, du kennst mich doch, Willi, die Welt soll besser werden und so – da brauchst du gar nicht zu grinsen, mit ’nem Mercedes grinst es sich gut, aber hoppel du mal mit dem Standard Vauweh über die Straßen hier, das sind noch die Trampelpfade von den alten Germanen, da kannst du abends deine Bandscheiben einzeln sortieren, und wenn Lina nicht geerbt hätte – sie hat nämlich geerbt, am Ende hat es sich doch noch gelohnt, und zwischendurch dachte ich schon, als der alte Dose entnazifiziert war und sie hatten alles beschlagnahmt, da ging mir wirklich der Hintern mit Grundeis. Verstehst du: Da sitzt sie im Sofa und häkelt und stickt und redet so eben unter sich weg – und sowas für jeden Tag und für immer, und plötzlich denkst du, daß sie nun nicht mal was erbt – Mensch, Willi, das war ’ne Zeit, da weißt du erst, was Verzweiflung ist, Sartre und so, wir leben hier auch nicht hinter dem Mond, man kann sich Bücher bestellen, und Lina hat auch noch ein Abonnement, wenn ich das alles lesen sollte! Aber von ihrer Erbschaft rückt sie nichts raus, und ich muß den grauen Standard fahren, sie rückt nichts raus und sagt: Das ist für die Kinder – meine Bandscheiben fühlt sie ja nicht! Na ja, man richtet sich eben ein, was soll man denn machen in Bödelstedt: Man macht seinen Kram und richtet sich ein, ist ja doch ganz gemütlich hier, nicht? – So ist es, Willi, wie überall, da kann man nichts machen. Bloß einmal, da war hier was los – Mensch, Willi, zwei Jahre nach dem Krieg war das, da haben sie hier eine Geschichte ausgegraben, da dachte ich gleich: Werner Bleich, das ist deine Chance, jetzt aber ran und schreiben, schreiben, jetzt kommst du noch mal raus aus Bödelstedt! Da hab’ ich vielleicht Wind gemacht im

Blättchen, obwohl wir nur vier Seiten hatten und auch nur zweimal wöchentlich – das war nicht so einfach damals. Aber ich hab’ die ganze Politik rausgelassen, bloß noch die Zuteilungen und die Traueranzeigen – das war in dem harten Winter 47, sie sind umgekippt wie die Fliegen, auch in Bödelstedt: wie die Fliegen, das kommt doch bei dem Beckmann vor, war ja ein trauriges Stück, kennst du doch auch: ‚Draußen vor der Tür‘ – da kommt das vor: wie die Fliegen, und in Bödelstedt auch, die wachten in den Baracken morgens gar nicht mehr auf, war ja doch eine Schande, diese Nissen-Hütten, mit denen die Tommys uns damals beglückt haben, nichts als Wellblech – was, Willi, und das will ein Kulturvolk sein! – Jawohl, und damals haben sie hier einen Fall aufgedeckt, das war große Klasse – ich meine, journalistisch gesehen, und wenn die verdammten Bödelstedter nicht dichtgehalten hätten – ich sage dir: Nichts ist dabei rausgekommen, gar nichts, und dabei weiß jedes Kind in Bödelstedt, daß sie den Butenschön umgebracht haben.”

Es wird kaum noch jemanden verwundern, wenn auch an dieser Stelle wieder die Geschichte von dem angeblichen Mord an Hans Butenschön aufgetischt wird! In geradezu infamer Weise wird so davon gesprochen, daß der unvorbereitete Leser meinen muß, der Mord an Butenschön sei tatsächlich passiert. Dabei ist nachweislich von dem, was hier Herrn Bleich in den Mund gelegt wird, höchstens die Hälfte wahr! So bin ich beispielsweise im Besitze aller Ausgaben des „Bödelstedter Boten“, in denen über die richterliche Voruntersuchung von 1947 berichtet wird – nicht umsonst habe ich mich seit langen Jahren so kritisch wie liebend mit unserer vaterstädtischen Geschichte befaßt! –, und es ist leicht zu belegen, daß an der angeblich so ausführlichen Berichterstattung durch Herrn Bleich so gut wie nichts war bzw. ist. Was hätte Herr Bleich denn auch berichten wollen? Sehr rasch stellte sich heraus, daß an den Gerüchten um Butenschöns Tod kein wahres Wort war bzw. gewesen sein konnte, und gerade damals, in der ersten notvollen Zeit nach dem furchtbaren Kriegsende, wurde doch mit geradezu kategorischer Unbarmherzigkeit nach angeblichen Verfehlungen geforscht! Wehe, wenn man einen Schuldigen gefunden hätte! Jeder, der diese schmachvolle Zeit am eigenen Leibe miterlebt hat, kann sich ohne Mühe aus-

malen, wie dem Unglücklichen mitgespielt worden wäre! Die Todesstrafe – das darf ich hier beiläufig anmerken – wurde ja wohlweislich erst 1949 abgeschafft.

Trotz alledem läßt aber Anton Lumme die falschen Gerüchte durch Herrn Bleich weiter ausstreuen:

„In einer schönen Sommernacht 33 haben sie den umgelegt, weil er Rotfront war und spuckte vor ihrer Fahne aus, und das kam 47 wieder hoch – stell dir vor, Willi, so ein Prozeß, das war ein ganz dickes Ding damals, ich hatte schon bei allen großen Zeitungen Sonderberichte angemeldet, da saßen doch überall Emigranten in den Redaktionen und warteten bloß auf sowas – überall, sag’ ich dir, deshalb kam ich hier ja nicht weg nach dem Krieg, die ließen mich nicht mehr hochkommen, weil ich in der Partei war, man mußte doch in der Partei sein damals, das ging doch gar nicht anders. Und aus dem Prozeß wurde dann nichts – also man kann ja sagen was man will über Bödelstedt, wirklich, es ist ein Kaff, Willi, und es ist schon ein Schicksal, wenn du hier lebst und kommst nicht mehr weg. Aber sie halten zusammen, Willi, und wenn’s der Gesangverein ist, und sie haben nichts rausgefunden, gar nichts, kein Stück. Na ja, der Butenschön war damals natürlich auch nicht mehr ganz vollständig, nach 14 Jahren, sie haben ihn ausgegraben und ganz genau untersucht, das hatten sie nämlich 35 vergessen, da haben sie ihn bloß schnell untergebuddelt, und die Witwe soll gleich ein großes Geschrei gemacht haben, daß es kein Unfall war und kein Selbstmord, aber das hat ihr 35 natürlich gar nichts genützt. Das war schon ’ne Sache, als sie ihn dann wieder ausgruben, im Frühling 47, und ich immer dabei und natürlich voller Empörung, das wollten die Leute damals sehen, wo ich sowieso ein bißchen belastet war und der Schwiegersohn von Ortsgruppenleiter Dose, ich hab’ ein paar hochfeine Reportagen gebracht – ehrlich, Willi, die können sich heute noch sehen lassen, wenn auch die ganze Tendenz, das würde ich heute natürlich nicht mehr so schreiben – du kannst das morgen mal lesen, und wenn sie nicht alles vertuscht hätten – Mensch, Willi, da war was an Meineiden fällig!“

Ich möchte an dieser Stelle noch einmal unterbrechen, um nachdrücklich festzustellen, daß von Meineiden bei der erwähnten richterlichen Voruntersuchung natürlich überhaupt nicht die Rede

gewesen sein kann. Die Anwürfe erhebt ja bezeichnenderweise auch nicht Anton Lumme selbst, sondern er läßt sie gleichsam nebenher von Herrn Bleich äußern, so daß sich niemand beschweren oder gar wehren kann, zumal da die Namen der angeblichen Meineidigen in diesem Zusammenhang nicht einmal genannt werden: eine für den Charakter meines Schwiegersohnes nur zu bezeichnende Methode!

„Jawohl, sie haben dichtgehalten, Willi, da war nichts zu holen für mich, und die großen Zeitungen haben keine Zeile gebracht, es gab ja so wenig Papier zu der Zeit – außer, ich hätte die ganze Sache beim Namen genannt; aber mein Schwiegervater hing auch mit drin, der hat auch geschworen, und schließlich wollte keiner mehr was davon hören in Bödelstedt, die Witwe Butenschön kaufte sowieso immer im Konsum, die interessierte in Bödelstedt weiter nicht, und vielleicht hat Butenschön sich wirklich selbst umgebracht – ich meine, möglich wäre das schon. Mensch, Willi, wenn ich den Namen schon höre! Damals dachte ich noch, es könnte was werden aus mir, ich hatte noch Pläne – du kennst mich doch, Willi, ich hatte doch immer Pläne – was meinst du, ich, als ich herkam, was ich für Pläne hatte! Meine Luxatio coxae ist eben Schicksal, aber mit dem Köpfchen war ich doch immer vorn, und damals überhaupt: Das Alte sinkt, das Morsche fällt, aber wir Jungen tragen die Fahne ins Morgenrot – weißt du noch, Willi? Was waren wir Idealisten, und als ich damals nach Bödelstedt kam – Herbst 39, was muß der Kiesewetter sich denn auch freiwillig melden, in seinem Alter, seine Frau war auch noch ganz knusprig – wirklich, Willi, ich habe Geschmack, und ich kann dir Geschichten erzählen, damals hab’ ich schon was geleistet, inzwischen sind wir ja alle älter geworden, und die Frauen auch, Gott sei Dank, ich kann dir sagen, das ist vielleicht gräßlich, wenn sie dir dauernd zuzwinkern, und du fragst ganz höflich nach dem Herrn Gemahl, dem sie grade das EK I angehängt haben, und dann erwarten sie noch, daß du sie heimlich wo kneifst – nee, Willi, das ist auf die Dauer nichts!“

Wieder wird hier wie selbstverständlich der Blick in einen moralischen Sumpf, ja, einen klaffenden Abgrund geöffnet. Wir kennen aber inzwischen den Trick und wissen, daß dieser Sumpf in Wahrheit nicht Bödelstedt anhaftet, sondern dem Erzähler selbst,

Anton Lumme, der hinter fremden Masken seine verdorbene Phantasie spielen läßt.

„Insofern war ich ganz froh, als das mit Lina was wurde, obwohl sie natürlich auch bald Bescheid wußte – Mensch, Willi, ich weiß nicht, wie deine ist, aber Frauen haben doch einen Instinkt für sowas, da kannst du so harmlos tun wie du willst. Aber am schlimmsten war es, da hatte ich eine – Name tut nichts zur Sache, Kavalier zahlt und schweigt, also das war ein tolles Weib, du denkst nicht, daß sowas in Bödelstedt lebt, da könnt’ ich dir was erzählen, sowas an üppig –. – Ja, sicher, wir nehmen noch einen, alles auf meine Rechnung! – Prost, Willi – ist ja das reine Wasser, trink nicht so viel Bier dazu, Flüssigkeit ist nicht gut fürs Herz! Wo war ich? – Ach ja, also wirklich ein Klasseweib, Willi, meine schärfste Sache in Bödelstedt, ich war ja immer mehr für die Üppigen, Lina ist nämlich mager – so eine Schwarze mit Katzenaugen, mit ziemlich viel Balkan drin, Pfeffer, Pfeffer, sage ich dir, für Lina war damals Ebbe, und dabei war sie verheiratet und hatte sogar einen Jungen, wenn auch nur mäßig gelungen, so was Weiches, gar nicht mein Typ.“

An dieser Stelle ist zweifellos ein absoluter Tiefstand moralischen Verfalls erreicht: Anton Lumme zieht seine Mutter ganz offen des Ehebruchs! Welche psychischen Veränderungen in einem Menschen vor sich gehen müssen, bis er aus einer starken seelischen Bindung an die geliebte Mutter zu einem derartigen Verhalten kommt, mag der Leser selbst bedenken, wobei noch erschwerend ins Gewicht fällt, daß Frau Rosa Lumme wahrhaftig in ganz besonderem Maße liebens- und verehrens-wert erscheint.

„Prost, Willi, sollst leben! – jawohl, hier kann man schon leben, kann man schon, Willi. Bödelstedt hat vielleicht seine Schattenseiten, aber man kann hier leben, und damals, als ich hierher kam – ich war ja noch ein ganz junger Spund, bißchen Reichspres-schule und zackiger Geist und so, natürlich auch Rosenberg gelesen und den anderen Käse – ich meine, wir wollen das ruhig zugeben, Willi, da war auch Käse dabei, das wissen wir ja, wenn auch die Idee, also die Grundidee, die war sauber und anständig, das sollen sie heute mal nachmachen, allein die Autobahnen, was haben wir damals in wenigen Jahren geschafft, da war noch Begeisterung im Volk und nicht so lahmarschig wie heute, und die

Gewerkschaften hielten den Mund, und es gab noch Volksgemeinschaft und nicht die Halbstarcken, und wer durch die harte Auslese gegangen war und was geworden in der Partei, der war eben was, wenn sie in Bödelstedt auch komisch waren, der alte Dose, mein Schwiegervater, der war erst 29 hier zugezogen und wurde dann Ortsgruppenleiter, aber sie haben ihn nicht so anerkannt, da sind sie komisch in Bödelstedt, wenn du nicht mindestens 100 Jahre hier wohnst, dann bleibst du immer ein halber Mensch, da sind sie eigen. – Ach was, nun sei doch kein Spielverderber, Willi, ist doch gemütlich hier, und gar nicht teuer, wirklich, in Bödelstedt lebt man billig, das ist doch auch ein Vorteil, und die Zeitung geht immer noch gut und hat einen satten Anzeigenteil, die Politik kriegt ich fertig in Matern geliefert und immer so, wie die Leute das mögen in Bödelstedt und Umgebung, man kann hier schließlich keine Revolution machen, das hat seine Ordnung mit Kaiser und Führer und Kanzler, je nachdem – ich mein' das natürlich nicht als Vergleich, der Wilhelm war schon 'ne Flasche! Aber Ordnung herrscht hier, und der ‚Bote‘ richtet sich selbstverständlich danach, verstehst du? – Nee, ich mache nur das Lokale, hab' auch noch einen jungen Mann, der fährt mit dem Moped über die Dörfer, wiefer Junge, kann ich dir sagen, der kriegt bei mir gleich die richtige Schulung mit. Wenn ich denke, Willi, als ich herkam: Ich war ganz auf mich selbst gestellt, und ich dachte ja niemals, daß ich hier bleiben würde – gehst du vielleicht freiwillig nach Bödelstedt, um da begraben zu werden? – Siehst du! Aber ich hatte eben Ideale, und ich dachte: Bödelstedt? Warum nicht nach Bödelstedt?! Dahin bringen wir die neue Zeit! Ja, Pustekuchen, was die hier von der neuen Zeit haben wollten, das hatten sie schon, und mehr wollten sie nicht, kein Stück. Irgendwie war das tragisch, Willi, tragisch war es, wie sie mich fertiggemacht haben –. Jawohl, sie haben mich fertiggemacht, Willi, man muß den Tatsachen ins Auge sehen, und ich weiß jetzt auch, weshalb der Kiesewetter sich freiwillig gemeldet hat, obwohl seine Frau noch ganz knusprig war – ich hätte mich auch freiwillig gemeldet ohne meine Luxatio coxae, das kannst du mir glauben. Aber damals kam ich natürlich her und dachte: Hier bringst du mal frischen Wind in die Zeilen, und dann geht's weiter, der ‚VB‘ braucht doch auch

befähigten Nachwuchs, vielleicht hätten sie mich ins Propagandaministerium geholt, ich hatte doch immer ein gutes Händchen und hatte schon zwei Gedichte veröffentlicht, und die waren gut, Willi, das kann ich dir sagen, das waren erstklassige Gedichte – eine junge Begabung, haben sie damals gesagt – nicht, das weißt du doch auch noch, Willi?! Na ja, da fing ich eben hier an, und ich dachte: Bödelstedt – du kennst nichts von Bödelstedt, wie kannst du Bödelstedt kennenlernen? Klar, nicht? Dann muß man darüber schreiben – verstehst du? – Und ich habe geschrieben, Willi, die Leute haben vielleicht Augen gemacht, was plötzlich im ‚Boten‘ stand – ehrlich, Willi, das waren Klasseartikel, da kann ich heute noch stolz sein, wenn auch natürlich die Haltung, die ist ja heute doch etwas anders. Erst machte ich Interviews – erstmal anfangen, dachte ich – verstehst du, du hast doch auch mal klein angefangen, am Schwarzmarkt mit englischen Regenmänteln, irgendwie muß man ja anfangen, und jetzt bist du Generalvertreter – Mensch, Willi, während ich mich leerschreibe und keine Gedichte mehr und bloß den Standard Vauweh. – Natürlich, sehen Sie doch, wir können hier doch nicht trocken sitzen! Jawohl, immer schön nachschenken, wir haben hier wichtige Probleme, was, Willi, haben wir! Prost, Willi – auf unsere Jugend! Wo war ich? – Na ja, also erstmal den Bürgermeister, obwohl der erst vier Jahre in Bödelstedt war, aber das hat mir niemand übelgenommen, er hat ein bißchen erzählt, was in Bödelstedt alles passieren sollte nach dem Endsieg, das lasen die Leute gern. Aber beim zweiten lag ich schief – Mensch, Willi, und sie haben mich fertiggemacht! Da kommst du nach Bödelstedt und hockst jeden Abend im ‚Deutschen Haus‘ und denkst dir was aus und hörst dich rum, was es an wichtigen Leuten hier gibt, der Bürgermeister, der Ortsgruppenleiter natürlich, damals hatte er noch ganz große Pläne mit seiner Lina und ließ sie in ‚Glaube und Schönheit‘ üben, aber sie war eben immer zu dünn, und nachher war er froh, daß sie mich hatte. Und dann gibt es die Hinrichsens hier, der eine hat das Textilgeschäft, der andere war SS-Obersturmführer und sonst Margarinevertreter und sehr beliebt bei den Frauen, aber damals in Polen zum Aufbau, na, und dann der Schlachter und der Kaufmann und der Propst natürlich, der Rektor, der Arzt, das sind hier die oberen Zehntausend, und dann ist

da die Firma I. P. Voß, Getreide en gros, und die gehört Herrn Borsten, das ist der reichste Mann in der ganzen Stadt, und ich dachte: Ein reicher Mann ist ein interessanter Mann, und geh' also hin zu Borsten und schreib' dem ein Interview, sogar mit Bild, im Halbprofil sieht er gar nicht so dumm aus – ich wußte ja nicht, was für einer er war, ich war doch neu hier. Aber er taugt nichts, Willi, das weiß hier jeder, er soll sogar seine Frau auf offener Straße verprügelt haben, wo sie ihm doch die Firma mit in die Ehe gebracht hat, die Vossens waren nämlich hochanständige Leute, und Borsten ist auch tüchtig, das streitet ihm keiner ab, aber so als Charakter – na, ich fiel auf ihn rein und schrieb ihm ein prima Interview, das haben sie mir lange nicht vergessen in Bödelstedt, obwohl nur drinstand, was Borsten gesagt hatte, er ist nun mal unbeliebt, und es half mir gar nichts, daß ich mir dann Herrn Grotkopp vornahm, der ist Oberkommandierender bei den Bürgerschützen – Mensch, Willi, sei froh, daß du nicht in so einem Kaff leben mußt, du ahnst nicht, wie sie dich fertigmachen, auf der Straße sieht keiner dich an, und in der Wirtschaft sitzt du allein am Tisch, na, und immer bloß Frauen – das wird einem schließlich auch über, sag' selbst, Willi, man muß sich doch mal so richtig ausklöhnen können und muß sich mal richtig besaufen mit Freunden. Na ja, ich hab's dann mit Reportagen versucht, klassische Schule, kann ich dir sagen, die Lehrer brachten sie zum Unterricht mit, damit die Kinder lernten, was gutes Deutsch ist – ehrlich, Willi, das kannst du mir glauben, ich lüg' doch meine Freunde nicht an! Ich war ein begabter Hund, Willi, und wenn ich nicht hängengeblieben wäre in Bödelstedt, die dumme Geschichte mit Lina, wo sie nicht mal mein Typ war! Aber es gibt eben tragische Schicksale, und die Reportagen halfen dann auch nichts: Die wollten hier ihren ‚Boten‘ haben, wie sie ihn seit hundertzwanzig Jahren gehabt hatten – nun sind es bald 150, wenn der ‚Bote‘ das noch erlebt, die großen Zeitungen machen doch ziemliche Konkurrenz, vielleicht geh' ich noch mal zum Fernsehen, das soll ja ausgebaut werden, ich hab' da noch einen Freund von der Reichspreseschule, vielleicht wird was draus. Aber hier wollen sie eben den ‚Boten‘ haben mit Pief und Mief und allem Kleinklein, den hab' ich dann auch gemacht – was sollte ich machen? Was es so gab an Eisernen Kreuzen und

Schulungsvorträgen und Frauenschäftsstricknachmittagen, das hab' ich eben gemacht, auch mal ein Geländespiel bei der Hitlerjugend, und damit die Alten was zu lesen hatten, schrieb ich immer mal was übers kirchliche Leben, der Propst von Müller – Ja, heißt von Müller, ist aber ein prima Kerl, der versteht einen Spaß und trinkt mich heute noch untern Tisch – prost, Willi! Und als der junge Hinrichsen mal ein Gedicht zusammengereimt hatte – nun ist er schon lange mit im Geschäft und redet den Hausfrauen Kittelschürzen in jeder Blümung auf, aber damals hatte er große Sperenzien im Kopf und wollte HJ-Führer werden, hauptamtlich sogar – na ja, das hab' ich dann eben gedruckt.”

Hier versucht Anton Lumme offensichtlich, ein von ihm selbst verfaßtes und unter seinem Namen am 11. April 1940 im „Bödelstedter Boten“ abgedrucktes Gedicht seinem Klassenkameraden Gerhard Hinrichsen zuzuschieben: wiederum ein für meinen Schwiegersohn recht bezeichnendes Phänomen, das sich auch schon in den ersten beiden Fassungen seiner Aufzeichnungen nachweisen läßt.

Da ich die betreffende Ausgabe unserer Heimatzeitung in meinem Archiv habe, könnte ich jenes sogenannte Gedicht in voller Länge abdrucken. Im Interesse meiner Leser beschränke ich mich aber auf die Anfangszeilen: „Flammende Fanale / Sind die Ehrenmale / Unserer Zeit” – Zeilen, die wohl genug über die Qualität dieses Gedichts aussagen, was Anton Lumme allerdings später auch selbst erkannt zu haben scheint, läßt er doch Herrn Bleich fortfahren:

„Natürlich ganz kümmerlich, das Gedicht, woher soll es denn kommen in Bödelstedt, aber die Haltung war immerhin einwandfrei, und ich hab' 'nen netten Vorspruch dazugesetzt, wie doch auch Bödelstedts Jugend in Treue fest und immer mutig voran und wie ein Mann hinter dem Führer, der Sieg muß unser sein und so weiter, das war ein Erfolg, und nach und nach wurden die Leute dann freundlicher, die Frauen haben sicher auch mitgeholfen, und dann ist der Kiesewetter bei Smolensk erfroren, und irgendwer mußte ja weitermachen in Bödelstedt, und nun sitze ich immer noch hier – komm, nimm noch einen, Willi, geht alles auf Spesen! – jawohl, du mußt morgen mal lesen, was ich geschrieben habe, und wenn du ein bißchen was von der Zeitung

verstehst –. – Na ja, du brauchst auch nichts zu verstehen, aber wir haben schon Maßstäbe, Willi, die FAZ kommt täglich in fünf Exemplaren nach Bödelstedt, wir leben nicht hinter dem Mond – was meinst du, als ich in den Staaten war –. – Hab’ ich dir nicht erzählt? Jawohl, letztes Jahr war ich drei Monate in den Staaten, Werner Bleich aus Bödelstedt eingeladen vom Foreign Service of the United States of America – ich kann dir sagen, das war was, ich hab’ enorm was gesehen, also enorm, und alles umsonst! Und ’ne schicke Frau war in unserem program – Mensch, Willi, wenn ich nicht schon die Gören gehabt hätte – ich kann dir sagen, da war ich noch mal so richtig jung, verstehst du, mit allen Schikanen. Hier ist man ja doch schon ein alter Mann, nicht, und Lina paßt auf, sie ist empfindlich, und irgendwie kriegt sie immer Wind von sowas, da läßt du das schließlich sein, der ganze Ärger lohnt ja doch nicht, nur in der Redaktion hab’ ich noch ’ne kleine Freude – kannst dir mal ansehen morgen, Willi, die Kleine, noch keine 20, aber sowas an Beinen, die kriegt bei mir gleich ’ne Ausbildung mit, ich kann dir sagen – was, Willi, insofern sind wir den jungen Schnöseln doch weit überlegen – oder nicht? Jawohl, die sehn zu einem auf, was meinst du, wenn ich mal von den Staaten erzähle, da macht sie Augen, die Kleine, da vergißt sie glatt, die Bluse wieder zuzuknöpfen – du mußt sie dir morgen mal ansehen, Willi, wirklich, es lohnt sich! Aber es war natürlich auch gewaltig, Manhattan und so, da stehst du irgendwo zwischen fünf Wolkenkratzern und kuckst in den Himmel – ja, Pustekuchen, Himmel ist nicht: Ein Handtuch siehst du, ein Handtuch aus Blau – schönes Bild, nicht? Ja, dein Freund Werner ich meine, wir sind doch Freunde, nicht, Willi? Wir sind doch immer noch Freunde! – Jawohl. So ist es. Und ich hab’ dann erstklassige Reportagen geschrieben über Amerika – ‚Amerika, so wie es leibt und lebt’ – einfach Klasse, die Amis wußten schon, weshalb sie mich eingeladen hatten zu ihrem Exchange program, da waren nur Könner dabei, kannst dir ja vorstellen! Natürlich, die hatten gar keine richtigen Vorstellungen von Germany, ich hab’ ihnen ’ne Masse erzählt – das war noch die jüdische Hetze vom Krieg her – Mensch, Willi, wir wissen ja, da war vielleicht nicht alles in Ordnung bei uns, und manchmal mußte eben hart durchgegriffen werden. Aber die Hetze drüben, da hätte Goebbels

bestimmt noch was lernen können! Die hatten gar keine Ahnung, wie es wirklich war mit dem Krieg! Aber ich hab' ihnen die Augen geöffnet, von wegen sechs Millionen Juden umgebracht und sowas – das glaubten die wirklich, Willi, was ich dir sage! Wenn ich ihnen die richtigen Zahlen nannte, wurden sie gleich viel freundlicher, ich hab' da schon einen Eindruck hinterlassen, da steht man schließlich für Deutschland, und der Deutsche, Willi, der gilt noch was in der Welt, trotz aller Hetze, die wissen schon, was der Deutsche leistet, das kannst du mir glauben, Willi, also enorm, uns machen sie nicht so leicht fertig, und nicht mal in Bödelstedt – was, Willi? – Jawohl, wir machen noch lange nicht, lange nicht Schluß!”

Gerade hier habe ich sehr ausführlich zitiert, weil ich dem Leser den ganzen Eindruck dieser widerwärtigen Suada vermitteln wollte. Zu der Verleumdung meiner Tochter Freya, die sich im letzten Abschnitt findet – es kann nur Freya mit jener „Kleinen” gemeint sein, zumal da meine Tochter seinerzeit tatsächlich auf der Redaktion des „Bödelstedter Boten” beschäftigt war –, möchte ich auf frühere Erklärungen und Feststellungen verweisen. Man wird mir als Vater glauben, daß ich gerade diese Stellen nur äußerst widerstrebend zitiert habe; es schien mir aber andererseits notwendig, gerade auch diese Aspekte im Charakterbild Anton Lummes zu dokumentieren – eigene Gefühle mußte ich demgegenüber unter den Scheffel stellen.

Im übrigen findet sich in der angeblichen Erzählung Herrn Bleichs – der, wie erwähnt, ein sauberer, ja untadeliger Mann ist, der nie und nimmer in dieser Weise sprechen und handeln würde – besonders deutlich jene für Anton Lummes Denken so außerordentlich bezeichnende Mischung zwischen Wahrheit und Lüge, bei der auch die Wahrheit selbst schließlich fragwürdig erscheint.

Als ein Beispiel weise ich auf die im letzten Absatz erwähnten angeblich ermordeten sechs Millionen Juden hin: Daß diese keineswegs irgendwo gesicherte Zahl bei weitem übertrieben ist, wissen inzwischen alle Einsichtigen. In dem angeblichen Monolog Bleichs wird aber mittels ironischer Brechung der Eindruck erweckt, als ob die Zahl von sechs Millionen möglicherweise doch richtig sein könnte.

8 *Weitere Kindheits- und Jugenderlebnisse Anton Lummes mit kommentierenden Hinweisen auf seine darin zutage tretende psychische Abnormität, veranschaulicht an exemplarischen Abschnitten aus seinen Aufzeichnungen: „Von Antons musischer Bildung“ – „Weshalb Lehrer Martens vorzeitig pensioniert werden mußte“, „Wie Rosa Lumme beim Pfingstausflug den ‚Abendfrieden‘ entdeckte“, „Antons Höhle, und wo er Süßigkeiten einkaufte“, „Weshalb Anton Lumme den Kampf fürs Vaterland nur an der Heimatfront führen konnte“.*

Wer war Anton Lumme wirklich? Wie lebte er, wie – vor allem – wurde er groß, was bestimmte seine Entwicklung?

Wir haben schon manche Einzelheiten erfahren, haben etliche wichtige Linien seines Lebens und Werdens verfolgt, ohne doch schon ein vollständiges Bild gewonnen zu haben. Wir müssen deshalb noch tiefer in den vorliegenden Stoff eindringen, wobei ich mit meiner behutsamen Kommentierung so etwas wie ein Führer durch das Labyrinth dieser Aufzeichnungen sein möchte; meine Vertrautheit mit den modernsten Erkenntnissen der Psychologie kommt mir dabei ebenso zustatten wie meine langjährigen pädagogischen Erfahrungen. Zwar bin ich nunmehr schon seit Jahren pensioniert – vorzeitig pensioniert, muß ich leider hinzufügen: Unser Staat konnte es sich anscheinend leisten, in einer Zeit grassierenden Lehrermangels auf die Mitarbeit eines Mannes meiner Kenntnisse und Erfahrungen zu verzichten! –, und auch die letzten Jahre vor meiner Pensionierung waren alles in allem für mich eine bittere Zeit. Der rechte Schulmann läßt sich aber nie ganz verleugnen, geschweige denn unterdrücken: Der wahre Pädagoge wird immer und überall wieder durchbrechen, so sehr auch eine verständnislose und undankbare Welt ihm entgegenstehen mag. So habe ich denn auch nie nachgelassen, dem deutschen Menschen nach Kräften als Lehrer zu dienen, weshalb ich mir die Beurteilung eines Falles wie Anton Lumme wohl zutrauen darf, auch wenn hier zuweilen die fließenden Grenzen zum Pathologischen hin überschritten werden, hinter denen nur noch der Facharzt zuständig ist.

Ich werde mich weiterhin, soweit möglich, unmittelbar an die Aufzeichnungen meines Schwiegersohnes halten und möchte zunächst einmal einige bisher nur angerührte Komplexe im Entwicklungsgang Anton Lummes behandeln. Dabei wenden wir uns zuerst wieder der weitgehend naiv niedergeschriebenen ersten Fassung zu, die noch nicht so sehr wie die späteren den Stempel von Haß und tendenziöser Voreingenommenheit trägt, ja, die man in manchen Abschnitten geradezu als reine Erinnerung bezeichnen kann. Hier lesen wir:

„Meine Mutter war eine schöne Frau; sie pflegte ihre weiche, bräunliche Gesichtshaut mit duftenden Salben und Wassern, zog vorsichtig die schmalen Augenbrauen nach und an den Seiten ein wenig in die Höhe, und ihre Lippen kannte ich nicht ohne ein tiefes Rot, das immer gerade aufgelegt zu sein schien.

Meine Freundschaften wurden bestimmt durch die Freundschaften meines Vaters. Die Kinder der Familien, mit denen Lummes schon immer befreundet gewesen waren, luden mich zu ihren Geburtstagsfeiern ein, und einmal im Jahr kamen sie alle in unser Haus, dreizehn oder auch vierzehn, einmal sogar fünfzehn, als ich auch Heinz Kramer eingeladen hatte, der aber nicht zu uns paßte. Dann wurde der große Tisch in den selten benutzten Vorderzimmern im ersten Stock ausgezogen und mit dem feinen Tischtuch und dem guten Kaffeegeschirr meiner Großmutter gedeckt, das sie selbst nur wenige Male in ihrem Leben benutzt hatte – ein Umstand, der bis zum Tode meiner Großmutter Anlaß von Mißmut und Streit blieb, zumal es nicht ausblieb, daß Tassen zerbrochen wurden und die Kanne, aus der duftender Sahnekakao ausgeschenkt wurde, den Henkel verlor.

Meine Geburtstagsfeiern waren ein etwas verkleinertes Abbild der Geburtstagskaffees meiner Mutter. Gegen halb vier Uhr erschienen die Jungen in ihren Sonntagsanzügen, das Haar mit Wasser frisch gekämmt oder sogar mit Brillantine festgelegt, übergaben ihre Geschenke im Wert zwischen einer Mark und einer Mark fünfzig – Bälle zuerst, Spiele, Automaten, Blechdampfer und Schreckschußpistolen, später auch Bücher, die bei Druckereibesitzer Reese gekauft und daher für die nationale Jugend angemessen waren, Fahrtenmesser und funkensprühende Tanks mit aufgemaltem Eisernem Kreuz – und bewunderten den Gabentisch, auf dem die Geschenke zu eindrucksvollen Pyramiden zusammengestellt waren, die niemals von minderer Qualität sein durften als die, die ich bei anderen gesehen und zu Hause ausführlich beschrieben hatte; sogar die Unterhemden, die meine Großmutter genäht hatte, wurden als Unterbau mitverwendet. Dann kamen die Torten: üppig verzierte, schwer bekömmliche Kunstwerke aus gelbem Eierteig, geschlagener Sahne, Fruchtgelee und Marzipan, auf dem in runder Schokoladenschrift Name und Alter des Geburtstagskindes verzeichnet waren. Wir aßen

und tranken nach Kräften und gingen dann auf den Hof hinunter. Allerdings waren unsere Spiele eingeschränkt durch die fleckenlosen Sonntagsanzüge, und meistens langweilten wir uns, weil wir Wagenremise und Schlachthaus nicht betreten durften.

Gegen Abend standen ungeheure Puddingschüsseln auf dem Tisch, die zügig geleert wurden. Ich war dann jedesmal froh, wenn meine Gäste aufbrachen. Alle gaben meiner Mutter die Hand und machten einen Diener, wie es sich gehörte. Sie waren aber von derselben Höflichkeit wie ihre Eltern, wenn sie mit meiner Mutter sprachen; denn meine Mutter war eine Fremde in unserer Stadt.”

Es prägt sich uns hier das Bild eines schüchternen, unsicheren Einzelkindes ein, das bestimmt wird von einer intensiven Mutterbindung, so daß es sich – wie die Mutter selbst – in der ihm vorgegebenen Umwelt weder zurechtfinden kann noch will.

Das verrät sich – dem Erzähler selbst unbewußt – in zahlreichen Einzelzügen und –szenen, etwa wenn Anton in der ersten Fassung berichtet:

„Ich war damals schmal. Mir schmeckte das Essen nicht, das fettdampfend in großen Schüsseln auf den Tisch kam. Wenn die Männer sich die Fleischstücke auf ihre Teller häuften, mußte ich manchmal fortsehen. Nur Süßigkeiten aß ich gern, und ich kaufte mir Kandiszucker, Salmiakpastillen, später auch gebrannte Mandeln, Kokosflocken und Waffeln.

Meine Mutter sorgte sich sehr um mich. Oft ging sie mit mir zu Dr. Flender, und vor jeder Mahlzeit mußte ich bittere Säfte schlucken. Aber das half auch nichts, und der Arzt – ein dicker Mann mit einem rot zernarbten Gesicht, der mehr auf meine Mutter als auf mich sah – schüttelte den Kopf. ‚Bei solchen Eltern!‘ sagte er vorwurfsvoll.”

Wir erkennen, daß das Kind weder willens noch in der Lage war, seine Umwelt „anzunehmen“, um mich einmal eines psychologischen Fachworts zu bedienen; bezeichnend dafür ist die oben geschilderte Reaktion des Ekels. Auch der überstürzte Fortgang Anton Lummes nach dem Konkurs des elterlichen Geschäfts muß wahrscheinlich unter diesem Aspekt gesehen werden, und ebenso dürfte die absolut negative Haltung meines Schwiegersohnes zu Volk und Vaterland, wie wir sie schon kennengelernt

haben, mindestens zu einem Teil aus dieser Wurzel zu erklären sein. So sehr ich selbst, wie schon dargelegt, der seinerzeit bei Lummes herrschenden Grundeinstellung mit Reserve gegenüberstand und in gewissem Sinne auch heute noch gegenüberstehe, obwohl sich diese in Bödelstedt seit jeher dominierende Haltung nach dem letzten Kriege modifiziert und damit jene sichere bürgerliche Mehrheit in unserer Stadtvertretung ermöglicht hat, die für einen gemäßigten, allen Interessen am besten dienenden Kurs der Entwicklung Bödelstedts bürgt – ich sage: Obwohl ich der konservativen Grundhaltung der Familie Lumme stets mit einigem Mißtrauen gegenübergestanden habe, möchte ich doch annehmen, daß sich der Sohn des Hauses bei einer einigermaßen normalen Entwicklung seines Charakters ganz selbstverständlich in diese Haltung hätte hineinleben müssen. Aber er scheiterte: Er war nicht fähig, seine Umwelt positiv zu begreifen, er nahm sie auch in politischer Beziehung nicht an, was in der von lebhaften politischen Strömungen bestimmten Zeit seines Heranwachsens natürlich von besonderer Bedeutung sein mußte. So gehorchte Anton zwar seinem Vater, der ihn – im Jahre 1932 – im Alter von neun Jahren mit einem Päckchen schwarzweißrot umrandeter Wahlklebezettel in die Stadt schickte (ich übergehe die bezeichnenderweise sehr eingehende Schilderung dieser Episode in Anton Lummes Niederschriften). Aber der Knabe versagt: Er wirft die Zettel, anstatt sie weisungsgemäß an Hauswände, Türen und Fensterscheiben zu kleben, in den Schalsee, und er belügt gar noch seinen Vater, als der sich nach der Erledigung des Auftrags erkundigt.

Ein wenig aus seiner introvertierten Haltung scheint Anton Lumme dann durch das Gemeinschaftserlebnis herausgekommen zu sein, das ihm durch den Dienst in den Reihen der „Scharnhorst“ genannten Jugendorganisation des „Stahlhelm“ vermittelt wurde. Allerdings, auch hier gelingt ihm der positive Durchbruch zu seiner Mit- und Umwelt nicht wirklich, zumal da sein Wehr-Erlebnis in diesem Jugendverband unglücklicherweise dadurch geprägt wurde, daß er bei dem ersten Geländespiel, an dem er teilnehmen durfte, zu der besiegten Partei gehörte – ich zitiere aus der ersten Fassung:

„Wir hatten zwei Luftgewehre, die Maschinengewehre bedeuteten und flankierend eingesetzt wurden. Wir lagen hinter einer Hecke auf dem feuchten Boden, jeweils vier abgezählte Schritte voneinander entfernt, und wir durften nicht mehr sprechen. Lange geschah gar nichts, ich zitterte vor Nässe und Kälte. Plötzlich begannen unsere Maschinengewehre mit dem Händeklatschen ihrer Bedienungen zu schießen, und ich dachte, wir hätten gewonnen und klatschte selbst in die Hände, obwohl ich keinen Feind sehen konnte. Aber dann war schon alles vorbei. Auch von hinten her kam Händeklatschen: Eine Gruppe des Feindes hatte den steilen Abhang hinter uns erstiegen, den wir für unüberwindbar gehalten hatten, und wir waren alle tot.“

Auch in den folgenden Lebens- und Entwicklungsjahren bleibt Anton ein scheues, verzärteltes Einzelkind, zumal da seine Tante Tine ihn mit einer abgöttischen Liebe verwöhnte. Er scheint das später selbst so empfunden zu haben, wie sich aus einem Monolog Tante Tines (wieder in der dritten Fassung der Aufzeichnungen) ergibt; der Leser muß dabei natürlich berücksichtigen, daß Anton Lumme selbst der Verfasser dieses Monologes ist.

„Immer, wenn Toni Geburtstag hat, am 28. August, da hatte auch Goethe Geburtstag, und das war sicher kein Zufall, aber auch sonst mal, man hat ja doch viele Stunden, wo man allein ist und keiner kommt mehr, wir werden eben alle älter, und ich bin viel allein, seitdem ich nicht mehr im Laden verkaufe, und fernsehen mag ich nicht, das geht auf die Augen, und im Radio haben sie meistens nicht solche Musik, die ich mag: Deshalb drehe ich immer an Tonis Geburtstag und manchmal auch zwischendurch, wenn mir die Zeit lang wird, dann drehe ich das Grammophon auf und spiele mir Tonis Schallplatten vor. Das ist noch ein richtiges Grammophon, wie sich's gehört, Papa war immer für das Solide: ein Kasten aus gutem Eichenholz, so etwas gibt es heute nicht mehr, wo sie alles aus Kunststoff machen, aber in Wirklichkeit ist das nur Abfall und Teer, wenn es auch hübsch aussieht – ein richtiges Grammophon: Erst muß man den Deckel heben und muß den Tonarm aus seiner Klammer ziehen, dann muß man die Kurbel einstecken und vorsichtig aufdrehen, damit die Feder nicht leidet, und die Nadel muß jedesmal abgewischt werden, sonst kratzt die Musik und es schadet den Platten, und

überhaupt, es klingt ganz anders als heute im Radio, ganz so wie früher, als Toni noch klein war, er freute sich immer so über die schöne Musik aus dem Grammophon und kannte jede Platte genau. Die hab' ich ihm damals geschenkt, zum 8. Geburtstag, zehn Platten, ich habe noch alle zehn, und jede Schallplatte hat zwei Seiten, so habe ich zwanzig Musikstücke aus der Zeit, als Toni noch klein war, das reicht für mich, in meinem Alter, und jede Platte weiß was von Toni, richtige Kinderschallplatten mit Kindermusik: ‚Häslein in der Grube‘ und ‚Maikäfer flieg‘ und ‚Wer will unter die Soldaten‘, das mochten wir immer besonders gern, Toni war so für Soldaten damals, als Kind. Und ‚Weißt du wieviel Sternlein stehen‘ und ‚Zehn kleine Negerlein‘, was war das Kind doch froh, wenn sie zuletzt alle zehn wieder da waren, denn er war schon immer so für Gerechtigkeit, schon als Kind, wie da spricht der Psalmist: Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen. Aber am liebsten hatte Toni ‚Die Mühle im Schwarzwald‘, wie das so rauscht und klappert und ist so lieblich, er hatte so viel Gefühl, bei der ‚Parade der Zinnsoldaten‘ weinte er immer, wenn sie am Schluß alle umfielen, ritschratsch, und auch bei dem schönen Lied vom Guten Kameraden bekam er richtig Tränen in seine Augen, und ich mußte ihn trösten, daß der gute Kamerad doch für Deutschland gefallen war, das sah er dann ein, das tröstete ihn. Ach ja, er war ein liebes Kind, mein Toni, wenn er auch immer ein bißchen eigen war und zart und bestimmt nicht so wie sein Vater, das kann man wohl sagen und Gott sei Dank, und in der Schule war er auch nicht der Beste. Aber was hatte das Kind für eine schöne Handschrift, so eine Handschrift gab es in Bödelstedt nicht noch einmal, das sagten alle, und auch die Lehrer sagten, so eine Handschrift gab es sonst in der ganzen Schule nicht wieder, und das hatte er auch von mir, meine Handschrift war ebenso schön zu meiner Zeit, in Schreiben hatte ich eine Eins, und als der Schulrat kam, durfte ich ihm die Blumen geben, weil ich so schön schrieb. Und Toni mußte auch immer an die Tafel schreiben, wenn etwas an die Tafel zu schreiben war, wegen seiner Handschrift, und wenn er nach Hause kam, dann erzählte er mir, was er an die Tafel geschrieben hatte, sonst kümmerte sich ja niemand um ihn, von Rosa will ich gar nicht erst reden, sie hat sich versündigt an ihrem Kind, und Au-

gust schimpfte immer mit Toni, daß er kein richtiger Lumme war, aber August ist eben anders, ich kenne ihn vom ersten Tag an, neun Pfund wog er gleich und konnte den Hals nicht voll kriegen, wir mußten noch eine Amme halten, so schrie er, ich weiß das noch ganz genau, denn ich vergesse nichts, das wäre ja unrecht, Gott hat uns das Gedächtnis gegeben, Jesaja 43, Vers 26, Erinnere mich, laß uns miteinander rechten, spricht der Prophet, und Toni kann doch auch nichts dafür, daß er auf seine Mutter geschlagen ist und daß sie aus Polen kam, August hätte sie ja nicht heiraten müssen.”

So schwächlich und kontaktarm wie Anton Lumme in der Spiegelung dieses Monologs erscheint, war er auch in der Schule, wie ich aus eigener Beobachtung weiß. Im folgenden zitiere ich einen Abschnitt aus der zweiten Fassung der Aufzeichnungen, möchte allerdings anmerken, daß ich erst gegen Ende des hier erwähnten Schuljahres 33/34 Antons Klassenlehrer wurde, so daß man eventuelle Fehler in der Behandlung des Knaben bis dahin gewiß nicht mir wird anlasten können.

„Der Zufall fügte es, daß Anton Lumme ein ganzes Jahr lang genau in der Mitte stand. Einundzwanzig Namen wurden vor ihm aufgerufen, einundzwanzig Namen folgten auf ihn: Anton bildete den Nullpunkt zwischen den Hälften der Bödelstedter Mittelschul-Sexta mit ihren 43 Schülern. Das war vor allem dann von Vorteil, wenn nach dem Alphabet abgefragt oder geprüft wurde. Wenn Anton überhaupt noch aufgerufen wurde, waren Aufmerksamkeit und Strenge des Lehrers schon einundzwanzigfach verschlissen, gleich, ob er die Reihe vom A oder beim Z begonnen hatte. Im Laufe dieses Jahres erwies sich außerdem, daß Antons Mittelstellung ihn auch bei ganz normalem Unterrichtsverlauf vor allen Fragen seiner Lehrer – oder doch wenigstens vor schwierigen Fragen – zu schützen vermochte: Er blieb so gut wie unbehelligt. Es war, als sei er zwischen den einundzwanzig Namen vor ihm und den einundzwanzig Namen hinter ihm in ein bergendes Loch gerutscht: Anton schien für seine Lehrer nicht zu existieren, wenn er die Antwort nicht sicher wußte, zumal er dann von sich aus nichts unternahm, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Trotzdem fand er es nicht verwunderlich, daß sein Zeugnis bei der Versetzung beinahe nur

gute Zensuren aufwies, und jedermann in Bödelstedt hätte sich gewundert, wäre es anders gewesen.

Herr Lumme belohnte die Leistungen seines einzigen Sohnes, der die Aufnahmeprüfung für die Mittelschule im Frühjahr 1933 nur mit einigen Schwierigkeiten und kleinen Hilfen des prüfenden Lehrers hinter sich gebracht hatte, in würdiger Weise. Er legte das Hackmesser auf den Block, wischte die Hände an der blutfleckigen Schürze ab, zog die Ladenkasse auf und suchte ein blankes Dreimarkstück heraus. ‚In Ordnung, mein Sohn!‘ sagte er und faßte Anton unter das Kinn. ‚Aus dir wird doch noch mal ein echter Lumme!’“

Ich könnte diesen Abschnitt hier beschließen – die kleine Skizze vermittelt einen recht guten Einblick in das Selbstverständnis des Knaben während seiner ersten Zeit in der Mittelschule, und bekanntlich ist ja gerade die Art, wie ein Mensch sich selbst versteht, wie er sich gleichsam jetzt und auf die Zukunft hin entwirft, von besonderer Bedeutung für seine Entwicklung –, möchte aber das hier angeschnittene Kapitel noch etwas weiter verfolgen, weil es uns Aufschlüsse über Antons Umwelt vermittelt, die wertvolle Ergänzungen für das bisher gewonnene Bild sein können. Zunächst wird anschließend der bereits früher erwähnte Jugendfreund Heinz Kramer eingeführt, der ja bezeichnenderweise nicht aus dem gutbürgerlichen Milieu der Lummes stammt, sondern, wie auch Luise Butenschön, aus einer sozialistischen Proletarierfamilie, und wenig später lernen wir Ludwig Borsten kennen, der als Sohn und Erbe der Getreidehandlung I. P. Voß – wie den aufmerksamen Leser kaum überraschen wird – betont unsympathisch gezeichnet ist.

„Dann ließ sich Herr Lumme erzählen, wie die Zeugnisse der anderen Kinder ausgefallen waren, und er schnaubte zufrieden, als Anton berichtete, daß Hans Scheele nur mit ernststen Bedenken versetzt worden sei, blickte allerdings verdrießlich, als er hörte, daß Heinz Kramer bei weitem das beste Zeugnis bekommen hatte. ‚Versteh‘ ich nicht!‘ brummte er mißmutig, als er an den Haublock zurücktrat.

Heinz Kramer war nur dank der entschiedenen Fürsprache der alten Frau Voß in die Mittelschule aufgenommen worden. Obwohl er die Prüfung ohne Mühe bestanden hatte, wäre er bei-

nahe daran gescheitert, daß sein Vater, ein arbeitsloser Seemann, gerade in jenen denkwürdigen Monaten sehr unliebsam aufgefallen war. An dem erhebenden Abend der nationalen Revolution, als das Volk in Berlin dem braunen und grauen Fackelzug vor der Reichskanzlei zujubelte – Lummes erlebten die großen Stunden am Radio mit –, hatten sich in Bödelstedt einige Arbeitslose und sonstwie verdächtige Elemente unter Kramers Rädelsführerschaft zu einer lauten und als durchaus unpassend empfundenen Demonstration gegen die neue Regierung der nationalen Sammlung zusammengerottet. Den Bürgern der Stadt, und dazu durfte mit gewissen Einschränkungen auch die Lehrerschaft der Mittelschule gerechnet werden, soweit sie nicht – in Einzelfällen – dem Sozialismus nahestand, war das ein Ärgernis. Denn mochten auch dem neuen System und seinen Repräsentanten vielleicht noch einige Schlacken anhaften: Seit eh und je hielt man in Bödelstedt dafür, der Obrigkeit den geziemenden Respekt entgegenzubringen. Schon drei Tage später wandte sich deshalb der Ratsherr Hinrichsen im ‚Bödelstedter Boten‘ mit ziemlich deutlichen Worten gegen derartige Putschversuche verantwortungsloser Herumtreiber, die als vaterlandslose Gesellen zu bezeichnen er nur deshalb unterlasse, weil er die Hoffnung nicht aufgeben wolle, auch diese verblendeten Menschen würden eines Tages zum rechten Weg der nationalen Volksgemeinschaft zurückfinden, und er nickte bedächtig, als August Lumme am Stammtisch ‚Germania‘ äußerte, der mäßigende Einfluß des Bürgertums werde mit der Zeit auch die neuen Herren günstig beeinflussen, und in Bödelstedt zumal würden auch weiterhin die Familien das Sagen haben, denen von jeher nach Besitz und Ansehen die Führung zugekommen sei. Gegen Mitternacht sagte Herr Lumme sogar, wenn auch nur im Flüsterton, ganz ohne Zweifel werde der braune Schmutz bald wieder dorthin verschwinden, woher er gekommen sei – ‚In die Gosse!‘ bekräftigte Propst von Müller und hob sein Glas bis zur Höhe der Perle im Seidenschlips –, und Herr Hinrichsen stimmte – mit einigen Vorbehalten – bei, zumal sein jüngerer Bruder Franz, ein Handelsvertreter und somit eine verkrachte Existenz, zu dem gesellschaftlichen Schwemmgut gehörte, das als Folge der historischen Ereignisse des 30. Januars an die Oberfläche Bödelstedts zu kommen drohte. Die deutsche

Wirtschaft werde aber vielleicht nun endlich wieder aufblühen, gab Herr Meyerbeen zu bedenken, und weil Herr Lumme überschlagen hatte, daß schon zehn Prozent Umsatzsteigerung ihn von den schlimmsten Sorgen befreien würden, unterschrieb auch er vorsichtshalber die Resolution, mit der sich die Herren des Stammtisches ‚Germania‘ bei Ortsgruppenleiter Dose zu loyaler Mitarbeit zum Wohle der gemeinsamen nationalen Sache empfahlen.

Daß der Sohn des marxistischen Demagogen Kramer die städtische Mittelschule besuchen sollte, noch dazu auf Kosten der Allgemeinheit, erschien bei dieser Lage der Dinge keineswegs wünschenswert, und ohne das Wort der alten Frau Voß hätte Heinz Kramer das Schulgebäude am Stadtgraben, das seinerzeit mit Hilfe einer Spende der Firma I. P. Voß eingerichtet worden war, gewiß nur von außen kennengelernt. Rektor und Lehrerkollegium hatten sich Bödelstedt seit langem weitgehend angepaßt. Zwar konnten sie sich nicht der Autorität der alten Volksschullehrer rühmen, deren Rohrstöcken die Vätergeneration der Bürgerschaft Erziehung und Bildung verdankte. Aber sie hatten sich – bis auf namentlich bekannte Ausnahmen – in die gegebenen Verhältnisse zu fügen verstanden, und der Rektor war sogar Mitglied der Bürgerschützen geworden. Ein junger, unerfahrener Kollege, der vor Jahren einmal die Kinder ohne jede Rücksicht auf Stand und Ansehen der Eltern behandelt und sich im Geschichtsunterricht nicht gescheut hatte, den Dolchstoß von 1918 als historische Lüge darzustellen, obwohl doch der ehrwürdige Feldmarschall und Reichspräsident persönlich diesen Dolchstoß bezeugt hatte, war schon nach kurzer Zeit wieder aus Bödelstedt verschwunden; nur in den Pausengesprächen der Lehrerschaft wurde sein Schicksal gelegentlich noch einmal kopfschüttelnd erwähnt.

Ob Anton Lummes Stellung im Klassen-ABC seine Zensuren günstig beeinflußte oder nicht: Tatsächlich waren seine Leistungen in einigen Lehrfächern nicht eben hervorragend. Er schrieb allerdings eine Handschrift, die das Entzücken seiner Lehrer war: Jeder Buchstabe war so gemalt, als wäre er unmittelbar von Sütterlins Vorlagebogen in Antons Heft übertragen worden. Angesichts dieser überaus exakten Winkel und Schleifen wurden Fehler in Antons Heften vielleicht nicht ganz so streng gewertet

wie bei anderen Schülern. Zudem verstand es Anton, wenn doch einmal Fragen an ihn gerichtet wurden, die sein Wissen überstiegen, mit einem nachdenklichen Lächeln zu antworten, das erst dann einem verblüfften Kopfschütteln wich, wenn ein anderer oder der Lehrer selbst – ‚Aber das weißt du doch, Anton!‘ – die Antwort ausgesprochen hatte, so daß der Eindruck blieb, Anton sei das Wort oder die Zahl nur eben in diesem Augenblick entfallen gewesen. Schließlich hatte Anton möglicherweise auch einen gewissen Anteil am Renommee seiner Familie, deren Schlachtereier seit Generationen die stadtbekannteste Fleischwurst lieferte und die so rechtschaffen und einflußreich war, daß Anton so leicht kein Fehler zugetraut werden konnte.

Anton Lumme wurde sogar nachgesehen, wenn er gelegentlich einmal zu spät zur Schule kam, eine Vergünstigung, die nicht einmal Ludwig Borsten genoß, obwohl Ludwig der einzige Enkel der alten Frau Voß war. Ludwig Borsten mußte sogar schon in der Quinta auf das Gymnasium der Kreisstadt Diepenburg überwechseln. Die Lehrerschaft zwar konnte in ihrer Mehrheit sein Verhalten so tadelnswert nicht finden, zumal nicht in dieser großen Zeit der Umwertung aller Werte, die weniger ehrerbietige Rücksichtnahme als ein entschiedenes Bekenntnis verlangte. Doch die alte Frau Voß selbst griff ein, als die Sache mit Herrn Martens passiert war.

Herr Borsten hatte seinen Sohn schon im März 1933 in die Hitler-Jugend eintreten lassen, um die positiv kämpferische Haltung der Familie zum neuen Staat zu bezeugen, und eines Morgens erschien Ludwig zum Unterricht im braunen Hemd mit blankem Koppel und Schulterriemen. In der ersten Stunde gab Herr Martens, der Klassenlehrer, Religion. Er sah in die Klasse, putzte sich umständlich die Brille, sah noch einmal über die Bankreihen hin und rief Ludwig nach vorn. ‚Ich denke‘, sagte er, ‚deine Eltern haben auch ein anständiges Hemd für dich im Schrank. Geh nach Hause und zieh dich um! In einer Viertelstunde kannst du wieder hier sein.‘

Ludwig lief rot an, er ballte die Fäuste. ‚Ich habe heute Dienst‘ sagte er, ‚und das Braunhemd ist ein Ehrenhemd, Herr Martens!‘ Der Lehrer sah verwundert zu ihm hin: ‚Tu, wie ich dir gesagt habe!‘ Dann schlug er das Gesangbuch auf.

Ludwig stand einen Augenblick lang unschlüssig vor dem Katheder, zuckte mit den Schultern und ging zu seinem Platz zurück. Herr Martens rückte an seiner Brille, legte das Gesangbuch ab, nahm den Zeigestock und kam mit seinen langsamen, leichten Schritten vom Podest herab. Dann hob er den Stock und schlug zu.

Ludwig sprang auf. ‚Das ist eine Beleidigung!‘ schrie er. ‚Das lassen wir uns nicht gefallen!‘, und er lief hinaus und schlug die Tür hinter sich zu.

Herr Martens lehnte den Stock an die Tafel, nahm wieder das Gesangbuch und sagte: ‚Wir singen Numero 165 – Gott, der kein Böses tut, erschuf den Menschen gut.‘

Der Rest der Unterrichtsstunde verlief wie immer. Am anderen Tage aber war Herr Martens krank, und bald darauf hieß es, er sei pensioniert worden. Manchmal traf Anton ihn noch auf der Straße, dann grüßte er: ‚Heil Hitler!‘ Herr Martens nickte und zog den Hut. Später grüßte Anton ihn nicht mehr; er wollte sich nicht immer blamieren.“

Hier endet dieses Kapitel der Aufzeichnungen in der zweiten Fassung. Allerdings fand sich in der Niederschrift noch ein loser Zettel, der, in etwas anderer Schrift geschrieben, augenscheinlich später hinzugefügt worden war. Hier wird nun das zuletzt Erzählte noch einmal – und zwar ausgesprochen böse – kommentiert. Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß diese Ergänzung aus einer Zeit stammt, als der psychische Verfall Anton Lummes schon weiter fortgeschritten war – schätzungsweise 1960, wenn nicht noch später; denn es findet sich hier schon jene unheilvolle Vermischung von Gut und Böse, die für die letzte Fassung der Aufzeichnungen typisch ist. Ich zitiere den kurzen Kommentar, wobei der Leser mir abnehmen wird, daß mir diese Kommentierung besonders unsympathisch ist, weil der Stil meine Schulung recht deutlich bezeugt; ich darf dazu aber bemerken, daß ich – wenn überhaupt – nur für die Form, keinesfalls aber für den Inhalt zur Rechenschaft gezogen werden kann, und was die Form angeht, so möchte ich sie doch für einen Mittelschüler recht annehmbar finden.

„Eine solche Einstellung des Knaben“ – so schließt dieser Absatz an die oben zitierte Schlußbemerkung an – „wird gewiß,

wenn nicht die uneingeschränkte Billigung, so doch das Verständnis aller Verständigen finden. Schließlich war Anton damals erst zehn Jahre alt. Moralische Maximen, die regulierend hätten wirken und vielleicht zu Überlegungen über eine möglicherweise nicht ganz einwandfreie Haltung der Kollegen gegenüber Herrn Martens oder gar zu Erwägungen über die Entscheidungen einer hohen Schulbehörde hätten führen können, waren in Anton noch nicht gefestigt, wobei hinzugefügt werden darf, daß es der weitere Verlauf der historischen Ereignisse mit sich brachte, daß auch späterhin moralische Prinzipien in Anton Lumme nicht zu letzter wünschenswerter Wirkung kommen konnten. Im Falle Martens versäumten es überdies Eltern wie Lehrer – vielleicht durch eine Reihe von Zufällen bestimmt, wie sie so leicht unsere guten Vorsätze zunichte machen –, den ihnen anvertrauten Kindern eine andere Sicht des Geschehens zu vermitteln. Möglicherweise erschien ihnen diese kleine Begebenheit am Rande einer mächtigen geschichtlichen Entwicklung gar zu gering und unwichtig, als daß sie Gedanken daran hätten verschwenden sollen, und sie vergaßen sie bald, wie man so etwas eben vergißt, zumal Herrn Martens dem Vernehmen nach das halbe Ruhegehalt zugebilligt worden war. „Na, was will er denn mehr?“ fragte Antons Vater, als die Rede einmal auf Herrn Martens kam. „Soll doch froh sein, daß ihm nichts weiter passiert ist! Wer sich mit den Mächtigen anlegt, hat schließlich selber schuld, und Recht ist, was dem Volke nützt, papperlapapp und punktum!“

Im Vorhergehenden sind wir scheinbar ein wenig von der anfangs eingeschlagenen Linie abgewichen, die uns Anton Lummes Entwicklung näher zeigen und sie uns verständlicher machen sollte. Es mag den Leser überhaupt zuweilen verwirren, wie sich verschiedene Bezüge in dem oft nur bruchstückhaft wiedergegebenen Lebenslauf gelegentlich auffasern und überschneiden. Ich meine jedoch, alles in allem, daß der Kreis um dieses Leben sich schon etwas zu runden beginnt, wenn auch natürlich immer noch manches zu klären ist. Da ist beispielsweise das Verhältnis der Eltern Lumme zueinander, dessen Disharmonie zwar schon gelegentlich angedeutet, das aber bisher stets nur beiläufig erwähnt wurde, obwohl gerade dieses Verhältnis für das Kind von besonderer Bedeutung gewesen sein dürfte. Wie Anton Lumme

selbst dazu stand, ergibt sich – gleichsam in doppelter Brechung – aus einem Monolog seiner Tante Tine (aus der dritten Fassung).

„Da hängt kein Glück dran, das habe ich gleich gesagt, als August damit ankam, und Toni hat so geweint und hat gefragt: Tante Tine, hat er gefragt, haben die Eltern sich gar nicht mehr lieb – ich weiß das wie gestern, wie hat er mir leid getan, und er hat auch nicht geglaubt, daß es dann wieder gut war, als sein Vater mit dem Medaillon ankam, das war nicht mal Gold, sondern nur billig vergoldet, und Rosa war böse und wollte es nicht. Und es war so ein schöner Tag, aber das Ende war Streit und Lärm, und Toni mußte so weinen, das Kind hatte immer so viel Gefühl, August macht das ja nichts, der brüllt und schimpft und geht dann zum Stammtisch, wenn er den Stammtisch nur hat, das andere ist ihm egal. Und eigentlich war es nur wegen dem Wohnzimmerbild über dem guten Büfett, sie wollten sich das ja schon immer mal malen lassen in Öl, aber dann war es natürlich zu teuer, und der Druck ist ja auch sehr schön, da gibt es keinen, der das nicht sagt: ein schönes Bild, unser ‚Abendfrieden‘ mit der Eiche links und goldenen Sonnenstrahlen und vorne die rosa Apfelbaumblüten und hinten die Fachwerkhäuschen neben der Wassermühle am grünen See, und das Wasser glitzert so schön auf dem Mühlenrad und allüberall die Sonnenstrahlen im zarten Laub, und rechts ruht ein Wanderer aus von dem Tag und hält die Hand über die müden Augen und sieht in die rosa Abendwölkchen über dem See. Und deswegen kam damals der Streit, wir hatten die große Pfingsttour gemacht und waren am Kamper Mühlenhügel gewesen und hatten am Hennestein Mittag gegessen und auch hinübergesehen zur See, sogar ein deutsches Kriegsschiff war da zu sehen, das war was für Toni, und im Kurhaus hatten wir Kaffee getrunken und fuhren nun heim, denn August wollte pünktlich am Stammtisch sein, Ordnung muß ja auch sein, wie geschrieben steht im I. Brief des Apostels Paulus im 2. Kapitel, Vers 13: Seid untertan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, und Rosa hätte ja still sein können und mußte nicht rufen: Halt! Halt!, wo wir gerade das schöne Lied von der Abendsonne sangen, da rief sie: Halt!, und August bremste, das war gar nicht ungefährlich, das Auto rutschte im Sand, und Rosa wußte doch auch, daß wir pünktlich zum Stamm-

tisch zu Hause sein wollten, und alles kam nur, weil sie dachte, wir waren an unserem Waldtal vorübergefahren, das Waldtal vom ‚Abendfrieden‘ – sie war ganz aufgeregt und lief gleich bis dahin zurück, wo sie das Waldtal gesehen hatte, und ich merkte schon, wie August die Uhr zog und ärgerlich wurde, das war ja auch zu verstehen. Aber zuerst sagte er gar nichts, sie war eben immer so, sie ist eben so, so plötzlich, und er hat sie schließlich geheiratet, und wir stiegen auch aus, und Rosa rief: Seht mal, genau unser ‚Abendfrieden‘, und sie sagte: Hier hat der Maler gestanden, und hier – hier liegt der Wanderer, und sie legte sich selbst unter den Baum und hielt die Hand über die Augen. Aber der Baum war keine Eiche, sondern eine Buche, das sah jedes Kind, und August fragte denn auch, wo wohl die Mühle war und die Fachwerkhäuser, denn da stand bloß so ein Bretterschuppen für Heu an dem See. Aber Rosa wurde gleich spitz und sagte, daß August kein Gefühl für Kunst hatte und daß der Maler das eben in seiner Phantasie gesehen hatte, aber ein Schlachter hat eben keine Phantasie. Da wurde August nun ärgerlich und sah auf die Uhr und sagte bloß: Papperlapapp, wir fahren jetzt weiter! Das war schon ein schlechtes Zeichen, und Rosa hätte nun wirklich Schluß machen sollen, aber sie hatte es da mit dem ‚Abendfrieden‘ und wollte nicht nachgeben und sagte, daß hier vielleicht früher mal eine Wassermühle gestanden hatte, das kann man ja doch nicht wissen, und sie ging über die Wiese zum See hinunter und schlenkerte mit ihrer Sommerhandtasche – ich dachte mir gleich, das gibt was Böses, und August ärgerte sich nun noch mehr und sagte, daß da ja gar kein Gefälle war für eine Wassermühle, alles war Unsinn und typisch Rosa, und außerdem war es nun höchste Zeit, am Stammtisch mußte er pünktlich sein, und grade zu Pfingsten. Und er rief, daß Rosa nun kommen sollte, aber sie schlenkerte nur mit der neuen Sommerhandtasche, das hätte ja auch nicht nötig getan, und dann sang sie sogar noch auf polnisch, da wurde es August wirklich zuviel, und er lief hinter ihr her und wollte sie holen, und mein Toni, der hielt sich schon fest bei mir und zitterte, das Kind hatte immer ein feines Gefühl und merkte, was los war. Aber es kam noch viel schlimmer, weil August, da war er schon fast bei Rosa und machte noch einen großen Schritt, da rutschte er aus, weil es feucht war am

See, und da lag er dann auf der Wiese im neuen Sommeranzug, und Rosa drehte sich um und lachte und lachte. Da kam dann der große Streit, und sie schimpften sich schrecklich, und August schlug Rosa, er hat sie richtig geschlagen, und sie lief ihm weg und schrie und schrie, was hat mein Toni gezittert, und zu Hause ging es noch weiter, denn August wollte nicht mehr zum Stammtisch, es war nun zu spät, er wollte sich doch nicht auslachen lassen von den anderen, und sein hellgrauer Sommeranzug war gar nicht mehr neu, und sie schimpften, daß die Leute es auf der Straße hörten. Und Toni schlief fast die ganze Nacht nicht, ich saß an seinem Bett, und er fragte immer wieder, ob seine Eltern sich gar nicht mehr lieb hätten, was soll man da sagen, viel war es nicht, was man sagen konnte, Eure Liebe ist wie eine Morgenwolke und wie ein Traum, der frühmorgens vergeht, spricht Hosea im 6. Kapitel, Vers 4. Und August ging doch noch zum Stammtisch und kam erst nach drei nach Hause und war betrunken, und am anderen Morgen hatte er alles vergessen, und es sollte gar nichts gewesen sein. Aber Rosa war noch lange nicht wieder gut mit ihm, und sie hat das Medaillon erst viel später getragen, als sie das Bild von dem schrecklichen Bleich darin hatte, ich weiß Bescheid, mir kann sie nichts sagen: Den trug sie dann immer im Ausschnitt und sollte sich wohl was schämen, in ihrem Alter und eine verheiratete Frau. Aber da könnte ich viel erzählen, das weiß die halbe Stadt, so hat sie es damals getrieben, es war ja nicht anzusehen, und August war das zuletzt egal, denn Rosa war wenigstens gut bei Stimmung, das war ihm die Sache wert, es ist ja traurig, wie weit es die Menschen bringen können, und ein vergoldetes Medaillon tut es dann auch nicht.”

Unter derartigen Belastungen mußte sich die sensible und labile Veranlagung Anton Lummes zweifellos abträglich bemerkbar machen, und es scheint mir keineswegs verwunderlich, daß gerade der – im weitesten Sinne – erotische Bereich des Knaben darunter zu leiden hatte. Wir werden später noch ausführlicher darauf zurückkommen, fügen hier aber schon einen aufschlußreichen Abschnitt ein, welcher von einer Episode berichtet, die für Anton Lumme in jenem für die Entwicklung und Reifung so überaus wichtigen vorpubertären Alter von zehn oder elf Jahren bedeutsam gewesen sein dürfte.

„Den Zugang zur Höhle fand Bernhard“, beginnt dieses Kapitel aus der ersten Fassung der Aufzeichnungen; nachzutragen wäre, daß Bernhard zu jenen Kindern gehörte, die, aus niedrigeren sozialen Schichten stammend, mit Anton spielen durften, weil sie sich ihm unterordneten. Bernhard Wagner – so wird er in anderem Zusammenhang vorgestellt – „war ein stämmiger Junge, vier oder fünf Jahre älter als ich, dem meine Mutter manchmal sonnabends eine Handvoll Knochen einpackte und ein paar verfärbte Wurstscheiben; sein Vater war kurz vor Kriegsende gefallen, noch vor seiner Geburt, und seine Mutter besserte mit Näharbeiten die kleine Rente auf, die ihr geblieben war. Wenn Schnee lag, zog Bernhard mich auf meinem Schlitten bis zum Rodelplatz am Galgenberg, und er zog auch den Schlitten immer wieder den Abhang hinauf; dafür durfte er manchmal mit mir rodeln. Oder wir spielten mit Murmeln auf dem Hof, und wenn ich verloren hatte, gab Bernhard mir immer die Hälfte seiner Beute zurück; meistens ließ er mich aber gleich wieder etwas gewinnen.“

Dieser Bernhard nun entdeckte den Zugang zu der Höhle, von der im folgenden die Rede ist.

„Ich zählte laut vor mich hin bis 50 und ging dann langsam über den flimmerndheißen Hof, um Bernhard in den Winkeln zu suchen, die unsere Verstecke waren, als er plötzlich hinter einem Leiterwagen auftauchte und mir winkte. Er zog mich in das Halbdunkel der Wagenremise, kletterte über den staubigen, seit langem unbenutzten Jagdwagen, der sich ächzend in den Federn wiegte, und in der Ecke des Schuppens, wo Bernhard ein zerbrochenes Rad, eine schmutzige Wagenachse und einige rostige Federblätter zur Seite geräumt hatte, bog er ein knarschendes Brett aus der Schuppenwand. Wir krochen hindurch in eine naßwarme Dämmerung.“

Die teilweise überdeutlich bezeichneten Realitätspartikel in der Schilderung lassen auf eine besondere Intensität des kindlichen Erlebnisses schließen: der „staubige“ Jagdwagen, der sich „ächzend“ wiegt, als die Jungen hinüberklettern, das „zerbrochene“ Rad in der Ecke, die „schmutzige“ Wagenachse, die „rostigen“ Federblätter wie auch vor allem das „knarschende“ Brett (eine etwas angestrengte Wortneubildung, die aber gerade an

dieser Stelle ihre psychologische Berechtigung hat) – und schließlich die dahinter sich eröffnende „naßwarme“ Dämmerung, in der man ein – unbewußt gezeichnetes – Symbol der mütterlichen Vulva erkennen wird.

„Zwischen der Remise und der Planke zu Maler Wangels Garten war, von dem überhängenden Bretterdach fast ganz abgeschlossen, ein spitzwinkliger Raum ausgespart, ein grünes Verlies von blaß überwucherter Erde und schmierig überpilzten Holzwänden. Spinnengewebe schlossen das kärgliche Himmels-eck oben, und am Boden lag, an der breitesten Stelle, eine be-mooste Steinplatte. Wir kratzten das feuchte Gewächs herunter, stießen mit den Köpfen zusammen, es war eng und schwül; dann hoben wir den Stein, der in zwei Stücke zersprungen war, und sahen in die kühle Finsternis einer Brunnenmündung, aus der muffige, verbrauchte Luft aufstieg. Bernhard warf einen Stein hinunter, der auf Geröll polterte, ich riß ein Zündholz an und noch eins, und wir sahen, daß der Boden nahe war, bröcklige Erde mit Ziegelsplittern; der Brunnen mußte schon lange zuge-schüttet sein. Bernhard sprang hinunter, sein Kopf blieb über der Brüstung, und ich ließ mich vorsichtig nachgleiten. Das war die Höhle.“

Für den psychologisch Ungeschulten darf ich hier noch einen Hinweis einschieben, der die fundamentale Bedeutung dieser Höhle für Anton Lumme in seiner vorpubertären Entwicklungsphase mindestens andeutet. Im Bild dieses feuchten Brunnen-schachtes begegnet uns ein Sinnbild der mütterlichen Vagina: ein deutlicher Beweis für die immer noch gegebene starke Mutter-bindung des Knaben, obwohl der Brunnen – das scheint mir sehr wesentlich! – fast ganz zugeschüttet ist; es zeichnet sich hier der Ödipus-Komplex ab, der gerade im unbewußten Seelenleben je-ner Altersstufe in seiner Bedeutung kaum überschätzt werden kann. Bezeichnend auch, daß Anton die Höhle mit zunehmender Reife nur noch allein benutzte!

„Seitdem ich zur Mittelschule ging und Bernhard bei einem Schlosser in die Lehre gekommen war, kroch ich immer allein in die Höhle, die ich mit einem alten Kissen, einer niedrigen Kiste, auf der eine Kerze festgetropft war, mit Strohhusen und einer Pferddecke ausgestattet hatte. Auch im glühenden Sommer hiel-

ten die alten Brunnensteine ihre dumpfe Kühle, und wenn nebenan, hinter der Planke, Frau Wangels beim Unkrautjäten unter der Hitze stöhnte, zog ich die Decke um die Schultern, lehnte mich in die Rundung und träumte von Menschen, mit denen ich in einer Sprache reden konnte, die es nicht mehr gab. Meistens nahm ich auch eine Tüte Bonbons oder Kuchen oder eine Dose Salmiakpastillen mit in die Höhle, von der niemand bei uns je etwas erfuhr.”

Der Leser wird hier den – unbewußten – Hinweis auf die zärtliche Kindersprache seiner Mutter bemerkt haben. Im übrigen unterbricht sich der Erzähler dann gleichsam selbst und schweift von seinem Thema ab, als habe die anerzogene Scham nun doch die Übermacht über das sich im breit ausgemalten Höhlensymbol aussprechende Unbewußte erlangt. Allerdings scheint mir gerade die Art dieser Abschweifung wieder wichtig zu sein:

„Die Süßigkeiten kaufte ich stets in Meyerbeens Kolonialwarengeschäft am Markt. Zwischen den beiden tiefen Schaufenstern, in denen Seifepulver, Fischdosen und Keksschachteln, auch Putzmittel und kleine Schalen mit staubigen Rosinen und Korinthen ausgestellt waren, führte die Treppe zum Laden hinauf, dessen Tür an Sommertagen geöffnet blieb, so daß die Gerüche in immer derselben unkenntlichen Mischung bis auf die Straße drangen: Säuerliche Heringslake war darin, untermischt mit Mandelaroma und Senf, übertönt von dem durchdringenden Gestank des Petroleums, das gleich neben der Tür aus einem blinkenden Gefäß abgefüllt wurde, verschwommen auch eine Andeutung von grüner Seife, überlagert alles von trockenem Staub und dem Duft von frischen Broten, die eben gebracht worden waren; die falsche Süße der Bonbons war darin, die neben der Kasse in hohen offenen Gläsern standen, Ausdünstungen von Bohnerwachs, faulenden Bananen, Krabbensalat und Brennholz-bündeln, und unverkennbar war dem allen beigemengt ein Hauch von Frau Meyerbeens Lieblingsparfüm.

Frau Meyerbeen hatte ihren Platz hinter der silbernen Kontrollkasse, vor dem Gefach mit Weinen und Spirituosen. Jeder Eintretende mußte an ihr vorbeigehen, ehe er einen Wunsch vorbringen konnte; sie bedankte sich bei jedem Kunden, wenn sie das Wechselgeld aufzählte, mit immer demselben Lächeln, das

sie für freundlich halten mochte. Stets trug Frau Meyerbeen ihr Haar in genau gezirkelten Wellen um ihr gelbliches Gesicht gelegt, und wenn sie in das Stehglas mit den billigsten Bonbons langte, um eine Zugabe ‚für die lieben Kleinen‘ herauszuholen, war deutlich zu sehen, daß ihre Finger sehr kurz waren, wie abgegriffen an der Tastatur der Kasse. Hin und wieder warf sie einen schnellen Blick in den Laden und zum Lagerraum hin, und wenn Herr Meyerbeen, am anderen Ende des Ladentisches, sich niederbeugte, um eine Summe anzuschreiben, die eine Kundin nicht sofort begleichen konnte, suchte sie seinen Blick so lange, bis er zu ihr hinsah.

Meine Mutter kaufte alles bei Meyerbeens, was der Laden für den Haushalt bot, seitdem Frau Meyerbeen sich bereitgefunden hatte, auf den Verkauf von Wurstwaren aller Art zu verzichten. Auch ich war gehalten, meine Einkäufe dort zu tätigen, und nur einmal versuchte ich auszubringen. Drei Häuser weiter war damals gerade der neue Laden der Konsumgenossenschaft eröffnet worden, dessen Schaufenster mit einem halb ausgeschütteten Korb braunknusperiger Waffeln lockte, die um die Hälfte billiger waren als bei Meyerbeens. Aber ich mußte erfahren, daß die Waffeln nur an Mitglieder der Genossenschaft verkauft wurden, und außerdem hatte Frau Meyerbeen gesehen, daß ich in den Konsumladen gegangen war.

Meine Mutter kam mir mit zornrotem Kopf entgegen. ‚Ist das wahr?‘ fragte sie. ‚Ist das wirklich wahr? Du gehst zum Konsum – zu den Roten, den Bolschewiken? Zu den –? Sie suchte vergebens nach Worten.

Tatsächlich war der Konsum-Laden am Markt der Bödelstedter Bürgerschaft ein Ärgernis. Als die Genossenschaft drüben am Wasserturm in einem dunklen Ladenschlauch den Verkauf begonnen hatte, war noch über diesen Versuch gespottet worden, die bewährte Ordnung des Einzelhandels zu durchbrechen. Aber der ‚rote Laden‘ hatte dann doch die Endsummen der Registrierkassen absinken lassen, und alle heimlichen und sogar laute Proteste hatten schließlich nicht verhindern können, daß am Marktplatz der neue Laden mit dem großen, spiegelnden Schaufenster eröffnet worden war und so das anheimelnde Bild der Stadt zerstörte. Kaum eine Maßnahme der neuen Re-

gierung fand deshalb so uneingeschränkte Zustimmung der Bürgerschaft, wie die Schließung der Konsum-Läden, und wenn in dem geräumten Geschäftslokal jetzt auch das Parteibüro eingerichtet wurde, so war doch wenigstens die freche rote Schrift verschwunden, und auch die Mitglieder des Einzelhandelsverbandes konnten wieder zum Rathaus gehen, ohne den Blick krampfhaft abwenden zu müssen.

Die Höhle blieb mir, bis Bauunternehmer Berger die Pläne für die neue Wagenremise vorlegte und der Bau beschlossen wurde. Da räumte ich den Brunnenschacht leer, schob den zersprungenen Deckel über die Höhlung und nagelte auch die Schuppenwand wieder zu. Als der Neubau dann verschoben werden mußte, brach ich den Zugang nicht wieder auf. Die Schule machte jetzt mehr Arbeit, und außerdem forderte mich der Dienst im ‚Jungvolk‘ der Hitler-Jugend, von dem ich mir Gelegenheit erhoffte, meine Träume in Taten umzusetzen.“

Ich habe den Fluß der Erzählung trotz der mancherlei Abschweifungen nicht mehr unterbrochen, zumal da die Episode zuletzt zu einem gewissen Abschluß gelangt: Der Knabe verläßt die Höhle endgültig, schüttet sie zu, tritt gleichsam aus den Kinderschuhen seiner Existenz und beginnt, wenn auch – wie wir noch sehen werden – nur mühsam, ein selbständiger Mensch zu werden. Allerdings wurde die hier erfolgte Ablösung von der ersten Kindheit nicht freiwillig, nicht aus eigenem Antrieb oder Entschluß vollzogen, sondern unter dem Zwang äußerer Umstände, so daß vermutlich auch hier ein Riß in Anton Lumme blieb, eine nicht ganz verheilende Wunde, die seine weitere Entwicklung mitbestimmen sollte.

Nicht nur seelische Narben aber, wie sie der Übergang zwischen Kindheit und Jugend stets mit sich zu bringen pflegt – wenn auch im Falle meines Schwiegersohnes zweifellos in weit stärkerem Maße als normal –, waren für Anton Lummes weiteres Werden und Wachsen bedeutsam, sondern auch ein körperlicher Makel, der bereits mehrfach am Rande erwähnt worden ist. Zwar greifen wir mit der folgenden Schilderung zeitlich recht weit voraus: Jener Verkehrsunfall nämlich, der zur Versteifung von Anton Lummes rechtem Knie führte, ereignete sich erst 1941, zu einer Zeit also, als der 18jährige die schlimmsten Stürme der

Pubertät schon hätte überwunden haben sollen und die beginnende Reife sich hätte bemerkbar machen müssen. Andererseits scheint mir aber ein untergründiger Zusammenhang zwischen den in Kindheit und früher Jugend aufgehäuften Komplexen und diesem Unfall zu bestehen, der möglicherweise sogar ein Akt unbewußter Selbstverstümmelung gewesen sein könnte. Ganz zweifellos jedenfalls war die Knieversteifung für Anton Lumme von einschneidender Bedeutung, und sei es nur, daß ihm dadurch versagt blieb, mit der Waffe in der Hand für das Vaterland kämpfen zu dürfen. Daß gerade auch dieser Aspekt in der folgenden Schilderung aus der zweiten Fassung mitspielt – wenn auch wieder gebrochen durch die uns schon vertraute oberflächliche Ironie –, kommt sicher nicht von ungefähr.

„Es nahte nunmehr für Anton Lumme die entscheidende Epoche seiner Bewährung im Dienste des Vaterlands. Er war ein Meter vierundsiebzig groß, wog einundsechzig Kilogramm, war in der Lage, ein Gewehr zu halten, Befehle blindlings zu befolgen und, sofern ihm die Gelegenheit geboten wurde, ein deutsches Kind zu zeugen: Er stand, kurz gesagt, an der Schwelle des Mannesalters und wartete, wohl vorbereitet durch die Erziehung zu einem echten Lumme, auf den Einsatzbefehl, der ihn im sonnigen September 1941 in Gestalt eines amtlichen Schreibens erreichte: Anton Lumme wurde zum Reichsarbeitsdienst einberufen. ‚Gelobt sei, was hart macht!‘ sagte der Bürgermeister, trank den Cognac Napoléon aus und beglückwünschte Anton, daß nun auch er in den Kampf für unser unsterbliches Großdeutschland ziehen dürfe. Im übrigen handele es sich ja ganz offenbar nur noch darum, die letzten Zuckungen eines vernichteten Gegners auszutreten, fuhr der Bürgermeister fort und schob sein Glas August Lumme zum Nachschenken hin. ‚Die Strategie des Führers‘, erläuterte er, und er hob die Stimme wie stets bei den Markpunkten seiner Reden, ob er im Kino vor den Parteigenossen sprach oder am Sonntagmorgen in Lummes Wohnzimmer die weltpolitische Lage darlegte, ‚denkt in globalen Räumen!‘ Er wischte mit gespreizten Fingern über die Landkarte, bohrte den Zeigefinger in den dunkelbraunen Kaukasus und erklärte, wie nun das deutsche Afrikakorps in gewaltigem Keil über Ägypten hinaus durch die arabischen Wüsten hindurch nach Nordosten

vorstoßen werde, um sich am Kaukasus mit den siegreichen Marschsäulen der Ostarmeen die Hand zu reichen, weiter mit verdoppelter Kraft und im Besitz ungeheurer Ölquellen den Ural zu überschreiten und sich endlich – das konnte der Bürgermeister aber noch nicht mit voller Sicherheit sagen – ‚da hinten in Sibirien‘ mit den verbündeten Japanern zu vereinigen. ‚Mensch, Junge, und du darfst dabei sein!‘ sagte August Lumme und trank ex, und der Bürgermeister nickte: ‚Man kann dich wirklich nur beneiden!‘

Am anderen Tag ging Anton zu Hinrichsens, um für die restlichen Punkte seiner Kleiderkarte noch ein Sporthemd mit offenem Kragen zu kaufen – die Punkte reichten aber nur noch für eine kurze Unterhose, und Herr Hinrichsen schwor, er könne bei Gott nicht mehr geben, die Kontrollen seien einfach zu streng –, ließ sich von Herrn Weete die Haare militärisch stutzen, gab auf dem Rathaus seine Lebensmittelkarten ab, und in der Drogerie Jansen erstand er vorsorglich Fußpuder und Fußsalbe – ‚Marchieren mußt du, Junge!‘ hatte der Bürgermeister gesagt. ‚Was meinst du, wenn du erst in Indien bist!‘

Frau Jansen stand seit ein paar Tagen wieder hinter dem Ladentisch. Ihr blondes Haar war zu einem dünnen Grau verfärbt, und über ihre Stirn zog sich eine lange, dunkelrote Narbe. ‚Heil Hitler!‘ grüßte sie, als Anton eintrat, und bevor er noch etwas gesagt hatte, sprach sie hastig weiter: ‚Ich bin nämlich gefallen, mußt du wissen, hier auf die Stirn!‘, und sie fühlte über die frisch vernarbte Stelle. ‚Was soll’s denn sein?‘

Sie lehnte die Leiter an ein Regal und holte den Puder aus einem Gefach, das von unten her leer aussah. Als die Türglocke anschlug, wandte sie sich erschrocken um: ‚Heil Hitler! Frau Menken, Heil Hitler! Ich bin gefallen, müssen Sie wissen, hab’ mir ein bißchen die Stirn zerkratzt, nicht wahr, das kommt ja mal vor.‘

Mit unsicheren Fingern packte sie die Dosen zusammen, das Papier widersetzte sich ihren Händen, die Puderdose rollte über den Ladentisch, aufgeregt griff sie danach. ‚Ja, ja, so fällt man‘, sagte sie, ‚So fällt man eben – nicht wahr? Wie ist man doch ungeschickt!‘ Anton bezahlte rasch, und während sie ihm noch ‚Heil Hitler!‘ nachrief, ‚Grüß die Mama, Heil Hitler!‘, wandte sie sich an die neue Kundin, und Anton hörte, wie sie von vorne

begann: ‚Stellen Sie sich vor, ich bin auf die Stirn‘ –. Dann schlug die Ladentür zu.

Der Auftritt war Anton ausgesprochen peinlich, und August Lumme meinte auch: ‚Das ist ja schon beinahe wieder Sabotage, wo die ganze Stadt weiß, daß sie eingesperrt war. Aber erst den Mund voll nehmen und hinterher jammern, das hab’ ich gern! Wie man sich bettet, so liegt man, das ist doch immer dieselbe Geschichte!‘

Trotz ausgezeichnete Beziehungen war es Lummes übrigens nicht gelungen, Antons Einberufung zum Arbeitsdienstlager Bödelstedt durchzusetzen: Das Lagertor, an dem er sich am Mittwochmorgen melden sollte, war fast zweihundert Kilometer entfernt, und es hatte sich herumgesprochen, daß die Arbeitsmänner nach kurzer Grundausbildung zum Einsatz an die Ostfront abgestellt werden sollten.

Am letzten Abend war Anton allein zu Hause. Sein Vater war, wie jeden Abend, zum Stammtisch gegangen – ‚Bloß keine Gefühle, Junge – klar?‘ –, und seine Mutter war irgendwo zum Kaffee eingeladen gewesen und hatte angerufen, sie könne unmöglich schon fortgehen, es sei einfach zu gemütlich. Der Koffer war gepackt, die Abschiedsbesuche waren erledigt, Anton drehte am Radio, Marschmusik plärrte, er trank Likör, aß Pralinen, versuchte zu lesen und geriet immer tiefer in einen Abgrund von Langeweile, Verdruß und Unbehagen; schließlich holte er den Wagen aus der Garage.

Die Straßen waren tot, und es regnete. Die abgeblendeten Scheinwerfer suchten, wie von Gewohnheit gelenkt, den Weg zum Arbeitsdienstlager hinter dem Friedhof. Häuserschatten eilten vorbei, die Bäume der Friedhofsallee öffneten die Durchfahrt, in der Kurve leuchteten die Stämme. Doch plötzlich schoben sie sich nicht weiter zur Seite, weiß standen sie vor dem Wagen, es war schon zu spät, der Baum stand starr, die Bremse schrie, dröhnend schlug etwas gegen Antons Kopf, es wurde dunkel, das Dröhnen hielt an, ganz fern schmerzte das rechte Bein, zwischen den Lidern zeigte sich grelles Licht, er blinzelte, und seine Mutter sagte: ‚Er lebt! Aber was machst du uns auch für Kummer, Toni!‘

Fast zwei Monate lang lag Anton in dem heißen Gipsverband. Er vertrieb sich die Zeit mit Zeitungen und Illustrierten und

mit dem Schulatlas, auf dem er mit Stecknadelfähnchen das siegreiche Vordringen der deutschen Truppen markierte: eine lange, weit nach Osten ausgebeulte Linie, die sich von dem blauen Fleck Ostsee bis zur Küste des Schwarzen Meeres schlängelte und von den Siegesfanfaren der Sondermeldungen immer weiter vorangetrieben wurde. Zwar wurde der Abstand zwischen den Fähnchen dadurch nach und nach weiter. Doch neue Fanfaren schrien neue Erfolge, das Radio verkündete, daß der rote Koloß endgültig vernichtet am Boden liege, und der ‚Bödelstedter Bote‘ meldete, daß Bernhard Wagner mit dem EK I ausgezeichnet worden war.

Als endlich die graue Gipsdecke aufgeschnitten wurde, war Antons Bein weiß und dünn geworden, das Knie aber schwammig dick, mit blauen Flecken übersprenkelt, und die Haare auf der ledrigen Haut, die sich in großen Fetzen abziehen ließ, waren schwarz. Nach Weihnachten erst konnte Anton einige Schritte allein tun, und als zur Wintersachenspende für die heldenmütigen Kämpfer der Ostfront aufgerufen wurde, gab er auch seinen Tornister ab, den Brotbeutel und die Feldflasche; denn Dr. Flender hatte ihm versichert, er werde nie wieder richtig marschieren können.

Nach einigen Wochen konnte Anton aber wieder allein ausgehen. Zwar schmerzte das Knie noch immer; aber das Mitgefühl der Menschen tat Anton wohl, und er vergaß beinahe, daß er nicht im Fronteinsatz verletzt worden war. ‚Es gibt ja auch gar keinen Unterschied mehr zwischen kämpfender Front und Heimatfront!‘ versicherte Franz Hinrichsen, der nach einem längeren Einsatz im Warthegau mit dem Kriegsverdienstkreuz I. Klasse nach Bödelstedt heimgekehrt war. ‚Ich weiß Bescheid!’“

9 *Einige metaphysische Aspekte im Leben Anton Lummes, dargelegt und kommentiert anhand entsprechender Episoden seiner Aufzeichnungen: „Weshalb Pastor Schuster ein Ärgernis war“, „Wie Anton Oberhordenführer wurde“, „Wie Anton gute Grundlagen erhielt“ und „Von einem Onkel, der mit dem Kriegsverdienstkreuz zweiter Klasse ohne Schwerter ausgezeichnet wurde“.*

„Er soll ja gesagt haben, das macht mir gar nichts – das soll er wirklich gesagt haben, Frau Hinrichsen, und er ist doch auch nur Beamter, und außerdem sollte er an die Gemeinde denken und was man so denkt in Bödelstedt, und wenn der Propst sich das nicht mehr gefallen läßt, dann kommt ein anderer als zweiter Pastor nach Bödelstedt, dann kann er sehen, wo er bleibt mit seinen fünf Kindern, wer will denn so einen haben, schließlich braucht sich eine Gemeinde nicht alles gefallen zu lassen – sagen Sie selbst, Frau Hinrichsen, was mischt Pastor Schuster sich immer in Sachen ein, die ihn nichts angehn, die Kirche hat damit doch gar nichts zu tun, Butenschön war ein richtiger Gottloser, und wenn Pastor Schuster damals mit auf den Friedhof gegangen ist, dann war er da nur privat, darüber hat man damals doch schon gesprochen, wo Butenschön gar nicht mehr in der Kirche war. Ich sage immer, und ich weiß, was ich sage, was Frau Marenholt sagt, ist nicht in den Wind gesprochen, das weiß jeder in Bödelstedt, sonst schweige ich lieber still, wie sollte ich sonst auch zurechtkommen mit meiner Rente, bei diesen Zeiten, da soll man sich keine Feinde machen, und außerdem ist es nicht christlich, und deshalb sage ich immer, die sollen sich nur in acht nehmen, die gegen die Kirche hetzen, Frau Hinrichsen, die werden es eines Tages noch spüren, das bittere Ende kommt nach, das sage ich immer. Und deshalb sollte in unserer Gemeinde Eintracht sein, daß nicht der zweite Pastor predigt, was der Propst nicht billigen kann, wo jeder weiß, daß Butenschön ein Gottloser war und hat keine Kirchensteuer bezahlt und gegen den Propst gehetzt, weil der Propst den Feldgottesdienst beim ‚Stahlhelm‘ machte. Und Pastor Schuster sollte wohl etwas vorsichtiger sein und nicht von der Kanzel reden, was in der Gemeinde Anstoß erregt, wie kann er denn so etwas sagen, daß wir verstockt sind und Sünder und Mörder sind unter uns, wo doch in Bödelstedt alles nach Anstand und guter Sitte geht – da sagt er sowas, aber er selbst geht auf den Friedhof, wenn ein Gottloser beigesetzt wird – ich habe es selbst gehört, Frau Hinrichsen, In

unserer Gemeinde, hat er gesagt, und er hat gepredigt über den 1. Johannesbrief, Vers 8 bis 10 – Sie waren ja nicht in dem Gottesdienst, man kann auch wirklich verstehen, daß die besseren Herrschaften nicht mehr zu Pastor Schuster gehen, wenn er so von der Kanzel spricht, er hat gesagt, daß in unserer Gemeinde verstockte Sünder sind, aber die Schlimmsten sind die Gerechten – das hat er gesagt, Frau Hinrichsen, und hat von Mördern gesprochen, und natürlich hat jeder gewußt, was er meint, obwohl die Sache doch lange erledigt ist, und der Propst hat auch gesagt, man soll die Toten ruhen lassen, so steht es geschrieben, und die Kirche hat damit gar nichts zu tun, der hat sein böses Ende gefunden und ist begraben ohne Orgel und Segen, und wenn Pastor Schuster damals mitging zur Beisetzung, dann war er da rein privat und hätte sich wohl überlegen sollen, was die Leute reden. Und Butenschön hätte an seine Frau und an die Kinder denken sollen, aber immer den Mund weit auf und gegen unsere Regierung gehetzt und gegen die Bürgerschaft, wo führt denn das hin, damals wurde doch endlich mal durchgegriffen, und deshalb, ich sage immer, eigentlich ist es ja gleich, ob er betrunken war und ist in den Schalsee gefallen oder einer hat nachgeholfen – wenn einer so ist wie Butenschön, der soll sich schließlich nicht wundern, und wenn einer nachgeholfen hat, dann soll der das selbst ausmachen mit unserem Herrgott und hat genug daran zu tragen, die Kirche hat damit nichts zu tun, und Pastor Schuster sollte nicht die ganze Gemeinde beschimpfen und die, die noch zu seinem Gottesdienst kommen, wie kommt man sich da denn vor, wer will denn so etwas hören und hat die ganze Woche gearbeitet, und am Sonntag muß man sich so etwas anhören. Aber Pastor Schuster war ja schon immer so, wissen Sie noch, damals, die Sache mit seinem Sohn Martin, das Kind konnte ja nichts dafür, aber das hätte man sich schon damals sagen sollen, das ist nicht der richtige Pastor für Bödelstedt, der seine Kinder so erzieht – damals sprach ja die ganze Stadt davon, Sie wissen das sicher noch, das war bei so einem Führerlehrgang, da hat er den Schulungsleiter frech unterbrochen und hat gesagt, daß der Schulungsleiter gelogen hat – oder sowas, und er wurde dann öffentlich ausgestoßen aus der Hitler-Jugend mit Schimpf und Schande, weil sein Vater ihn so erzogen hatte –

der sollte doch wirklich mal still sein und nicht die Gemeinde verärgern, die Sache mit Butenschön ist lange vorbei, und die Kirche war gar nicht davon betroffen, weil Butenschön ausgetreten war aus der Kirche, das war nicht Sache der Kirche, daß er im Schalsee ertrank, die Frau sollte doch einsehn, das hat keinen Zweck, sie haben gar nichts gefunden und keine Spur von Gewalt, da kann sie doch nicht behaupten, er ist ermordet, und Pastor Schuster predigt das auch von der Kanzel, man weiß schließlich, was er gemeint hat. Aber er war schon immer ein Ärgernis für die Gemeinde – sagen Sie selbst, Frau Hinrichsen, man hat sich ja nur gewundert, daß sie ihn damals nicht abgeholt haben, gewundert hätte man sich bestimmt nicht, wenn jemand predigt: Die Führer dieses Volks sind Verführer, das steht bei Jesaja, aber damals konnte man das doch wirklich nicht sagen, und mitten im Krieg, und er sollte froh sein, daß sie ihn damals nicht eingesperrt haben. Aber er hat sich ja niemals gekümmert, was andere sagen, er war ja auch nur Sanitäter im Krieg. Aber er sollte nun endlich still sein von den alten Geschichten, auch die Gemeinde ist mal am Ende mit ihrer Geduld, und wenn er jetzt sagt – er soll das wirklich gesagt haben, Frau Hinrichsen: Das ist mir gleich, hat er gesagt, dann schneidet er sich ins eigene Fleisch, das wird er noch fühlen, so einer sollte nicht Pastor sein und bestimmt nicht in Bödelstedt, wo kommen wir sonst denn hin?“

Der Ton der vorstehend abgedruckten Klatsch-Erzählung wird dem aufmerksamen Leser bereits verraten haben, daß es sich um einen Abschnitt aus der dritten Fassung von Anton Lummes Aufzeichnungen handelt, worauf ja auch das Thema hindeutet. Wir wollen uns hier aber nicht mit dem „Fall Butenschön“ befassen – das sei einer ausführlicheren Darstellung vorbehalten –, sondern mit einigen wesentlichen Faktoren von Anton Lummes geistiger Entwicklung, vor allem mit dem metaphysischen Aspekt. In diesem Sinne möge der oben zitierte Abschnitt zur Klärung der Einstellung des Erzählers zur christlichen Kirche und ihren Repräsentanten in Bödelstedt dienen.

Es sei mir an dieser Stelle eine kleine persönliche Randbemerkung gestattet. Man wird verstehen, daß ich meiner ganzen Grundhaltung nach kein eifriger Kirchgänger sein kann. Die unbezweifelbaren Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft,

wie ich sie mir planmäßig erarbeitet habe, lassen sich nun einmal nicht mit jenen schlichten Glaubenssätzen vereinbaren, die Pastoren ihren Schäfchen zu verkünden pflegen. Andererseits wäre es natürlich unsinnig zu behaupten, daß der Mensch überhaupt keine Beziehungen zu einem übergeordneten Jenseits habe, ja, daß es so etwas wie einen Gott nicht gebe. Das deutsche Volk war stets ein metaphysisches Volk, das ohne Gott bzw. Götter nicht leben konnte und wollte, und so habe auch ich mein Leben nicht anders fruchtbar gestalten können als in ständigem Gedankenaustausch mit dem Absoluten, wie immer man das benennen will. Mit der christlichen Kirche hat das aber nicht unbedingt etwas zu tun. Daß ich nach dem Kriege drei Jahre gezwungen war, das Gnadensbrot der Kirchenverwaltung zu essen, um meine Familie vor dem Verhungern zu bewahren und meiner begabten Tochter Freya wenigstens eine halbwegs angemessene Ausbildung zu ermöglichen, ist mir wahrhaftig nicht leichtgefallen, obwohl ich andererseits nicht einsehe, weshalb ich das humane Entgegenkommen Pastor Schusters seinerzeit nicht hätte annehmen sollen. Auf jeden Fall habe ich damals einige recht interessante Einblicke in das Wesen des zeitgenössischen Christentums wie auch ins kirchliche Leben unserer Stadt tun können, und vornehmlich der tiefe Unterschied zwischen Herrn Propst von Müller und Pastor Schuster, der ja auch in dem oben zitierten Absatz angedeutet wird, wurde mir sehr klar. Natürlich bevorzugte mein zum Schwächlichen, Kränklichen neigender Schwiegersohn jene weichliche Art des Gottesverständnisses, wie Pastor Schuster sie seit nunmehr 30 Jahren in Bödelstedt predigt; die aufrecht deutsche Art der Verkündigung, die Propst von Müller praktiziert, war ihm dagegen fremd, ja völlig unzugänglich. Das dürfte auch eine Auswirkung der schon erwähnten heftigen Opposition des Knaben zu seinen Eltern gewesen sein, die ihrerseits selbstverständlich Pastor Schuster ablehnten. An Hand des folgenden Kapitels aus der zweiten Niederschrift wird der Leser sich selbst ein Urteil bilden können, wobei wieder zu berücksichtigen ist, daß der Erzähler manche Tatsachen ironisch verzerrt wiedergibt.

„Gewisse Überlieferungen sind selbst von revolutionären Bewegungen nur schwer und in langer, zäher Arbeit auszurotten,

so augenfällig ihre Nutzlosigkeit auch sein mag. So gab es in Bödelstedt in dieser Zeit, die eine eigene, überzeugende und nicht zuletzt außerordentlich erfolgreiche Glaubenslehre hervorgebracht hatte, immer noch eine Anzahl von Menschen, die der christlichen Religion anhingen. Selbst Antons Eltern gingen gelegentlich zur Kirche, wenn August Lumme einmal am Sonntagmorgen keinen SA-Dienst hatte und das Übungsschießen der Bürgerschützen ausfiel – die Sonntage ausgenommen, an denen sie von einer Festlichkeit ausschlafen mußten –, und manchmal nahmen sie ihren Jungen mit. Meistens aber hatte Anton keine Zeit, weil er die Filmstunden und Geländeübungen, die Sportfeste, Schulungskurse und Gedenkfeiern am Sonntagmorgen nicht versäumen durfte.

Zu einem Kirchgang pflegte August Lumme seinen dunklen Anzug anzuziehen. Er setzte sogar den schwarzen Hut auf und hielt das Gesangbuch, das er von seinem Vater geerbt hatte, eingewinkelt in der Hand. Zwar lagen in der Kirche mehr als genug Gesangbücher in den Bänken; denn die Zahl der gemeindeeigenen Gesangbücher war nach dem früheren Gottesdienstbesuch berechnet. Doch August Lumme hielt auf Tradition, zumal er wußte, daß viele Kunden das gern sahen.

Bödelstedts Kirche war sehr würdig. Der hohe, hallende Raum erhielt sein Licht durch schmale, spitzbogige Fenster. An den gekalkten Pfeilern hingen schwer gerahmte Bilder von Honoratioren vergangener Zeiten, ernste Gesichter, deren Blässe von Jahrhunderten überdunkelt war, und auf drei schwarzen Ehrentafeln standen in geschwungener, verschnörkelter und steiler Goldschrift die Namen der Gefallenen Bödelstedts im deutsch-dänischen und deutsch-französischen Krieg sowie, auf der größten Tafel, die Toten des letzten Weltkrieges. Herr Lumme zeigte Anton mit gemessenem Stolz, daß der Familienname auf allen drei Tafeln verzeichnet war. Ein Lumme war beim Übergang nach Alsen gefallen, Antons Urgroßvater war bei Sedan geblieben, und die älteren Brüder August Lummes lagen in Ostpreußen und Belgien begraben. ‚Gott mit uns‘, sagte Antons Vater und legte die Hände feierlich ineinander.

Bödelstedt hatte zwei Pastoren. Anton kannte aber nur Propst von Müller auf der Kanzel, weil seine Eltern nie zur Kirche gin-

gen, wenn Pastor Schuster predigte. Wenn sie sich schon den schönen Sonntagvormittag durch sowas stören ließen, meinte August Lumme, dann wollten sie sich nicht auch noch über die Predigt ärgern müssen. Den Propst schätzten Lummes als einen prächtigen Redner und aufgeschlossenen ‚Stahlhelm‘-Kameraden, der auch den Freuden der Tafel keineswegs abhold war. Pastor Schuster aber, der die kleinere Pfarrstelle hatte – vor allem das Stadtgebiet um den Wasserturm –, bezeichnete August Lumme schlicht als undeutsch, er wußte kein stärkeres Wort. Einmal waren Lummes in seinen Gottesdienst geraten, als der Propst überraschend an einer Grippe erkrankt war, und August Lumme berichtete empört am Stammtisch ‚Germania‘, daß Schuster sich nicht entblödet habe, von Mannhaftigkeit und deutscher Verantwortung zu sprechen, obwohl es doch stadtbekannt sei, wie ablehnend er der nationalen Sache gegenüberstehe. ‚Eine Schande!‘ sagte Herr Hinrichsen, ‚eine Affenschande, daß so einer in unserem neuen Deutschland überhaupt noch reden darf!‘

Als Anton zum Führer einer Jungenschaft ernannt wurde, war Pastor Schusters Ältester unter seinen zehn Pimpfen. Martin besuchte das Diepenburger Gymnasium, wo er Latein lernte und sogar Griechisch, weil er auch Pastor werden wollte. Wenn er auch ziemlich eifrig und ausdauernd im Dienst war, seine Haltung erschien Anton doch nicht ganz unverdächtig, und er wunderte sich sehr, als Martin Schuster eine eigene Jungenschaft erhielt und noch vor Anton den Hordenführer-Winkel auf seine Uniform nähen konnte. Vertraulich erzählte Anton dem Fähnleinführer von Pastor Schusters undeutschen Predigten. Doch seine Warnung wurde überhört: Martin marschierte gleichrangig neben Anton, bis er sich eines Tages selbst verriet. Anton hätte ihm eigentlich mehr Klugheit zugetraut: Martin hätte nur den Mund halten müssen, und nichts wäre ihm passiert. Anton konnte sich nur wundern, daß einer aufs Gymnasium ging und Latein lernte und sogar Griechisch, wenn er nicht einmal wußte, wie man sich zu verhalten hatte, um weiterzukommen.

Es war bei einem Wochenendschulungskurs des Jungbanns. Schon am Sonnabendnachmittag war die gesamte Führerschaft des Fähnleins nach Diepenburg gefahren. Am Sonntagmorgen erschien der Kreisschulungsleiter der Partei in der Jugendher-

berge und begrüßte die am Fahnenmast angetretene Schar mit röhrendem ‚Heil, Kameraden!‘ Die Fahne wurde gehißt, das Fahnenlied gesungen, und dann drängten alle wieder in den Speisesaal.

Der Schulungsleiter baute sich breitbeinig neben dem Vortragspult auf. Seine Goldlitzuniform, die ausgebauchten Reithosen und die spiegelblanken Reitstiefel beeindruckten Anton sehr, wenn auch das rosa Pausbackengesicht über dem braungoldenen Kragen nicht ganz dem Lesebuchtypus des nordischen Herrenmenschen entsprach. ‚Kameraden‘, begann er, lehnte sich gegen das Pult, verbarg die linke Hand in der Hosentasche, und dann schloß Anton ein; er hatte schlecht geschlafen auf dem harten Strohsack und kam erst wieder zu sich, als die anderen klatschten.

Der Schulungsleiter zog ein rotkariertes Tuch aus der Tasche, wischte sich über die Stirn, schneuzte sich, trank einen langen Schluck aus dem Wasserglas, das neben der Karaffe auf dem Pult stand, und dann fragte er: ‚Na, Kameraden – noch ’ne Frage zu unserem Thema?‘

Niemand meldete sich, und der Schulungsleiter hatte wohl auch nicht damit gerechnet; denn er sah Martin erstaunt an, der plötzlich aufstand und sagte: ‚Ich glaube, daß Sie das Verhältnis der Partei zur Kirche nicht richtig sehen.‘

Der Schulungsleiter kniff ein Auge zu, fuhr sich über den Mund und grinste. ‚Na, mein Junge, du willst doch wohl einem Alten Kämpfer nichts vormachen – was?‘ Er setzte eine wichtige Miene auf. ‚Mal herhören, Kameraden, wir sind hier ja unter uns. Also das mit der Kirche, nicht, das ist natürlich für uns nicht so einfach – klar? Wir müssen natürlich vorsichtig sein, weil noch allerhand reaktionäre Kräfte – also die sind doch leider noch immer am Werk. Klar? Aber wir – nicht, wir sind uns doch mit dem Führer einig‘, und er sah Martin aufmunternd an, ‚daß die ollen Judengeschichten aus der Bibel keine Sau mehr interessieren, nicht? Wir müssen dem Führer doch helfen, daß er den alten Trotteln mal kräftig Bescheid stößt, nicht, den schwarzen Brüdern. Von den Katholiken will ich gar nicht sprechen, obwohl der Führer aus staatspolitischen Gründen auch noch katholisch ist – also davon wollen wir gar nicht reden. Aber alle,

die mit und ohne Weihrauch unser stolzes deutsches Volk verdummen wollen – uns nicht, was, Kameraden, wir machen den Schwindel nicht mit – klar?!’

Martin stand wieder auf. ‚Nein’, sagte er. Anton wollte ihn auf die Bank zurückziehen. Aber Martin redete weiter. ‚Das glaube ich nicht. Denn wenn das wirklich so wäre, dann wäre der Führer ja ein Lügner!’

Dem Schulungsleiter traten die Augen aus dem Kopf. Er stellte sich auf und wischte das Glas vom Pult, daß die Scherben bis vor die Füße der Jungen in der ersten Reihe spritzten. ‚Was sagst du?’ flüsterte er, und sein Gesicht verfärbte sich ins Violette. ‚Was hast du gesagt? Der Führer – ein Lügner?’ Er rang nach Luft. ‚Ist das die Möglichkeit – unter meinen Augen?’

Plötzlich fand er seine alte Lautstärke wieder. ‚Dich haben sie wohl noch nicht durch die Mangel gedreht, was? Du Dreckskerl! Du Miststück! Dich haben sie wohl noch nicht zur Sau gemacht, was?’ Er holte Atem und hieb mit der Hand in die Luft. ‚Kameraden!’ sagte er dann. ‚Es ist ein Verräter unter euch! Ich weiß, daß ihr ihn vernichten werdet! Wir aber, Kameraden, wir grüßen unseren heißgeliebten Führer –’.

Während das dreifache Heil dröhnte, ging Martin Schuster hinaus. Anton sah ihm fassungslos nach.

Schon zwei Tage später mußte das ganze Fähnlein antreten. Der Jungbannführer selbst war nach Bödelstedt gekommen und nahm die Meldung ab. Anton schlug das Herz, als er den großen Mann mit der langen roten Führerschnur sah. Der Jungbannführer hielt eine kurze, kernige Ansprache. Dann ließ er Martin vortreten, riß ihm Führerschnur und Abzeichen herunter. Martin sagte kein Wort. Er machte kehrt und ging, als sei nichts geschehen.

Dann sprach der Jungbannführer noch einmal, und Anton wußte, daß Martin recht geschehen war. Er schluckte zufrieden. Er hatte es schon immer gewußt, er hatte schon immer gewarnt. Alle Deutschen mußten ein einiges Volk sein unter dem gottgesandten Führer, da konnte nicht jeder sagen, was er wollte, und denken auch nicht. Noch nie war Anton das ‚Sieg – heil!’ so aus dem Herzen gekommen wie an diesem Tage, fast hätte die Ergriffenheit ihn übermannt. Doch Anton wußte, daß ein Deutscher in

vaterländischen Angelegenheiten stets männliche Haltung bewahren mußte. Allerdings, als er beim nächsten Beförderungstermin Oberhordenführer wurde, hätte er beinahe vor Freude geweint.”

Wir wollen uns hier nicht an Einzelheiten halten, wollen auch nicht rechten darüber, ob die geschilderten Vorgänge sich so oder anders abgespielt haben (tatsächlich hat es wohl seinerzeit eine kleine Affäre mit Martin Schuster gegeben, was bei dem Vater wahrhaftig kein Wunder war). Wer aber damals in den großen Jahren eines unvorstellbaren nationalen Aufschwungs mit dabei gewesen ist, wer erlebt hat, wie ungeheure junge Kräfte aus dem bis dahin schlummernden völkischen Mutterboden entbunden wurden, der weiß, daß Figuren wie Martin Schuster eine verschwindend kleine Minderheit innerhalb des großen Ganzen waren. Uns interessiert in diesem Zusammenhang auch mehr, wie Anton Lumme sich zur christlichen Kirche und ihren Bödelstedter Vertretern stellte: Unverkennbar gilt seine Zuneigung – entsprechend seiner psychischen Labilität – Pastor Schuster, während Propst von Müller von ihm abgelehnt wird. Wie weit das ging, zeigt auch die Schilderung seiner eigenen Konfirmation, die im folgenden – in der dritten Fassung der Aufzeichnungen – von Tante Tine geschildert wird:

„Die sollen sich alle was schämen, die sonntags nicht in die Kirche gehen, wenn unser Propst predigt, das wird ihnen noch vergolten, wo er immer so schön predigt und sieht so gut aus mit seinem weißen Haar, da nimmt man richtig was mit und kann die ganze Woche dran denken, und ich bin froh, daß Toni bei ihm konfirmiert worden ist und nicht bei Pastor Schuster, das gibt doch etwas fürs Leben. Toni war damals auch ganz begeistert, obwohl er erst gar nicht zum Konfirmandenunterricht wollte, denn Gerhard Hinrichsen brauchte nicht hin, wegen der Jugendweihe, damals war Kirche nicht so modern. Doch unsere Mama war streng, sie duldete keine Jugendweihe, sie wollte, daß Toni konfirmiert wurde, und August war das auch recht, die meisten in unserer Kundschaft waren mehr für die Konfirmation, und der Propst machte den Unterricht selbst, ich weiß noch, mein Toni kam ganz begeistert nach Hause und sagte, Der Propst ist ein feiner Kerl, sagte er, der paßt in die Zeit, Tante Tine, der ist

richtig! Er ist schon ein guter Pastor, obwohl er gar nicht vom Alten Testament sprach, er hatte nämlich die neue Auffassung und sagte, daß er die Kinder mit all den schmutzigen Judengeschichten verschonen wollte, und das ist sicher auch richtig, da steht vieles geschrieben, was nichts für Kinder ist, und damals war das Alte Testament überhaupt nicht so wichtig. Und der Propst sprach auch nicht vom Neuen Testament, sondern erzählte lieber aus seinem Leben und besonders vom Krieg, da war er Hauptmann gewesen zuletzt und Regimentsadjutant, er ist schon ein stattlicher Mann und hat auch drei Orden bekommen, er wußte schon, wie man die Jugend ansprechen mußte, und die Leisen wie Pastor Schuster, die mochte er nicht, wenn er das auch nicht sagte, er war immer fein und ist ja auch adelig. Bloß sonntags, wenn er die Predigt hielt, dann mußten die Konfirmanden zur Kirche kommen, dann wollte er sie unter der Kanzel sehen und zählte selbst nach, da sah er auf Ordnung und Pünktlichkeit, und sie lernten auch, wie man den Kopf richtig neigt, bevor man sich in der Kirche hinsetzt, der Propst machte seine Sache schon gut und gab den Kindern eine Grundlage mit fürs Leben, das kann man wohl sagen. Und bei der Prüfung kam auch mein Toni dran und wußte alles, was er sagen sollte, er lernte immer so gut auswendig und stotterte nicht wie die anderen, und August und Rosa waren auch in der Kirche und waren zufrieden mit ihm. Und die Konfirmation wurde ein schönes Fest, ganz wunderschön und gelungen. Erst wurde natürlich geputzt, August spendierte sogar für die Vorderzimmer neue Spitzenstores, und Kuchen wurden gebacken zwei Wochen lang, schließlich sind Lummes wer in Bödelstedt, da mußten alle kommen und gratulieren, das war schon immer so, und damals ging es auch allen gut, und es gab eine Menge Geschenke, das war eine schöne Grundlage. Und August kaufte für Toni einen dunkelblauen Anzug, zweireihig, wie sah der Junge schmuck aus, beinahe schon erwachsen, und in der Kirche war es sehr feierlich, und Rosa weinte sogar, ihr Puder war ganz verschmiert, sie hätte sich ja auch nicht so dick pudern müssen zu dieser Gelegenheit, und es gab auch Abendmahl, der Propst machte seine Sache sehr schön, wenn Toni auch nicht aus dem Abendmahlskelch trinken mochte, es hatten vorher schon so viele daraus getrunken, das ist

ja wirklich nicht appetitlich, da mochte Toni nicht trinken, und August schimpfte nachher mit ihm, er sollte sich nicht so anstellen, aber der Propst sagte auch, es war nicht so wichtig, Hauptsache die innere Haltung. Und zu Hause waren schon viele Blumen gekommen und viele wertvolle dabei, und Rosa machte gleich eine Liste und trug immer ein, was die Blumen wohl gekostet hatten, dafür hat sie einen Blick, dann konnte sie sich das nächste Mal danach richten und konnte sich richtig bedanken. Und über 300 Glückwunschkarten kamen, alle mit vorgedruckt und die meisten mit Gold und besten Wünschen, und auf dem Schreibtisch lagen viele Pakete und Päckchen, Toni packte selbst aus, und Rosa trug alles in ihre Liste ein, damit man nicht durcheinanderkriegte, von wem und wie teuer, echt silberne Löffel gab es, 800 gestempelt, und Brieföffner und Taschenmesser in Chrom und Perlmutter und zwei Schreibtischuhren in Marmor und Aschenbecher in Messing und Silber, dazu noch Zigarettendosen und ein schwerer Leuchter – es war wirklich ein üppiges Fest, ganz anders als zu meiner Zeit, und es gab auch viele Bücher, zweimal allein ‚Mein Kampf‘, eins tauschte Toni dann um gegen Karl May, aber das von Tante Henny in Leder mit Goldschnitt behielt er natürlich, und beinahe alle Bücher waren vom letzten Krieg und von unserer neuen Wehrmacht, richtig das, was ein Jungenherz damals erfreute. Und den ganzen Tag lang kam ein Bote hinter dem anderen, und sie brachten immer mehr Blumen und Päckchen, und viele Gratulanten brachten ihre Geschenke auch selbst, da konnte Toni sich gleich bedanken, sogar unser Pfefferlieferant aus Diepenburg schickte zwei Briefbeschwerer. Und die Besucher hörten fast gar nicht auf, Gott sei Dank hatten wir Stühle geliehen vom ‚Deutschen Haus‘, da konnten sie uns nicht in Verlegenheit setzen, und es war ein gelungenes Fest, der Propst kam auch und gratulierte noch mal, und Frau Propst trug einen kostbaren Spitzenschal, den hatte gerade ihr Sohn geschickt, der war jetzt schon Leutnant und hatte gerade die jubelnde Ostmark befreit, der Propst war richtig stolz. Abends stand das ganze Ladenfenster voll Blumen, und der halbe Laden war vollgestellt mit Tulpen und Hyazinthen und wertvollen Azaleen, und anschließend wurde noch weitergefeiert, Toni durfte aufbleiben bis ganz zuletzt, es war wirklich gemütlich, wir ha-

ben sogar gesungen, und als sich Hinrichsens dann empfahlen, als letzte, und es war schon beinahe vier, und Hinrich Hinrichsen hatte wieder ein bißchen zuviel getrunken, seine Frau mußte ihn festhalten und war böse mit ihm, aber er sagte dann auch, daß es doch etwas Wunderschönes war mit so einer Konfirmation und gar kein Vergleich mit der Jugendweihe, und es tat ihm nun doch leid, daß er seinen Gerhard nicht konfirmiert hatte, und er überlegte schon, ob er nicht Christa konfirmieren sollte, weil ja die Mädchen nicht so im politischen Raum stehen, und er hat das auch wirklich getan, 1946, wenn es damals auch keine Jugendweihe mehr gab, da war unser Propst die Konkurrenz wieder los. Aber er ist schon ein guter Pastor, wie da spricht der Prophet Jeremias im 3. Kapitel: Ich will euch Hirten geben nach meinem Herzen, die euch weiden sollen mit Lehre und Weisheit, und Toni hat eine gute Grundlage bekommen bei unserem Propst, das weiß ich gewiß.”

Auf Einzelkommentare zu dieser Darstellung glaube ich verzichten zu können, möchte allerdings noch einige Absätze aus der zweiten Fassung der Aufzeichnungen zitieren, da hier die gleiche Episode – wenn überhaupt möglich – noch gehässiger ironisiert wird, zumal da in eben dieser zweiten Fassung nicht nur die Kirche und ihre Vertreter, sondern zugleich auch die seinerzeit herrschenden Ideen völkischer Prägung mit in den Schmutz gezerzt werden bzw. werden sollen. Anton Lumme ergeht sich hier in einer fast absoluten Negation – wollte man den falschen Propheten des sogenannten Existenzialismus glauben, wäre das schon der Anfang einer neuen Religion! –, ohne selbst auch nur den Schimmer irgendwelcher anderen oder gar besseren Lösungen anbieten zu können. Es heißt einleitend in dem entsprechenden Abschnitt der zweiten Fassung, wobei das zur Debatte Stehende immerhin oberflächlich angeschnitten wird:

„Papperlapapp!’ sagte August Lumme. ‚Du wirst konfirmiert und damit basta!’

Anton schluckte. ‚Ich will aber nicht!’

Sein Vater sah ihn verblüfft an. ‚Was heißt hier: will nicht – will nicht? Bei uns wird konfirmiert, da gibt es gar nichts! Was soll denn die Kundschaft sagen? Von Hafer und seinem nordischen Eintopf kann ich nicht leben!’

Anton spürte, daß er sich jetzt bewähren mußte. ‚Nicht das Christentum hat uns Gesittung gebracht‘, sagte er, ‚sondern das Christentum hat seine dauernden Werte dem germanischen Charakter zu verdanken. Die germanischen Charakterzüge sind deshalb das Ewige, wonach sich alles andere einzustellen hat.‘

August Lumme kratzte sich am Ohr. ‚Wer hat dir denn den Unsinn beigebracht?‘

Anton beherrschte die deutschen Leitsätze fehlerfrei. ‚Reichsleiter Alfred Rosenberg!‘ sagte er und grinste.

‚Na ja‘, lenkte sein Vater ein. ‚Vielleicht hat er ja recht – sicher hat er recht. Mit so einem streit‘ ich mich nicht. Aber kann ich mir dafür was kaufen?‘

‚Wir dürfen uns doch nicht von den international versippten Mächten in die Knie zwingen lassen!‘ sagte Anton. ‚Wir müssen Opfer bringen für unsere Idee, und an die Stelle des Kreuzes müssen wir endlich den nordischen Helden im höchsten Sinne stellen, sagt Rosenberg.‘

‚Ja, der!‘ warf August Lumme ein. ‚Der kriegt auch sein schönes Gehalt – und Pension noch dazu!‘

‚Aber bei allen großen Künstlern Europas war Jesus doch schlank, hoch, blond, steilstirnig, schmalköpfig!‘ sagte Anton. ‚Hast du vielleicht Verständnis für einen krummbeinigen, plattfüßigen Heiland?‘

‚Sicher nicht‘, gab August Lumme zu. ‚Das sag‘ ich ja auch immer, es sind immer die Juden, das ist schon richtig. Aber bei uns wird nun mal konfirmiert, papperlapapp und punktum!‘

So oberflächlich soll wichtigstes nationales Ideengut, mit dem man sich jahre-, ja, jahrzehntelang beschäftigen muß, wenn man seine Tiefen ganz ausschöpfen will, lächerlich gemacht werden! Auch der Propst, der sich immerhin ehrlichen Herzens um ein zeitgemäßes Christentum bemühte – bei allen meinen schon angedeuteten grundsätzlichen Vorbehalten gegen das Christentum schien mir doch gerade die sich in diesen Bemühungen abzeichnende Übergangslösung für die Entwicklung des deutschen Volkscharakters recht wesentlich zu sein! –, auch der Propst wird als bloße Karikatur dargestellt, etwa in der Schilderung des Konfirmandenunterrichts in der zweiten Fassung:

‚Der Propst sprach nicht vom Alten Testament – ‚Es sind so viele jüdische Schweinereien darin enthalten‘, erklärte er, ‚Zu-

hälter- und Viehhändler-Geschichten, mit denen ich euch füglich besser verschone' –, und er sprach kaum vom Neuen Testament. Statt dessen erzählte er mit ausholenden Handbewegungen aus seinem stürmischen Leben, besonders aber vom großen Kriege, den er als allseits hochgeschätzter Offizier mitgemacht hatte. Der Weg des Kampfes nämlich für die höchsten Güter wie Volk und Nation, erläuterte er, sei zugleich der Weg der Liebe, und die Bewährung an der Front im Dienst des Vaterlandes sei vor Gottes gerechtem Richterstuhl zweifelsohne mehr wert als das wehleidige Zu-Kreuze-Kriechen, wie es leider von manchen Gliedern der Kirche immer noch geübt werde. An der Front erst, Auge in Auge und gleichsam Zahn in Zahn mit dem unerbittlichen Feind, erweise sich, was an einem Kerl dran sei, und – auf die Mädchen blickend – auch die tapferen Frauen hätten sich dort in Einsatzbereitschaft und Opferfreudigkeit den Lorbeer verdient. Deshalb verkünde er, Propst von Müller, eine heldische Jesusgestalt als Grundlage eines artgemäßen Christentums, in dem an die Stelle der zerbrechenden Knechtsseele der stolze Mensch trete, der sich als Gotteskind dem Göttlichen in sich und seinem Volke verpflichtet fühle."

Ich möchte an dieser Stelle darauf hinweisen, daß nicht alles, was Anton Lumme hier Propst von Müller sagen läßt, frei erfunden ist. Ich habe mich stets gerade um die metaphysischen Hintergründe unserer völkischen Erneuerung besonders bemüht, so daß ich an Hand meines Archivs unschwer nachweisen konnte, daß der letzte Satz des oben zitierten Absatzes geradezu abgeschrieben ist: Es handelt sich um die fast wörtliche Übernahme des fünften Satzes aus der „Entschliebung der ‚Glaubensbewegung Deutsche Christen‘“ vom 13. November 1933. Den mindestens ebenso wichtigen sechsten Satz jener Entschliebung läßt Anton Lumme allerdings einfach aus, zweifellos in der Absicht, durch diese Verkürzung den Blickwinkel zu verändern, ja zu verzerren, heißt es doch wörtlich: „6. Wir bekennen, daß der einzige wirkliche Gottesdienst für uns der Dienst an unseren Volksgenossen ist, und fühlen uns als Kampfgemeinschaft vor unserem Gott verpflichtet, mitzubauen an einer wehrhaften und wahrhaften völkischen Kirche, in der wir die Vollendung der deutschen Reformation Martin Luthers erblicken und die allein dem

Totalitätsanspruch des nationalsozialistischen Staates gerecht wird.“

Aus der zweiten Fassung von Anton Lummes Aufzeichnungen möchte ich im übrigen noch einen kleinen Absatz anführen, der ebenfalls mit den hier angeschnittenen Problemen in Zusammenhang steht, der aber auch mich selbst und die seinerzeit von mir vertretenen Ideen betrifft. Auch dabei begegnen wir wieder sowohl der Karikatur meiner Persönlichkeit, die zu ertragen mir indessen schon nicht mehr schwerfällt, wie auch der nur allzu oberflächlichen Behandlung wesentlicher geistiger Fragen, die für meinen Schwiegersohn leider nur zu bezeichnend war.

„Am Sonntag vor der Konfirmation wurde die Jugendweihe abgehalten. Das Jungvolk-Fähnlein marschierte mit dem Lied von den zitternden Knochen zum Kino, dem größten Saal der Stadt, und Herr Hafer hielt eine Ansprache, die er mit ungezählten Zitaten aus Adolf Hitler, ‚Mein Kampf‘, würzte und mit so ausdrucksvollen Armbewegungen unterstrich, daß eine der Zimmerpalmen neben dem Pult beinahe in den Zuschauerraum gestürzt wäre. Am Nachmittag durfte Anton, zusammen mit Lina Dose, Herrn Hafer auf seinem Rundgang zu den Jugendgeweihten begleiten, denen er mit kräftigem Händedruck ihre Urkunden überreichte. Meistens saßen die Familien gerade beim Kaffee, Lina und Anton mußten Butterkremtorten und Streuselkuchen essen und Herr Hafer erfrischte sich an klarem deutschem Korn oder an selbstgefertigtem Johannesbeerwein, so daß sein Gang nach und nach etwas unsicher wurde, und bei Hans Scheele konnte Herr Hafer die Weihe-Urkunde nicht wiederfinden: Er suchte alle Taschen seines braungoldenen Uniformrocks durch, und alle lachten sehr, als das Papier endlich aus der linken Gesäßtasche zum Vorschein kam, wenn auch etwas zerknickt.“

Ich kann hier gewiß auf weitere Kommentare verzichten, möchte allerdings rein faktisch feststellen, daß die Urkunden meiner Erinnerung nach schon gleich bei der Jugendweihe ausgehändigt wurden: Meine Besuche bei einigen Familien waren rein persönlicher Natur, und die Behauptung von der angeblich zerknickten Urkunde Hans Scheeles richtet sich demnach selbst.

Die Schilderung der eigentlichen Konfirmationsfeierlichkeiten, die in der zweiten Fassung unmittelbar auf den „Bericht“ von

der Jugendweihe folgt, gleicht weitgehend der in der dritten Fassung gegebenen, die wir oben kennengelernt haben, so daß ich hier darauf verzichten kann. Deutlich ist jedenfalls, daß Anton Lumme weder zum traditionellen Glauben seiner Väter noch zu dem neuen Glauben jener Jahre ein positives Verhältnis gefunden hatte; der Schluß liegt deshalb nahe, daß er von jeher und bis zuletzt aller tiefer reichenden Grundlagen einer Weltanschauung überhaupt ermangelte. Notwendig mußte er daher in unserer stürmischen Zeit der Umwertung aller Werte wie ein schwankender Halm zu Boden gedrückt, ja zerknickt werden, so daß sein früher Tod auch unter diesen Aspekten kaum zufällig erscheinen kann. Der Leser wird längst bemerkt haben, daß ich keineswegs darauf bestehe, nur die von mir für wahr befundene Weltanschauung sei die einzig richtige: Ich bin tolerant genug, auch andere metaphysische Ansätze gelten zu lassen, zumal in einer Übergangszeit wie der unseren. Ein Mensch wie mein Schwiegersohn aber, dem es an jeglichen geistigen Fundamenten mangelte, der an nichts glaubte als an die eigene Skepsis, ein solcher Mensch mußte notwendig zugrunde gehen als Opfer seiner eigenen Zweifel.

Ich möchte dieses Kapitel abrunden und abschließen mit einem Zitat aus der ersten, vergleichsweise naiven Fassung von Anton Lummes Aufzeichnungen, das mittelbar jene geradezu tödliche Skepsis belegt, obwohl die Erzählung nicht eigentlich metaphysische Fragen anschnidet: Sie gibt sich vielmehr als eine erinnernde Plauderei. Der Leser, der mir bis hierhin gefolgt ist, wird aber sicher hintergründig und untergründig jene wesentlichen Probleme erkennen, denen wir nachgegangen sind.

„Von der Brücke aus konnte man im Winter jenseits des Schalleses das Herrenhaus Grevenkamp sehen. Im Sommer verbarg es sich hinter dem hohen Grün des Parks, in dem die Grafen vor Jahrhunderten fremdländische Bäume angepflanzt hatten, die zuweilen das Ziel unserer Schulausflüge waren. Das reich geschmiedete Parktor stand das ganze Jahr hindurch offen; doch Bödelstedter Bürger waren nur selten hier anzutreffen, weil Grevenkamp für einen Nachmittagsspaziergang zu weit entfernt lag, Autoausfahrten aber nicht schon hier zu enden pflegten. Außerdem sah das weiße Haus, das von einem seerosenüber-

wucherten Wassergraben umgeben und nur über eine einzige Brücke zu erreichen war, mit seinen hohen, gardinenverhängten Fenstern so streng nach allen Seiten, daß man auf den verschlungenen Parkwegen nie das Gefühl verlor, man würde beobachtet oder bewacht. Über das Innere von Schloß Grevenkamp gingen die widersprechendsten Gerüchte um, weil außer einigen Handwerkern und Kaufleuten kaum jemand in Bödelstedt sich schmeicheln konnte, das Haus betreten zu haben. Alle Berichte stimmten aber darin überein, daß die Einrichtung von märchenhafter Pracht und unermeßlichem Wert sei.

Ich hätte das Schloß wahrscheinlich nie kennengelernt, wenn nicht 1942 Stechnagls zu Besuch gekommen wären. Erwin, schrieb Tante Henny in ihrem Neujahrsbrief, sei mit seinem grundlegenden Werk über die orthonologische Seinswirklichkeit – einem von ihm selbst geprägten Begriff, dessen Definition er nun schon seit langen Jahren einen erheblichen Teil seiner Arbeitskraft widme – sehr erfreulich vorangekommen, und in letzter Zeit seien sogar einflußreiche Herren von Partei und Staat auf seine eigenwilligen Forschungen aufmerksam geworden, so daß gewiß auch mit einem finanziellen Ertrag zu rechnen sei. Allerdings tue Erwin jetzt eine Erholung dringend not, und deshalb wollten sie nun endlich Augusts lieber Einladung nachkommen.

Mein Vater erinnerte sich dunkel, daß er dem Schwager im Jahre 1927, nach der Beerdigung meines Großvaters, gesagt hatte, er möge doch bei Gelegenheit mal wieder hereinschauen. Doch er wollte sich jetzt nicht lumpen lassen, zumal über Tante Hennys Erbteil immer noch kein Einvernehmen erzielt worden war, und ich mußte für die Zeit des Besuchs mein Zimmer räumen, weil die Enge des Fremdenzimmers Stechnagls nicht zugemutet werden konnte. ‚Das kann uns ein paar tausend Mark sparen‘, sagte mein Vater, und wir gingen alle zum Bahnhof, um Stechnagls abzuholen.

Beide waren mir gleich fremd. Tante Henny erinnerte mich aber in ihrer entschiedenen Art an meine Großmutter, während ich einem Menschen wie Onkel Erwin noch niemals begegnet war. Mit seinen schmalen weißen Händen wischte er sich fortwährend über die hohe Stirn, und schon nach einer halben Stunde zog er sich zurück, um einen Gedanken zu verfolgen, der ihm angesichts des schwarz gekachelten Badezimmers gekommen war

und den er für die weitere Entwicklung seiner orthonologischen Ideen als ‚vielleicht nicht unbedeutsam‘ bezeichnete. Allerdings erschien er schon nach wenigen Augenblicken wieder, weil er mit seinem Taschenkompaß festgestellt hatte, daß die Betten nicht in der ihm allein zuträglichen Ost-West-Richtung aufgestellt waren, und er bestand darauf, daß seine Schlaf- und Ruhestatt sogleich in die Lage gerückt werde, die der Erdumdrehung und damit seinem auf Harmonie bedachten Wesen entspräche.

Tante Henny ließ sich unterdessen die Veränderungen zeigen, die seit ihrem letzten Besuch vorgenommen worden waren, meinte, wir hätten doch wohl recht gut verdient und sparte nicht mit Beifall und Kritik. Nachdem sie das Grab ihrer Eltern besucht hatte, entwarf sie dann einen Plan, wie die Zeit ihres Aufenthalts angenehm und zugleich nutzbringend ausgefüllt werden könnte, wobei die historischen Denkmäler Bödelstedts besondere Berücksichtigung finden sollten; denn Onkel Erwin, der von den Mädchen mit seinem Titel angeredet werden mußte – und auch Tante Henny legte auf das ‚Frau Doktor‘ entschiedenen Wert –, war von jeher dem weiten Gebiete kunsthistorischer Forschung besonders zugetan gewesen, zumal er die Randgebiete der Geisteswissenschaften in seiner Jugend vielleicht doch nicht genügend gewürdigt hatte. Deshalb verstand es sich, daß dem Heimatmuseum im Diepentor besondere Beachtung geschenkt wurde, auch dem alten Gemäuer selbst, dessen winkelige Ausstellungsräume ich von mehreren Besuchen in der Schulzeit her kannte, die allerdings unter der Führung Herrn Hafers vornehmlich dem prähistorischen und dem frühgeschichtlichen Teil gegolten hatten – kleinen Sammlungen von Steinäxten und scharfzigen Bronzedolchen, die in Baugruben und im Schlamm des Schalsees gefunden worden waren, sowie dem Prunkstück des Museums: dem Rest eines ausgehöhlten Baumstamms, den Herr Hafer als einen uralten Einbaum eindeutig nordgermanischer Herkunft bezeichnet hatte. Jetzt mußte ich Onkel und Tante begleiten, wenn es sie in die kühlen, selten besuchten Räume zog; denn Onkel Erwin bedurfte, wie Tante Henny sagte, der Resonanz, wenn er mit seiner weichen, von südlichem Dialekt gefärbten Stimme – vor allem ‚Köstlich!‘ wußte er unnachahmlich zu sagen – über die von Schönheit geheiligten oder vom Blute

der Ahnen geweihten Gegenstände der Bödelstedter Geschichte meditierte, und der Museumsdiener war schwerhörig und außerdem oft anderer Meinung als Onkel Erwin, so daß Tante Henny ihn schweigen hieß. Sie waren beide unermüdlich, so daß sie innerhalb von wenig mehr als einer Woche alle Museumsbestände von der germanischen Knochennähnel bis zu dem Biedermeiersekretär mit Geheimpfand und der Pistole, mit der Herr Meyerbeen anno 1919 auf dem Rathaus Nachtwache gehalten hatte, in ihren geistigen Besitz genommen hatten.

In dieser Zeit blühten Onkel und Tante sichtlich auf, da sie unserer kräftigen Kost gern und gut zusprachen, und obwohl Onkel Erwin von Zeit zu Zeit andeutete, er werde leider nicht mehr allzulange in unserem gastlichen Hause verweilen können, weil ihm dies oder jenes seiner Bücher gerade in seiner gegenwärtigen Schaffensphase ganz unentbehrlich sei, traf Tante Henny zum Leidwesen meiner Mutter und zu meinem Ärger keinerlei Vorbereitungen zur Abreise. Nachdem das Museum keine wesentlichen neuen Anregungen mehr geben konnte, durchforschten Stechnagls die Stadt nach anderen bedeutsamen Zeugnissen der Geschichte. Selbst das verstaubte Stadtarchiv in einer Bodenkammer des Rathauses war nicht sicher vor ihrem Besuch, und Herr Grotkopp bekam Gelegenheit, über die Geschichte der Bürgerschützen sowie über die Herkunft der Silberplaketten in der Amtskette des Schützenkönigs ausführlich Bericht zu erstatten. Nachdem Propst von Müller uns zweimal persönlich durch die Stadtkirche geführt hatte, fiel Tante Henny schließlich Schloß Grevenkamp ein, und dieser Gedanke verlängerte ihren Aufenthalt bei uns um Wochen.

Noch am gleichen Tage telefonierte Tante Henny mit der alten Gräfin, und sie vermochte die Stellung Erwin Stechnagls im geistigen Leben der Nation so eindrucksvoll darzulegen, daß ihr Besuch angenommen wurde. Mangels anderer Fahrgelegenheiten mußte ich Onkel und Tante im Lieferwagen nach Grevenkamp hinausfahren, und so gelangte ich mit in das Schloß, das mich mit seinem hohen Treppenhaus, den weiträumigen Fluren und Sälen und Möbeln von zarter Kostbarkeit bezauberte. Wir tranken Tee und saßen auf Sesseln mit goldenen Lehnen, über deren stilistische Einordnung sich sogleich ein fesselndes wissenschaft-

liches Streitgespräch zwischen der Gräfin und Onkel Erwin entspann, das allerdings abgebrochen wurde, als wir die Bibliothek betraten. Onkel Erwin sah fortan nur noch die Bücher, begann auch sogleich, eine neue, systematische Ordnung für die alten Bestände zu entwerfen, und fortan wurden Stechnagls jeden Tag im gräflichen Kutschwagen nach Grevenkamp geholt, damit Onkel Erwin dort in der Bibliothek wirken könne.

Vielleicht wären Stechnagls noch bis zum Frühling bei uns geblieben, hätten nicht zwei Ereignisse ihren Aufbruch beschleunigt. Einmal verdichteten sich die schlechten Nachrichten von der Ostfront, und wenn auch Tante Henny die ernste Musik sehr genoß, die am Tage des Falls von Stalingrad das Radioprogramm auszeichnete, so meinte sie doch, es sei angesichts der Lage jetzt genug der erholsamen Tage, und gerade im Zeichen des totalen Krieges müsse Erwin wieder an seine eigentliche Arbeit zurück, die niemand außer ihm selbst leisten könne. Wenige Tage später kam dann ein Paket von einem Berliner Verlag, in dem die ersten drei Exemplare einer Schrift mit dem Titel ‚Der deutsche Gott‘ enthalten waren, als deren Verfasser Erwin Stechnagl genannt war. Auf Drängen seiner Gönner hatte er sich darangemacht, einige Grundzüge seiner Ideen zur orthonologischen Seinswirklichkeit in lockeren Zusammenhang zu bringen – ‚Studien über das schlechthinnige Ur‘ kündigte der Untertitel an –, und obwohl von fremder Hand einige Änderungen und stilistische Vereinfachungen hineingearbeitet worden waren, die auf eine durchaus unerlaubte Vergrößerung seiner Grundthese hinausliefen, war Onkel Erwin doch sehr stolz auf diese broschiierte Frucht seines Geistes. Am gleichen Tage noch begann er die Zettel zu sammeln, die, eng mit Notizen in seiner winzigen Schrift bedeckt, überall im Hause verstreut lagen. Nach einem förmlichen Abschiedsbesuch in Schloß Grevenkamp, bei dem die Gräfin dem Gelehrten als Dank für seine Mühen eine Meißener Vase von 1798, nur leicht abgestoßen, überreichte, wurden die Koffer gepackt, und am anderen Tage reisten Stechnagls ab, nicht ohne wiederholt versichert zu haben, sie würden gern und bald wiederkommen.

Doch daraus wurde nichts. Nachdem Erwin Stechnagl für seinen geistigen Einsatz im Dienste der Nation das Kriegsver-

dienstkreuz zweiter Klasse ohne Schwerter überreicht worden war, gerieten Stechnagls auf der Heimfahrt in einen Fliegerangriff.

Mein Vater vernahm die Nachricht vom Tode seiner Schwester und seines Schwagers nicht ohne Erschütterung. Dann aber faßte er sich. „Sie haben’s wenigstens noch mal gut gehabt bei uns“, sagte er, und im übrigen sei es doch ganz erfreulich, daß der leidige Streit um die Erbschaft sich damit erledigt habe.

Mir blieb der schmale Band über das schlechthinnige Ur mit persönlicher Widmung des Autors, und ich versuchte, darin zu lesen. Doch obwohl im Verlagszeichen ein Hakenkreuz war: Der Sinn der langen Sätze wurde mir nicht klar.”

10 *Literatur- und zeitkritische Einführung in die sogenannte „Medaillon-Geschichte“ sowie diese selbst, dargestellt vornehmlich in Abschnitten aus der dritten Fassung der Aufzeichnungen Anton Lummes: „Wie Fritz Meyerbeen die Ehre der Bödelstedter Bürgerschützen zu retten und einen gemeinen Dieb zu fangen versuchte“, „Von Hans Scheele und seinem wiederholten Versagen“, „Wie Lina Bleich eine vermutliche Diebin verriet“, „Welche Meinung Gerhard Hinrichsen über den Diebstahl des Medaillons hatte“, „Was – angeblich – Herr Bleich am Telefon zu Frau Lumme sagte“ – Wie Franz Hinrichsen – angeblich – seinen Bruder Hinrich und auch andere ehrliche Bödelstedter Bürger zu erpressen versuchte“, „Was Hinrich Hinrichsen – angeblich – zu August Lumme sagte“, „Wie Herr Bleich sich – angeblich – vor seiner Frau verteidigte“.*

In letzter Zeit hat man gelegentlich von Versuchen jüngerer Literaten gehört, die ihre „Texte“ – ihre Arbeiten Romane, Novellen oder Erzählungen zu nennen, ist diesen „Dichtern“ anscheinend zu simpel, wie sie auch meistens ohne Komma und Punkt auskommen zu können meinen! – gleichsam am Fließband herunterzuschreiben bzw. einfach – diktieren, so daß als Ergebnis so etwas wie ein Wortband herauskommt, welchem Sinn und Verstand zu unterlegen dem geplagten Leser anheimfällt. Bei diesen abstrusen Experimenten soll angeblich der Leser selbst darüber entscheiden können, was er und wieviel er und wo er etwas von dieser Schreibung lesen möchte: Irgendwo soll er anfangen zu lesen, irgendwo aufhören, und wenn er keine Lust mehr hat, mag er getrost einige Seiten überspringen, an beliebigem Orte wieder beginnen, ja, auch dies oder jenes für sich wiederholen. Was auf diese Weise zuletzt in dem bedauernswerten Hirn des Lesers zurückbleibt, wird dem – angeblich schöpferischen – Zufall überlassen.

Nun sagt zwar unser Schiller in seiner „Thekla“: „Hoher Sinn liegt oft im kind’schen Spiel“. Ich brauche aber gewiß nicht besonders zu betonen, welche Abgründe, ja Welten mich von solcherart spielerischer „Literatur“ trennen, die meiner Meinung nach nichts anderes ist als ein weiterer Stein im Trümmerfeld unserer abendländischen Kultur. Beim Überlesen dessen allerdings, was ich bisher aus den Aufzeichnungen zusammengestellt habe, die mein Schwiegersohn Anton Lumme hinterlassen hat, fiel mir ein, daß vielleicht auch dem Leser dieser Niederschriften hin und wieder eine gewisse Freiheit der Auswahl belassen werden sollte, wenn solche Freiheit natürlich auch niemals in einem Chaos nach Art des oben angedeuteten münden dürfte. Ich sagte mir, daß ja auch ich selbst immer wieder eine – notwendig subjektive – Auswahl treffen müsse, da die Konsumtion des Ganzen ganz zweifellos auch für den willigsten Leser eine unzumutbare Belastung sein würde, ganz abgesehen davon, daß kaum jemand jenes sehr persönliche Interesse an Anton Lumme und

seinen Lebensumständen mit mir teilen wird, das mir als einem ihm – wenn auch unfreiwillig – verwandtschaftlich Verbundenen ansteht.

Wie dem aber auch sei: Keineswegs möchte ich den Leser mit meiner nunmehr in feinere und feinste Verästelungen vorstoßenden Analyse zur Last fallen, zumal da ja bekanntlich „der Leser“ eine freundliche Fiktion ist und in Wirklichkeit Tausende, ja möglicherweise Zehn- oder Hunderttausende von verschiedenen Menschen dieses Buch in die Hand nehmen und ihre zehnbzw. hunderttausende von Meinungen sich bilden werden. Sollte also ein Leser an dieser Stelle den Eindruck haben, er sei doch eigentlich schon recht gut über Anton Lumme und seine Heimatstadt unterrichtet, so würde ich nicht unbedingt widersprechen, wenn er seine Lektüre hier auf eine Weile unterbrechen und erst auf Seite 253 wieder aufnehmen würde, zumal da ich im folgenden auf einen Komplex von Begebenheiten eingehen muß, der zweifellos dem tiefer Interessierten zusätzliche und bereichernde Information vermitteln wird – sonst hätte ich ihn, wie so manches andere, gleich ausgemerzt –, der aber mehr noch als andere Abschnitte dieser Niederschriften den urteilsfähigen, den reifen, kurz, den mündigen Leser voraussetzt, dessen – im weiteren Sinne – moralische Haltung so sicher gegründet und gefestigt ist, daß er sich mühelos ein eigenes Urteil bilden kann.

Ich habe im folgenden zusammengestellt, was ich für mich die „Medaillon-Geschichte“ genannt habe: Vorgänge um den – möglicherweise nur vorgegebenen – Diebstahl jenes Medaillons, das Frau Rosa Lumme von ihrem Mann nach der verunglückten Pfingsttour – wir haben davon gehört – geschenkt bekam. Tatsächlich hat sich etwas in dieser Hinsicht einmal ereignet, wie eine kleine Meldung im „Bödelstedter Boten“ verrät, des Inhalts, daß ein zeitweise verschwundenes Medaillon sich erfreulicherweise wieder angefounden habe, so daß alle des Diebstahls Verdächtigen rehabilitiert seien. Diese Zeitungsnotiz stammt aus dem Jahre 1959, einer Zeit also, als die Aufzeichnungen zweiter Fassung längst abgeschlossen waren, weshalb denn auch die hier vorgelegten Abschnitte, soweit sie sich unmittelbar auf die Medaillon-Geschichte beziehen, alle der dritten Fassung entnommen sind. Ich nehme an, daß der schon bekannte fragmentarisch-monologische

Charakter dieses Entwurfs den interessierten Leser nicht zurückschrecken wird, zumal da ihm gleichsam unter der Hand manche interessante Details und damit alles in allem perspektivenreichere Ansichten dessen vermittelt werden, was Anlaß und Thema von Anton Lummes Aufzeichnungen war.

Es könnte nun die besagte Medaillon-Geschichte so etwas wie ein kleines Scherz in diesen vornehmlich von introvertiertem Trübsinn bestimmten Niederschriften sein. Sie ist das, wie ich gleich einleitend gestehen muß, trotz einiger immerhin komisch wirkender Einschübe, nicht – bedauerlicherweise, möchte ich sagen, wie ja überhaupt die leichte Herzensfröhlichkeit, die schöne Heiterkeit einer vorwärtsgewandten optimistischen Lebensschau meinem Schwiegersohne wie den meisten Vertretern seiner Generation gänzlich abging. Sich unbeschwerten Herzens über etwas Erfreuliches zu freuen, mit blanken Augen und heiterer Stirn in diese wunderbare Welt mit ihren vieltausendfachen Möglichkeiten zu sehen, ja, auch die Träne gleichsam mit einem Lächeln trocknen zu lassen, wie sich das meine Generation ein volles, reifes Leben lang bewahrt hat: All das war Anton Lumme nicht gegeben, wie ja anders der verbitterte untergründige Ernst seiner Aufzeichnungen auch nicht zu erklären wäre. So sieht es ja heute fast überall aus: Wenn wir uns umsehen in der Welt der Kunst, im Fernsehen, ja, in der täglichen Morgenzeitung – was grinst uns an? Tristesse – so möchte ich einen bekannten Roman-titel hier einmal zitieren, ohne ihm allerdings ein Bonjour hinzuzufügen: Grimassen, Trauer, Gram und Verzweiflung allüberall, die nur noch überboten werden von wilden, so gehässigen wie unbegründeten Anschuldigungen gegen die Väter, die angeblich schuld sind an allem und jedem und damit natürlich auch an jener Tristesse.

Die Kommentare, die ich früher bereits zu einzelnen Gestalten der Aufzeichnungen Anton Lummes wie auch zu ihrem Wesen insgesamt gegeben habe, gelten selbstverständlich auch für die folgenden Seiten. So ist es sicher kein Zufall, daß die Begebenheiten um das gestohlene Medaillon ausgerechnet mit einer – angeblichen – Rede Herrn Meyerbeens eingeleitet werden. Auch diese Gelegenheit benutzt Anton Lumme, jenem ehrenwerten Mann am Zeug zu flicken – und das fraglos mit keiner anderen

Absicht als der, mit Herrn Meyerbeen zugleich die von ihm repräsentierte Haltung herabzusetzen, ja, sie ins Lächerliche zu ziehen. Trotzdem muß ich diese Rede zunächst einmal als Ganzes wiedergeben, weil darin die wesentlichen Motive auftauchen, unter denen die Medaillon-Geschichte von Anton Lumme gesehen wird. Sachlich anzumerken wäre vorher noch, daß Herr Meyerbeen Vorsitzender des Ehrenrates der Bödelstedter Bürgerschützen ist und daß dieser Ehrenrat, dem außerdem noch die Herren Hinrich Hinrichsen (Textilien) und Emil Berger (Bauunternehmer) angehören, gerade tagt:

„Einer muß es ja doch gewesen sein, Kameraden, da beißt kein Huhn ein Stück Schwanz ab! Ich meine, von selbst passiert sowas nicht, so eine Schweinerei, und deshalb ist es nun unsere Aufgabe, also wir müssen erstmal sorgfältig rekonstruieren, wie das passiert ist. Sowas gibt es doch einfach nicht bei den Bürgerschützen, wenn da einer von Wind kriegt, dann ist unsere ganze Tradition im Eimer, dann können wir uns begraben lassen, und deshalb wollen wir jetzt mal ganz nüchtern anfangen und in aller Discretion – jetzt ist es gerade erst zwei, und wenn Rosa nichts sagt, und sie wird schon nichts sagen, es wird ihr schon niemand mehr in den Ausschnitt sehen und fragen: Wo ist denn dein Medaillon, Rosa? – Na, Spaß muß sein, aber nun wird es ernst, es muß ja etwas passieren, und deshalb wollen wir uns nun mal fragen als Ehrenrat – da hilft uns gar nichts, fragen müssen wir schon: Wer kommt da überhaupt in Frage? – Natürlich, da hast du ganz recht, Emil, es kommt kein Schützenbruder in Frage. Aber wir müssen die Sache aufklären, wir können das doch nicht bei Wachtmeister Schiefken melden, der lacht uns ja aus, mit unserer Tradition und immer für Heimat und Vaterland, und da soll einer unter uns sein und klaut Rosa Lumme ihr Medaillon aus dem Ausschnitt? Also das gibt es nicht, Kameraden, und wenn so ein Schwein unter uns ist – also wir müssen Kamerad Grotkopp mal sagen, daß er sorgfältiger ist bei der Auswahl der Rekruten, wir haben immer darauf geachtet, daß nur anständige Bürger und nicht, was heute alles kommt und mitmachen will, da geht die ganze Tradition über Bord, und wie stehn wir da? – Nein, Hinrich, ich sage kein Wort gegen die Flüchtlinge, wir sitzen alle in einem Kahn, und bis zur Wiedervereinigung in Frieden und Frei-

heit, da sorgt unser Kanzler schon für, aber bis dahin heißt es eben durchhalten, Zähne zusammen und durch, auch wenn die Flüchtlinge ihre Läden ausbauen. Aber da kann doch nicht so ein Verbrecher kommen und schleicht sich ein bei den Bürgerschützen und klaut Rosas wertvolles Medaillon aus dem Ausschnitt und besudelt unsere Schützenehre! – Jawohl, Emil, und deshalb wollen wir jetzt mal dahinterleuchten als Ehrenrat, jetzt ist es zehn nach zwei, vor halb fünf ist der Schützenball sowieso nicht zu Ende, und bis dahin haben wir den Schweinehund, und wenn einer früher nach Hause will, der ist schon verdächtig, weil ein echter Bürgerschütze nicht vor halb fünf nach Hause geht, das sind doch man einmal gemütliche Feste bei uns, so daß wir noch zweieinhalb Stunden Zeit haben. – jawohl, Hinrich, aber Rosa kann natürlich keinen verdächtigen – wo kämen wir hin, wenn eine Schützendame jeden verdächtigen wollte, mit dem sie vielleicht mal getanzt hat? – Das sage ich ja, Emil, wir müssen uns einfach mal fragen, wer überhaupt in Frage kommt, wir sind ja hier unter uns, und das bleibt auch unter uns – nicht, Hinrich, daß du nicht aus Versehen Berta was sagst! – Nee, aber was denn – natürlich – ich meine ja bloß, ich wollte das doch nur vorsichtshalber – aber hab’ ich doch gar nicht gesagt, Hinrich! – Mein Ehrenwort, Hinrich, ich habe das nur mal erwähnt, für uns alle natürlich – nicht, Emil, so hast du das auch verstanden, nicht? – Siehst du, Hinrich, in diesem Sinne. – Klar, aber wir müssen durchgreifen, und auch bei den Leistungsschützen – da kommt vielleicht doch mal jemand in unsere Gemeinschaft, bloß, weil er schießen kann, unsere Jungens schießen ja wirklich gut, den letzten Leistungswettkampf in Diepenburg haben sie wieder gewonnen – also mein Wort darauf, Kameraden, das müssen wir anerkennen. Aber als Ehrenrat müssen wir uns natürlich fragen – und rücksichtslos: Wer kann der Schweinehund sein? – Jawohl, Hinrich, für uns alte Schützenbrüder, da lege ich auch meine Hand ins Feuer, und wo Fritz Meyerbeen seine Hand hinlegt, das wißt ihr selbst, schließlich war ich schon in Kiautschou dabei, da wächst kein Gras mehr, und bei uns hat noch niemand ein Medaillon geklaut, davon können wir ruhig ausgehn. – Na ja, zwanzig nach zwei, also wir haben noch Zeit, wir müssen das erstmal ganz ruhig durchsprechen, sozusagen eine Übung am Sandkasten, das

haben wir schließlich gelernt als alte Soldaten, und deswegen wollen wir nun mal fragen: Was ist passiert? – Genau, Emil: Der Rosa ist ihr wertvolles Medaillon geklaut worden, und zwar das Medaillon allein und nicht die Kette dazu, die Kette trägt sie noch um den Hals, aber das Medaillon ist weg, und es war aus Gold, aus achtzehnkarätigem purem Gold, das hat mir August gesagt, es war nicht billig, sowas schenkt man seiner Frau schließlich nicht jeden Tag. – Sicher, ein Bild war auch drin, August natürlich, oder vielleicht auch Anton, ist ja egal, verloren hat sie das Medaillon jedenfalls nicht, sonst hätte sie auch die Kette verloren, und einer müßte das Medaillon ja gefunden haben. Also der Dieb hat es ihr abgerissen, und Rosa hat das natürlich nicht gleich gemerkt, es war ja August, der es gemerkt hat, sie hatte gar nicht darauf geachtet, und plötzlich war es dann weg, und deshalb fragen wir uns nun als Ehrenrat: Wer kann es gewesen sein?

– Nein, Hinrich, das habe ich nicht gesagt, das hast du gesagt, also das wollen wir wirklich nicht sagen, das geht zu weit, Hinrich, so kann man das auch nicht sagen, wenn sie natürlich auch alle zu Hause ein Schloß gehabt haben und gar nicht wissen, wie man sich in den bescheidenen Zimmern von Bödelstedt benehmen soll und daß man sich nach dem Klo die Hände wäscht, das sind sie in Polen und in der Gegend wohl nicht gewohnt, das wissen wir ja. Aber da wollen wir doch als Ehrenrat nicht hinzielen, das geht nicht, Hinrich, das kann ich nicht dulden, es gibt wirklich auch anständige Kameraden unter den Flüchtlingen, und ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß so einer hingehet und klaut Rosa das Medaillon aus dem Ausschnitt, wo Rosa, sie kommt doch selbst aus dem Osten und hat bestimmt auch ein Schloß da verlassen – na, kleiner Scherz muß sein, und wir haben ja auch noch Zeit, Kameraden, es ist jetzt zwei Uhr neunundzwanzig, da kommt gerade die richtige Stimmung auf, und wir werden den Schweinehund fassen. Also es muß natürlich – jawohl, Emil, es muß in ziemlicher Stimmung gewesen sein, daß Rosa gar nichts gemerkt hat, und deshalb, beim Essen, an der Tafel kann es nicht gewesen sein, Augusts Braten war wieder so zäh, da war die Stimmung noch nicht so, daß jemand Rosa ihr Medaillon aus dem Ausschnitt reißen konnte, da sind wir uns einig, nicht? – Jawohl, aber ich

habe schon eine bestimmte Spur, wenn nämlich die alten Kameraden ausfallen und die Kameraden Flüchtlinge, ich würde ja nicht meine Hand ins Feuer legen, da hast du schon recht, Hinrich, aber ich möchte doch sagen, wir sind hier ja unter uns, mit hoher Wahrscheinlichkeit, meine ich, ein Rabe hackt dem anderen kein Auge aus, und deshalb ist der Schweinehund mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht bei den Kameraden Flüchtlingen zu suchen, das wollen wir doch mal festhalten – nicht, Hinrich, du hast das doch sicher nicht so gemeint, als Vorsitzender unseres Ehrenrates kann ich sowas nicht durchgehen lassen, da muß ich ein P vorsetzen, Hinrich, bei aller Freundschaft, und Emil ist Zeuge, du hast es nicht so gemeint. Na also, und wir haben nun schon mal abgegrenzt, wo der Dieb nicht zu suchen ist, mit hoher Wahrscheinlichkeit, sagen wir mal: 99 Prozent, schließlich sind wir ja alle Menschen, nicht, Hinrich, wir haben den alten Adam auch in der Schützenbrust, aber die Ehre geht uns natürlich über alles. – Ja, sicher, ich habe Rosa gefragt: Rosa, mit wem hast du heute abend getanzt? Und sie hat mir die Namen gesagt, wir können ja offen reden, wir sind ja hier unter uns, und da muß ich sagen – also ich sage es ungern, aber die meisten, die heute mit Rosa getanzt haben, waren natürlich ältere Schützenbrüder, und deshalb kommt eigentlich nur einer in Frage – es tut mir leid, er ist in der Leistungsgruppe, aber sein Vater war auch nicht so ganz – na, ihr wißt schon –. – Jawohl, Emil, du hast es erraten, und deshalb ist es nun unsere schwere Pflicht als Ehrenrat, aber wir können uns da nicht drücken, es muß eben sein, für die Ehre, wir müssen mit aller Schärfe durchgreifen, damit Rosa ihr Medailon wiederbekommt und sowas nicht wieder passiert, und dieses Schwein –. – Ich habe keinen Namen genannt, Emil, du hast den Namen genannt. Aber so einer hat bei den Bürgerschützen nichts mehr zu suchen, und mit Schimpf und Schande –. – Klar, Hinrich, wir müssen ihn erst mal holen, das läßt sich nicht vermeiden, damit wir durchgreifen können, holst du ihn mal? – Na, nun hab' dich doch nicht so, schließlich sind wir der Ehrenrat oder du, Emil? Er muß doch erst mal geholt werden, damit wir sehen, wo er das Ding hat, da können wir keine Rücksicht – ja warum denn nicht, Emil? – Also bitte, wenn ihr nicht wollt, dann hole ich ihn, wir sind schon mit ganz anderen Situationen fertig ge-

worden, was meint ihr, in Kiautschou – ich hole ihn, Kameraden, jetzt ist es zwei Uhr einundvierzig, da wird nun ein scharfer Schlußstrich gezogen!”

Zum besseren Verständnis des oben Zitierten sowie auch der folgenden Abschnitte muß ich nachtragen, daß hier von einer Person gesprochen wird, die bereits hin und wieder am Rande erwähnt worden ist, nämlich Hans Scheele (in ihm vermuten die Herren des Ehrenrates den Medaillon-Dieb). Vielleicht erinnert der Leser sich, daß August Lumme zufrieden schnaubte, „als Anton berichtete, daß Hans Scheele nur mit ernststen Bedenken versetzt worden war“, nämlich in die Quinta der Bödelstedter Mittelschule. Auch an anderen Stellen wurde gelegentlich von Hans Scheele gesprochen, wobei er, obwohl dem von meinem Schwiegersohn sonst eher idealisiert gezeichneten Proletarier-Milieu entstammend, immer recht kritisch, ja fast negativ gesehen wurde. Das dürfte sehr wahrscheinlich in Zusammenhang stehen mit seinem Vater, der als bewährter Alter Kämpfer der nationalsozialistischen Bewegung geschildert wird. Wie dem auch sei: Tatsächlich ist Hans Scheele in Anton Lummes Aufzeichnungen – und zwar vor allem denen erster und zweiter Fassung! – stets eine Art gehässig gesehener komische Figur, wie etwa die folgende, auf das Jahr 1937 Bezug nehmende Schilderung beweist, die ich hier einblenden möchte:

„Anton begann jetzt, sich zu einem handfesten oder vielmehr, getreu einem Führerwort, kruppstahlharten deutschen Jungen auszuwachsen, wenn er auch vergebens nach körperlichen Höchstleistungen strebte. Einmal nur hatte er im 60-Meter-Lauf 9,9 Sekunden erreicht, dazu noch bei stürmischem Rückenwind, und es traf ihn deshalb sehr, als ausgerechnet Hans Scheele plötzlich sportliche Lorbeeren zu ernten begann.

In 7,3 Sekunden war Hans Scheele die 60 Meter gelaufen: eine Zeit, die in Bödelstedt noch niemals erreicht worden war. Anfang November kam Hans von einem Führerschulungslehrgang zurück, und alle staunten über die Zahlen, die in seinem Leistungsbuch eingetragen waren. Bis dahin hatte Hans Scheele stets zu den schlechten Sportlern gehört. Jetzt erzählte er von seinen Erfolgen so gelassen, als ob jedermann mit 14 Jahren 5,57 Meter weit springen und die Keule aus dem Stand 44 Meter weit schleu-

dern könnte. Zwar lag der Sportplatz verlassen im Nebelgrau, die Laufbahn war aufgeweicht, die Sprungkuhle ein Loch voll schmierigen Lehms, so daß Hans sein neues Können zunächst nicht beweisen konnte. Auch war er beim Turnen in der Halle durchaus nicht geschickter als vorher: Sein langer, schlaksiger Körper pendelte wie aufgehängt und vergessen zwischen den Barrenstangen, und wenn er sich am Klettertau mühsam bis zur Decke emporgezogen hatte, dann fiel es schwer, in dem verkrampten Gliederpaket den künftigen leichtathletischen Meister zu sehen. Doch Stab meinte, in diesem Körper steckten Möglichkeiten, und Stab als Turnlehrer mußte das am besten wissen.

Alle Jungen in Bödelstedt nannten ihn ‚Stab‘, obwohl er eigentlich Rellstab hieß, und alle duzten ihn, obwohl er schon fast 40 Jahre alt war; denn Stab war der Führer der Bödelstedter Hitler-Jugend. Selbst für einen durchtrainierten Sportler wie ihn war es allerdings nicht ganz einfach, den Haufen von braun-behemdeten Lehrlingen, Handelsschülern, Hilfsarbeitern und jungen Angestellten in Zucht zu halten, zumal sich die Jungen nur ungern den Sonntagvormittag und ihre freien Abende für den Hitler-Jugend-Dienst nehmen ließen. Wenn sie trotzdem zum Dienst kamen – Stab kannte eine ganze Reihe von bewährten Nachhilfen, die von einem freundschaftlichen Boxkampf zu später Stunde bis zu einer ebenso freundlichen Warnung an die Eltern reichten –, dann stand ihnen ihr Sinn nicht auf stramme Disziplin und völkische Elitebildung. Nur zur Sonnenwende brachte Stab seine Gefolgschaft mühelos zusammen, weil zu dieser Feier auch die Mädels vom BdM anmarschierten, mit denen die Jungen nach dem neuerdings wieder geübten Brauch der langschädelligen nordischen Ahnen über den flammenden Holzstoß springen durften.

Auch die jüngeren Jahrgänge, Jungvolk und Jungmädels, zogen drei Tage vor Weihnachten spät abends zum Galgenberg hinaus. Anton fror, als er mit seiner blakenden Fackel vor dem hoch aufgeschichteten Haufen von Reisig, Knüppeln, Stroh und geteerter Pappe stand. Hinten plätscherte müde der Schalsee, letzte Bewegung vor dem Frost, und oben auf dem Galgenberg stach eine Taschenlampe ins Dunkel: Stab hatte zuverlässige Doppelposten aufgestellt, die darüber wachen sollten, daß sich nicht

ein paar ‚müde Hunde‘ allein oder in Gesellschaft müder Mädchen vor dem Ende der heiligen Feier verzogen. Der Wind fegte Kälte heran, die Jungen zogen die blauen Skimützen tiefer ins Gesicht und trappelten sich die Füße warm, bis endlich Herr Hafer das Stroh mit seinem Sturmfeuerzeug entzündete und hochgereckt den Flammenspruch – aus Adolf Hitler, ‚Mein Kampf‘ – sprach. Das Feuer duckte sich gehorsam in den Holzstoß hinein, sprang dann auf dünne Äste über, fegte rot zur Seite hinaus, knisternd verglimmten die Reisingenden, und plötzlich brachen die Flammen hoch auf zu einer Riesenfackel, die die Gesichter glühen und die Uniformknöpfe aufblinken ließ. Qualm wälzte sich dick zur Seite, die Jungmädels liefen prustend und kichernd auseinander und mußten von den dünnen Flöten ihrer Führerinnen auf der anderen Seite wieder gesammelt werden, und dann stimmte Herr Hafer mit sonorem Bariton ‚Flamme empor!‘ an, die schwere Melodie zitterte Anton über den Rücken, er schluckte, und Tränen stiegen ihm in die Augen.

Mächtige Äste glühten jetzt, die Hitze brannte ihm ins Gesicht, der Wind trieb die stiebenden Funken über die Köpfe fort, bis endlich der feurige Stoß zusammensackte und Stab das Kommando zum Springen gab. Herr Hafer wagte als erster den Anlauf, Lina Dose an der Hand: Seine glänzenden Reitstiefel flogen durch die Flammen, Lina schrie auf, da waren sie schon drüben. Stab sprang aus dem Stand, geübt und lässig auf der anderen Seite des Feuers aufsetzend, und dann kam die Meute der Jungen und Mädels, und zuletzt sprang auch Hans Scheele, eine wild um sich schlagende Puppe, die ausglitt und zurückfiel in die niedrige Glut, und er kroch heraus und brüllte, die Hand am qualmenden Gesäß.

Anton sah das nicht ohne lebhaftes inneres Vergnügen. Es bestätigte sich ihm hier, daß die Vorsehung gerecht war und auf die Dauer nur den zu Ehren, Rang und Würden kommen ließ, der aus eigener Kraft etwas leistete und nicht nur, weil sein Vater Alter Kämpfer war. Anton wunderte sich jedenfalls nicht, als wenig später Hans Scheele noch einmal Mittelpunkt des Stadtgesprächs wurde.

Vor der Drogerie Jansen, am Ende der Kornstraße, sammelten sich an den letzten Tagen des Jahres die Jungen der Stadt.

Schon am späten Heiligen Abend nämlich räumte Herr Jansen die bepuderten Tannenzweige, die blinkenden Goldsterne, die gelben und roten Lichter und allen Lamettaglanz mitsamt den aufgestapelten Geschenkpackungen von Seifen und Parfüms aus seinem Schaufenster, und am ersten Weihnachtstag konnten die Spaziergänger schon die neue Dekoration auf sich wirken lassen: Ein konfettiüberstaubter Zylinderhut schwebte in kesser Schräge in der Mitte, Sektkelche standen auf grünem Podest neben einer goldstrotzenden Champagnerflasche, ‚Prost Neujahr!‘ rief ein schwarzer Plakatmund, und davor und daneben, darunter, darüber waren die verschiedenen Knall-, Überraschungs- und Scherzartikel ausgestellt, denen Herr Jansen zum Jahresende sein Geschäft widmete. Er fand damit nicht nur bei den Bürgern Anklang, die in seinem papierschlängenfröhlichen Laden einige Senfpralinen, ein ungefährliches Tischfeuerwerk, Zuckerstücke mit eingeschmolzenen Fliegen darin, Zündholzschachteln, die dem ahnungslos Öffnenden mit kräftiger Feder auf die Finger schlugen, sowie gelegentlich auch ein paar Kanonenschläge für die Familienfeier erstanden. Vor allem Bödelstedts Jugend fühlte sich von Jansens Schaufenster angelockt, und immer wieder holten die Jungen grüne Knallfrösche und lila Raketen, Knallkugeln und Pappbomben verschiedener Größe und Intensität aus dem Laden, um sie sogleich auszuprobieren: Sie funktionierten. Auch das Zischen bengalischen Lichts und das Sprühen von Sternzündhölzern erlosch in diesen Tagen kaum einmal, so daß es nicht immer ganz ungefährlich war, bei der Drogerie Jansen vorüberzugehen; Mädchen wurden mit dem böse ziehenden Pfeifen der Frösche erschreckt, im Nachbarhaus zerplatzte eine Fensterscheibe, Frau Meyerbeen klagte mit einer Stimme, die für Minuten alle pyrotechnischen Attraktionen vergessen ließ, über einen braungesengten Fleck an ihrem neuen Wintermantel, und ein Pferd ging durch und raste zum Marktplatz, der fluchende Kutscher humpelte hinterher.

Deshalb erschien in regelmäßigen Abständen die Polizei in Gestalt von Wachtmeister Schiefken und sorgte für Ruhe und Ordnung. Das laute Treiben war aber stets nur für Augenblicke zu unterbinden, obwohl der Polizist es an kräftigen Worten nicht fehlen ließ. Als das trübe Tageslicht sich verlor, mischte sich auch

Anton unter die Menge und spendierte ein halbes Dutzend Luxus-Raketen mit farbigem Schweif und Echoknall, und dabei wurde er Zeuge, wie Hans Scheele abgeführt wurde, er johlte mit den anderen zusammen hinter Wachtmeister Schiefken her.

Herr Scheele war an diesem Tage gerade dienstlich verreist, und weil zufällig auch seine Frau mit ihm gefahren war, mußte schließlich niemand anderer als Stab Hans Scheele aus dem Arrest abholen. ‚Ihr erzieht die Bengels eben so!‘ sagte Wachtmeister Schiefken und zeigte Herrn Rellstab das Loch im Uniformrock, das Hans’ Knallfrosch gebrannt hatte. ‚Wenn das der Führer wüßte!‘

Es ging die Rede, Stab habe Hans Scheele eine Tracht Prügel verabfolgt, die alle bisherigen freundschaftlichen Boxkämpfe als bloßes Training erscheinen ließ. Hans selbst sprach nicht davon, als er nach den Ferien, noch etwas blaß, wieder zur Schule kam. Mit Stab aber hatte er es verdorben, und es fiel deshalb kaum noch auf, als seine leichtathletischen Leistungen bei den ersten Sportkämpfen im Frühjahr unter den bescheidensten Normen lagen. Auch ohne das Ungenügend in Leibesübungen hätte Hans Scheele zudem das Ziel der Klasse nicht erreicht; sogar Herr Hafer hatte es inzwischen aufgegeben, auf ‚das verträumte Wetterleuchten künftiger Taten‘ in den Augen seines nordischen Rasse-musters zu hoffen. Trotz der von niemandem bestrittenen Verdienste seines Vaters um Volk, Partei und Staat, die Bödelstedt gerade mit Herrn Scheeles Übernahme in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit honoriert hatte, mußte Hans zur geheimen oder sogar offen geäußerten Befriedigung der Bürgerschaft Ostern die Schule verlassen.

Erst nach Monaten wurde er wieder gesehen, als er seinen Urlaub zu Hause verbrachte. Er arbeite in Diepenburg bei der Eiersammelstelle, erzählte er Anton, und er sagte, daß man da eine große Zukunft habe, weil das Eiersammeln erst der Anfang von viel umfassenderen Maßnahmen sei, mit denen alle Lebensmittel gerecht verteilt werden sollten, und er könne von Glück sagen, daß er die schöne Stelle bekommen habe, was Anton ihm nicht ohne einige Zweifel an der Gerechtigkeit der Vorsehung bestätigte.”

Ich darf vielleicht noch ergänzen, daß der erwähnte Vater von Hans Scheele, der 1933 zunächst die Stelle des Bademeisters in

der städtischen Badeanstalt erhalten hatte und später Angestellter, zuletzt Beamter der Stadt geworden war, sich auf dem Bödelstedter Rathaus immer bewährt hat – zuletzt sogar als beliebter Standesbeamter –, bis er schließlich in den wohlverdienten Ruhestand versetzt wurde. Auch ihm gilt übrigens, wie später noch zu zeigen sein wird, die besondere, ja bohrende Aufmerksamkeit Anton Lummes, jedenfalls in der dritten Fassung der Aufzeichnungen.

Die oben enthaltene Anspielung auf mich selbst darf ich kurz mit einer Formulierung erläutern, die Anton Lumme mir – in der zweiten Fassung – in den Mund gelegt hat, an sich eher eine Lächerlichkeit, die ich aber der dokumentarischen Treue halber nicht unterdrücken zu sollen meinte, zumal da ich auch nicht dem geringsten Verdacht Nahrung geben möchte, ich hätte etwas zu meinen Gunsten unterschlagen. Im Anschluß an die bereits früher widerlegte Behauptung, ich hätte ihn seiner mütterlichen Ahnen wegen in der Schule nicht mehr beachtet, erzählt Anton Lumme nämlich: „Als Muster edlen rassischen Erbguts diente Herrn Hafer jetzt Hans Scheele, dessen langen, strohhaarigen Schädel der Lehrer als das Ergebnis der verantwortungsbewußten Zuchtwahl langer Generationen pries, und dabei machte es ihm gar nichts aus, daß Hans trotz dieser offensichtlichen Bevorzugung durch das Rassenschicksal dem Unterricht nur selten folgen konnte. Er bezeichnete Hans als den Typus des spät reifenden nordischen Herrenmenschen und sah in dem runden Wasserblau seiner Augen nicht Beschränktheit, sondern ‚das verträumte Wetterleuchten künftiger Taten‘.“

Ich verzichte darauf, mich hier noch einmal im einzelnen zu rechtfertigen, möchte das alles nur als eine Art Fußnote im Zusammenhang mit der Verdächtigung Hans Scheeles als Medailon-Dieb anführen. Wesentlich ist zu wissen, daß Hans Scheele in Bödelstedt ein Emporkömmling war und ist, den die bürgerliche Gesellschaft um so weniger schätzte und schätzt, als er, der Sohn eines um die seinerzeitige Erneuerung hochverdienten Mannes, nach dem verlorenen Kriege zu den Sozialisten überschwenkte, als deren Vertreter er seit mehreren Jahren im Stadtrat sitzt – gewiß nicht zur reinen Freude der Herren der bürgerlichen Parteien. Man könnte nun vermuten, daß Anton Lumme

diesen Hans Scheele positiver gezeichnet hätte, eben weil er in Opposition stand bzw. immer noch steht. Dem ist aber, wie wir oben gesehen haben, nicht so, und ich möchte dahingestellt sein lassen, ob die Abneigung meines Schwiegersohns gegen Hans Scheele nicht einer sehr persönlichen Aversion entsprungen ist. Auffällig ist allerdings, daß die verzerrende Komik der Zeichnung in der dritten Fassung längst nicht mehr so stark hervortritt wie in den ersten beiden Entwürfen, ja, in gewissem Maße wird Hans Scheele hier schon beinahe wie ein verständiger Mensch dargestellt.

Wir können diesen Komplex aber zunächst auf sich beruhen lassen und wollen fortfahren mit der Medaillon-Geschichte, deren Auftakt Herrn Meyerbeens Rede war. Über die fraglichen Vorgänge hören wir weiteres zunächst durch Frau Lina Bleich, geborene Dose, die Gattin des Redakteurs, welche Frau Marenholt – wir haben auch diese Klatschbase bereits kennengelernt – auf deren hartnäckiges Fragen hin etwas von dem verrät, was sie von den Vorkommnissen weiß.

„Nein, sie haben nichts gefunden, wir haben ja deshalb auch gar nichts davon im ‚Boten‘ geschrieben, Werner ist so gewissenhaft, er konnte doch nichts davon schreiben, bevor sie den Dieb gefunden haben, man darf schließlich niemanden verdächtigen, und mein Mann hat auch seine Ehre, es hat sich noch niemals jemand bei ihm beschwert, und das war nicht immer leicht, Frau Marenholt, daß man es allen recht macht und immer der Wahrheit die Ehre, das ist nicht so einfach. Aber Werner ist eben besonders begabt, neulich war noch ein Freund von ihm hier, ein Freund aus der Schulzeit, der ist inzwischen schon Generaldirektor, aber er sah noch immer zu Werner auf. – Ja, nein, sie haben nichts gefunden, Frau Marenholt, bestimmt nicht, der Ehrenrat hat ja die halbe Nacht getagt und hat beraten, wie sowas vorkommen kann bei den Bürgerschützen, aber wir haben kein Wort davon geschrieben, nur, daß es wieder ein selten gelungenes Fest war, das die Schützenbrüder und Schützendamen bei froher Geselligkeit bis in den frühen Morgen vereinte – weil sie doch leider gar nichts gefunden haben, und das Medaillon ist weg – die arme Frau Lumme, es soll ja ein Erbstück gewesen sein von ihren verstorbenen Eltern, ganz in Gold und Brillan-

ten, sie trug es wohl immer ganz tief im Ausschnitt, weil es so wertvoll war, weit über tausend Mark soll es wert sein und unersetzlich, weil es doch eine Erinnerung war an die Eltern, das kann einem ja wirklich niemand bezahlen – nein auch, daß sowas bei uns passiert, bei den Bürgerschützen, und dann noch das andere Unglück, aber Herr Lumme hatte sich so erregt wegen dem Medaillon, da war es wirklich kein Wunder, daß er zuletzt noch die Laterne umfuhr, er hätte lieber nicht mit dem Auto fahren sollen, man weiß doch, die Schützenbälle sind so gemütlich, mir geht nichts drüber, wir machen nun schon seit sechs Jahren mit, solange ist Werner schon bei den Bürgerschützen, sie haben ihn damals direkt gebeten, und ich muß schon sagen, wir sind gerne beigetreten, denn es ist schon eine Ehre, wenn man aufgefordert wird und möchte doch bitte beitreten, das ist schließlich auch eine Anerkennung für meinen Mann, nicht? – Natürlich, aber er war so böse, da hat er die Lampe umgefahren, er hat wohl nicht richtig aufgepaßt bei der Einfahrt, was meinen Sie, was die Polizei gesagt hätte, wenn er nicht schon auf seinem eigenen Grundstück gewesen wäre, aber das geht ja niemanden etwas an, was er auf seinem Grundstück macht, sonst hätte das auch im ‚Boten‘ gestanden, nur bezahlen muß er natürlich, der ganze Kühler soll hin sein, und Frau Lumme soll sich am Kopf gestoßen haben und fühlt sich noch gar nicht gut. Immerhin, ein Auto kann man sich wieder kaufen, aber ein Erbstück von diesem Wert! Und sie haben den Spitzbuben nicht gefunden – nein, immer noch nicht, was ich Ihnen sage, Frau Marenholt, obwohl sie alle Verdächtigen gleich durchsucht haben, Herr Meyerbeen ist ja rücksichtslos, wenn es um die Ehre geht, er bot sich gleich selbst an, daß man ihm seine Taschen durchsuchte, sie haben natürlich nichts bei ihm gefunden, aber dann konnte keiner was sagen, wenn der Ehrenrat einen vorlud zur Untersuchung. – Natürlich, sie haben einen Verdacht, sicher, einen Verdacht haben sie immer noch, aber darüber darf ich nicht sprechen – nein, nein, Frau Marenholt, ich sage kein Wort, mein Mann bringt mich um, was meinen Sie wohl, das weiß doch nur der Ehrenrat und der Vorstand und natürlich mein Mann, damit die Presse Bescheid weiß und nicht die Ermittlungen stört, sonst kriegt sie noch Wind und versteckt das wertvolle Medaillon. – Ach, habe ich das ge-

sagt? Das ist mir so rausgerutscht. – Na ja, es soll eine Frau sein, wir haben da einen Verdacht, aber mehr sage ich nicht, Frau Marenholt, mehr darf ich wirklich nicht sagen, ich habe schon viel zuviel gesagt! – Nein, nein, das darf ich nicht! – Aber nein doch, Frau Marenholt, keine von den Schützendamen, das wären ja komische Schützendamen! Die kommen doch gar nicht in Frage. – Nein, ich sage nichts mehr, ich bringe mich ja ins Unglück, und mein Mann, wenn er was merkt, dem darf ich nicht mehr unter die Augen, das ist doch sein Berufsgeheimnis, Frau Marenholt, das müssen Sie bitte verstehen. – Nein, nein, der war es nicht, das weiß nun ja leider jeder, daß Hans Scheele zuerst vor dem Ehrenrat war, aber er war es nicht. – Sicher, und wie, Frau Marenholt, wo der alte Scheele doch bloß wegen den Nazis zum Rathaus gekommen ist, mein Vati war damals schon so dagegen, aber was sollte er machen, Scheele war Alter Kämpfer, und es ging ja damals um die Idee, da konnte mein Vati auch nicht immer so, wie er wollte, und sie haben Vati auch gar nichts nachweisen können, wenn alle so anständig gewesen wären wie Vati! – Nein, das war ein falscher Verdacht, sie haben ihn ganz genau untersucht und Stück für Stück, aber nichts gefunden, und er soll schrecklich geschimpft haben, Herr Meyerbeen hat sich sogar entschuldigt, da brauchte er ja nicht gleich auszutreten, wo sich Herr Meyerbeen noch entschuldigt in seinem Alter und läßt sich die Taschen durchsuchen vor allen Leuten, und wie sollen wir nun den nächsten Vergleichskampf mit Diepenburg gewinnen ohne Hans Scheele? – Ja, er hat mit Frau Lumme getanzt, und das war natürlich verdächtig, sie hat ihre besten Jahre doch wirklich hinter sich, ich meine, ich will nichts gesagt haben, aber der Ausschnitt an ihrem Ballkleid, das muß ja nicht sein in ihrem Alter, bei ihrer Figur, mir wäre das peinlich, mit solchem Ausschnitt braucht sie sich eigentlich gar nicht zu wundern, wenn plötzlich das Medaillon –. Nein, Frau Marenholt, ich darf es Ihnen nicht sagen, keinem Menschen darf ich das sagen! – Na ja, sie müssen natürlich alle Spuren verfolgen. – Nein, man müßte sich ja genieren, wenn sowas in unseren Kreisen passiert! – Nicht, das sehen Sie ein, Frau Marenholt, das ist nett, daß Sie das einsehn, es ist ja auch nur ein Verdacht, weil die Betreffende früher schon mal – sowas vergißt man in Bödelstedt schließlich

nicht, wer einmal stiehlt – Ja, aber mehr sage ich nicht. – Nein, die sind doch alle schon lange im ‚Deutschen Haus‘, die tun doch so etwas nicht, wenn eine von den Kellnerinnen so etwas täte, das wäre längst aufgefallen, das gibt es im ‚Deutschen Haus‘ nicht. – Nein, mein Mann bringt mich um, Frau Marenholt, es ist auch nur ein Verdacht, und die Polizei weiß auch noch nichts, man weiß eben nur, daß das Medaillon weg ist und daß es von unermeßlichem Wert war, sie hätte es schließlich nicht unbedingt tragen müssen, ich nehme ja auch nicht den kostbarsten Schmuck mit, und grade Erbstücke soll man lieber zu Hause lassen bei solchen Gelegenheiten, man protzt ja doch nicht mit sowas, nicht wahr? – Nein, wir sind mit dem Wagen vorgefahren, da war ich nicht in der Garderobe. – Na ja, sicher, zweimal sogar, es war ja doch gute Stimmung, zuletzt haben wir sogar Sekt getrunken, da werde ich immer so lustig! – Wieso? Wahrscheinlich wieder die alte Frau Butenschön, die sitzt doch immer in der Garderobe, und ihre Tochter hilft ihr meistens. – Nein, nein, das weiß ich nicht, Frau Marenholt, ich habe kein Wort gesagt, das können Sie mir nicht anhängen! – Na ja, ich war eine Klasse mit ihr, man muß sich ja wundern, daß sie so einen ordentlichen Mann gefunden hat, sie war doch ein Rotfuchs, der Mann weiß bestimmt nicht, was er sich da –. Nein, das habe ich nicht gesagt, Frau Marenholt, wirklich, Sie dürfen meinen Namen nicht nennen! Sie kriegt jetzt ihr drittes Kind, da sollen gewisse Frauen manchmal komisch sein, das ist richtig krankhaft, mit ihrem Vater war das doch auch so eine undurchsichtige Sache damals, er soll ja getrunken haben und hat sich dann um die Ecke gebracht, die arme Frau Butenschön, sie jammert, solange ich denken kann, aber wenn ihr Mann sich umbringt, da kann ihr keiner helfen, das hat auch der Richter festgestellt, mein Vater mußte damals auch aussagen für den alten Scheele. – Natürlich, er war doch in der SA und bestimmt kein schlechter Kamerad, wie Frau Butenschön grade auf den gekommen ist, weiß niemand, Butenschön hat sich damals wohl mal mit Scheele gehabt, da gab es immer mal Streit, weil Butenschön rot war, aber der alte Scheele konnte einem schon leid tun, und immer noch, wenn Frau Butenschön die Mäntel aufhängt, sieht sie die Leute an – also ich wundere mich, daß sie noch immer im ‚Deutschen Haus‘ aushelfen

darf, sonst ist sie ja zuverlässig, aber ein Spaß ist das nicht, wenn man so angesehen wird! – Ja, die rote Luise, die hat nämlich schon früher mal, also das ist Tatsache, sie hat hundertmal aufschreiben müssen: ‚Ich darf nicht stehlen‘, sowas vergißt man doch nicht, die anderen können das auch bezeugen. – Nicht wahr? Da muß man ganz genau nachforschen – wir werden ja sehen, Frau Marenholt, von mir wissen Sie jedenfalls nichts – nicht, ich habe Ihnen kein Wort gesagt, wenn alles klar ist, kommt es auch in den ‚Boten‘, da sind wir ja zuverlässig, da kann es dann jeder lesen.“

Die Vorgänge um den Medaillon-Diebstahl werden hier, wie mir scheint, recht plastisch angeleuchtet. Daß Anton Lumme auch bei dieser Gelegenheit wieder seine fixe Idee vom Mord an Butenschön anbringt, wird den Leser gewiß nicht verwundert haben. Wir können das hier auf sich beruhen lassen und gehen zum nächsten Kapitel der Medaillon-Geschichte über, die im folgenden von Anton Lummes bereits mehrfach erwähntem Klassenkameraden Gerhard Hinrichsen erörtert wird, und zwar in einem Gespräch mit seinem Vater Hinrich Hinrichsen:

„Das kann man wirklich nicht sagen, Vati, so dumm ist Hans Scheele doch auch nicht! Nee, Vati, das hättet ihr euch gleich sagen können, aber der alte Meyerbeen ist eben völlig verkalkt. Na ja, ich sage doch bloß, wie es ist, oder merkst du das wirklich nicht? Und so einer sitzt im Ehrenrat, da muß die Ehre ja baden gehen, und Hinrich Hinrichsen macht da noch mit und sagt nichts dazu! – Aber Vati, das hättet ihr doch vorher wissen können, und wenn Scheele jetzt noch die Gewerkschaften aufhetzt! Aber ihr wißt es ja immer besser! – Ach was, warum soll denn Hans Scheele nicht auch mal mit Tante Rosa tanzen, sie ist doch noch ganz adrett und zum Anfassen, und wenn er auch neulich im Stadtrat Onkel August so angepflaumt hat. – Klar, das spricht sich doch rum! Vielleicht wollte er nur ein bißchen gut Wetter machen, oder Tante Rosa ist sein Typ, das gibt es doch – der mit der Ahle-Tochter, dachte, er hätte wer weiß was geheiratet, und nun hat er schon fünf Kinder, und der alte Ahle sitzt immer noch auf seinem Hof und läßt sich die Eier einzeln bezahlen, weil Hans Scheele von der anderen Couleur ist, das ist schon ein Schicksal, so viel verdient der doch auch nicht, soll er sich nicht mal ein bißchen mit Tante Rosa amüsieren? – Na ja, das weiß ich doch

auch, sie amüsiert sich gern! Sie ist eben so! Wenn du dein Leben lang im Laden gestanden hast und hast immer schön getan, was Mutti sagt –. Bitte, ich sage ja gar nichts, das ist dein Privatvergnügen, ich mache dir gar keinen Vorwurf, die Menschen sind eben verschieden, und Tante Rosa ist so, wie sie ist. Aber mit Hans Scheele kriegt ihr noch Ärger, das kann ich dir schriftlich geben, und wenn ihr jetzt hinter der roten Luise her seid, da werdet ihr euch genauso die Finger verbrennen, ihr macht euch ja lächerlich vor der ganzen Stadt! Geht doch zur Polizei, laßt die doch suchen, die warten doch nur auf euch, zwei Tage ist das nun her, die ganze Stadt spricht von nichts als dem Medaillon – dann meldet die Sache doch, wenn sich das überhaupt lohnt! – Ja, glaubst du denn wirklich, daß es so kostbar war? – Na, meinetwegen, meinetwegen auch pures Gold, und was kostet das unter Brüdern? Fünfzig Mark ist zuviel, das kannst du dir selber ausrechnen, meinetwegen auch siebzig, bitte sehr, sagen wir siebzig, und dafür das ganze Theater? Im Laden haben die Leute schon erzählt, daß es ganz mit Perlen und Brillanten besetzt war und war überhaupt zehntausend wert oder noch mehr. – Aber das ist doch Unsinn, Vati, das weißt du doch auch, und wenn Tante Rosa nicht mal weiß, wer ihr das Ding von der Brust gerissen hat, dann wird es schon nicht so wertvoll gewesen sein. – Wieso? Hängt denn die Ehre der Bürgerschützen an Tante Rosas Busen? Da würde sie schön schief hängen, Vati! Euch hat doch bloß der alte Meyerbeen wieder wild gemacht, Zähne zusammen und durch, weil er zu Haus nichts zu sagen hat, da macht er sich anderswo dick, zu Hause wagt er sich nicht aufs Klo, ohne gefragt zu haben! – Ach was, und ich kann dir bloß raten, Vati, laß du die Hände davon, laß Meyerbeen sich alleine blamieren, und wenn Luise das Medaillon wirklich geklaut haben sollte – aber willst du mir sagen, wie sie an Tante Rosas Ausschnitt kommt? – Gut, aber selbst wenn sie das Ding gestohlen hätte, glaubst du, sie legt es zu Haus auf den Wohnzimmertisch zu allgemeiner Ansicht? – Na also! Schließlich war ich mit beiden in einer Klasse, und Luise war nicht die Dümme, meinst du, sie hätten sie sonst auf die Mittelschule gelassen und ohne Schulgeld, bei dem Vater? Die könnt ihr mit eurem Ehrenrat nicht für dumm verkaufen. – Am besten gar nichts, am besten, du wirst mal krank, dein

Herz ist doch schon lange nicht so, du machst ganz einfach mal Pause, ich schmeiß den Laden solange allein, das dauert sowieso nur ein paar Tage, bis Meyerbeen endgültig auf der Nase liegt, da brauchst du nicht unbedingt auch noch dabeizustehen. Kannst ja mal Tante Rosa besuchen, vielleicht hat sie das Medaillon inzwischen gefunden. – Ach was, ich bin fast sicher, wenn sie mal richtig in ihrer Hose nachsieht. – Wieso? Das ist doch immer dasselbe, erst großes Schmierentheater, und dann kommt nichts danach. Soll Onkel August ihr doch ein neues Medaillon kaufen und sagen, es hat sich wiedergefunden – oder er soll es in einen Briefumschlag tun und an Tante Rosa senden, ohne Absender natürlich, dann ist die Sache ausgestanden. – So? Na, dann tust du das für ihn, Vati, das soll dir die Sache schon wert sein – achtzehnkarätig, sagst du, und einfach oval? Das gibt es doch überall, und wir leisten uns das, dann ist die Sache geritzt. – Sicher, das ist eine Schwierigkeit, tun wir eben Louis Armstrong rein, Tante Rosa hat es doch gern mit kräftigen Männern. – Nun sei doch nicht so empfindlich. – Sicher, am einfachsten ist es, wenn Onkel August das selber macht, dann hat er bestimmt das gleiche Modell, und Meyerbeen hat seine Ehre wieder und darf wieder Korinthen zählen, Zähne zusammen und durch, und ihr macht nicht noch mehr Unsinn, das ist ja nicht anzusehen! – Ich denke, die hängt an dem Medaillon, eure Ehre, die habt ihr dann doch wieder, Meyerbeen braucht ihr ja nichts zu sagen, der kann dann hingehn und darf sich noch mal entschuldigen. – Ja, was denkst du denn? Würdest du dich gern bis auf die Unterhose ausziehen lassen? – Die auch noch? Ihr schreckt eben vor gar nichts zurück, und dabei ist Hans Scheele im Stadtrat, der kann euch noch etliche Schwierigkeiten machen, da hilft euch nichts, Meyerbeen muß hingehn zu ihm und muß zusammenknicken, das kann er doch, und vielleicht mußst du auch noch mit und Emil Berger, sonst gibt es noch mehr Ärger und Meyerbeen stellt noch wer weiß was an mit eurer Ehre, der ist doch zu allem fähig, du solltest ihn schließlich kennen, wir halten die Fahne hoch für Heimat und Vaterland und so! – Na ja, ich sage ja gar nicht, daß alles falsch war, im Gegenteil, wenn man das heute mit Abstand sieht: Wir haben doch noch eine Erziehung genossen, wir haben noch gelernt, daß Gemeinnutz vor Eigennutz geht, und die Raub-

morde und so, die heute jeden Tag in der Zeitung stehen, sowas gab es damals nicht, da herrschte noch Ordnung, das streite ich gar nicht ab, Vati, das weißt du doch. Aber das beste ist wirklich, wenn ihr die Sache unauffällig erledigt, sonst habt ihr noch mehr Ärger davon, und der Einzelhandel muß das zuletzt ausbaden.”

Wieder kann ich hier wohl auf eine Kommentierung im einzelnen verzichten. Allerdings dürfte in diesem Zusammenhang nicht uninteressant sein zu wissen, daß Gerhard Hinrichsen seinerzeit aktiver Hitler-Jugend-Führer werden wollte, wie aus der zweiten Fassung der Aufzeichnungen meines Schwiegersohnes eindeutig hervorgeht. Ich blende die Episode hier ein:

„Einige Monate vor dem Schulabschluß hatte Herr Hafer nach den Berufsplänen gefragt, und Anton hatte ‚Schlachter!‘ geantwortet: Niemals hatte in Frage gestanden, daß er das alte Familiengeschäft übernehmen würde, und auch Herr Hafer, der die Antworten notierte, empfand das rein Formale seiner Frage: Er schrieb schon, ehe Anton zur Antwort aufgestanden war. Dann fragte er Gerhard Hinrichsen und setzte ebenso bereits zum Schreiben an – denn gleicherweise mußte ihm selbstverständlich erscheinen, daß Gerhard den Beruf eines Textil-Kaufmanns erwähnen würde –, als er von der Antwort überrascht wurde: ‚Hitler-Jugend-Führer!‘ Einen Augenblick lang blickte er Gerhard verblüfft an, nickte dann aber verständnisvoll und schrieb das Wort auf, während er sagte: ‚Recht so, Gerhard! Dafür sind unsere Besten gerade gut genug!‘

Anton wußte, daß Gerhard bei seinem Vater auf Widerstand gestoßen war. Herr Hinrichsen war durchaus geneigt, dem neuen, zweifellos besseren System seine rückhaltlose Anerkennung zu bezeigen und mitzuarbeiten, wo immer man ihn einsetzte. Daß aber sein eigener Sohn, gegen alle Tradition und Sitte, sein Erbe ausschlagen und sich ganz einer Bewegung widmen wollte, die doch auch – Herr Hinrichsen kam nie ganz darüber hinweg – seinem eigenen unfähigen Bruder zu Rang und Ansehen verholpen hatte und in der bestimmt nicht alles Gold war, was braun glänzte, das konnte und wollte Herr Hinrichsen nicht verstehen, und er wäre in diesem Falle vielleicht sogar fest geblieben, wäre nicht seine Frau ihrem einzigen Jungen mütterlich und verständnisvoll zu Hilfe gekommen.

Gerhard Hinrichsen war klein geblieben. Schon die Dreizehnjährigen seines Jungzugs sahen auf ihn herab, und wenn er seine Befehle gab, erhob er sich immer etwas auf die Zehen, unbewußt, um ebenso unbewußt nach gegebenem Kommando wieder auf die Hacken zurückzufallen. Er setzte seinen ganzen Ehrgeiz daran, daß sein Zug der beste des Fähnleins sei. Selbst ging er zu den Eltern der Dienstunwilligen, um sie auf die ernstesten Folgen aufmerksam zu machen, die sich für sie aus dem Fortbleiben ihrer Söhne vom Dienst ergeben könnten, der neue Staat scheue sich nicht, seine Mittel gezielt einzusetzen. Regelmäßig ließ er eine halbe Stunde länger singen oder marschieren, als es der Dienstplan vorschrieb, und er ruhte nicht, bis auch der letzte seiner Jungen die Exerzierregeln im Blut hatte. Nirgendwo wurden Lieder so laut und so zackig gebrüllt wie in Gerhard Hinrichsens Zug, nirgendwo sonst gab es so viele Leistungsabzeichen. Bei sportlichen Wettkämpfen trieb Gerhard auch die Lahmsten zu äußerster Anstrengung an, bei der weltanschaulichen Schulung paukte er die Daten aus dem Leben des Führers so lange, bis der Hausmeister der Schule zum drittenmal klopfte und mit einer Beschwerde drohte, wenn nun nicht endlich Schluß gemacht werde, und bei Geländeübungen war kein Bach zu breit, kein Acker zu lehmig, kein Unterholz zu dicht, daß nicht der Jungzug Hinrichsen alle Hindernisse überwunden hätte und Sieger geworden wäre.

Einige Eltern hatten gegen diese allzu militärische Dienstauffassung Einspruch erhoben, und der Fähnleinführer hatte Gerhard auch zwinkernd ermahnt. Tatsache aber war, daß es in Bödelstedt und weit und breit im Jungbann keinen Zug gab, der es auch nur entfernt mit diesem aufnehmen konnte, und Gerhard wartete darauf, daß er seiner Leistung entsprechend befördert würde.

Stellvertreter des Fähnleinführers war aber schon seit langem Ludwig Borsten, und es bestand keine Aussicht für Gerhard, beim Ausscheiden des Fähnleinführers – das war wegen Überlastung mit Schularbeiten seit einiger Zeit angekündigt – weiter als bis auf die nichts bedeutende Stelle des Stellvertreters vorzurücken. Unglücklicherweise ließ außerdem gerade jetzt Oberfeldmeister Fink vom Arbeitsdienstlager seine Familie nach Bödel-

stedt nachkommen, und sein Sohn, der es unter den günstigeren Beförderungsbedingungen der Großstadt schon bis zum Oberjungzugführer gebracht hatte, konnte bei der Neubesetzung der Führerstellung nicht übergangen werden.

Gerhard sah sich ungerecht zurückgesetzt; er resignierte aber nicht, sondern beschloß, zumal ihm das väterliche Geschäft nicht als der Lebensgüter höchstes erschien, seine Zukunft ganz und gar und hauptberuflich der Hitler-Jugend zu weihen, um auf diese Weise doch zu den verdienten Ehren und Beförderungen zu kommen.

Es war niederschmetternd für ihn, als seine Bewerbung zurückkam, ohne daß man ihn höheren Orts auch nur angesehen hätte. Obwohl er hervorragende Beurteilungen seiner vorgesetzten Führer mit eingereicht und obwohl er seine Größe mit 1,51 m angegeben hatte, woran ihm in Wirklichkeit, ohne Absätze, noch drei Zentimeter fehlten, war es eben sein Körpermaß, das ihm den Weg in die Führung versperrte. Daraufhin verließ Gerhard noch vor Weihnachten das Jungvolk und meldete sich bei der Hitler-Jugend an, deren Dienstbetrieb träger lief, so daß er sich ganz der Arbeit für die schulische Abschlußprüfung widmen und mit Auszeichnung bestehen konnte.

Gerhard hatte allerdings versäumt, Herrn Hafer von der veränderten Lage zu unterrichten. Auf seinem Abschlußzeugnis war deshalb als Berufsziel vermerkt: ‚Hitler-Jugend-Führer‘. Gerhard war blaß vor Wut und wollte das sofort abändern lassen. Aber sein Vater meinte, das mache sich doch eigentlich recht hübsch, und man könne ja doch nicht wissen, wozu das später mal nützlich sein werde, gerade für das Uniformgeschäft.”

Zwischen der Darstellung Gerhard Hinrichsens in dieser Schilderung, niedergeschrieben 1957, betreffend aber das Jahr 1940, und der vorher wiedergegebenen, 1962 geschriebenen indirekten Darstellung des nunmehr – nämlich ungefähr 1955 – erwachsenen Gerhard Hinrichsen scheint ein Unterschied zu klaffen, eine Diskontinuität des Charakters, die auf den ersten Blick nicht erklärbar erscheint. Tatsächlich dürften aber die von meinem Schwiegersohn gezeichneten Bilder beide Male ungefähr der Wirklichkeit entsprochen haben: Es erweist sich hier der ungeheure Einfluß, den der Verlauf der nationalen Geschichte auf

jugendliche Charaktere ausüben kann. Daß aus Gerhard Hinrichsen schließlich nicht mehr wurde als ein recht geschickter Textilkaufmann in Bödelstedt, muß unter diesem Aspekt verstanden werden: Was ihn in seiner frühen Jugend geistig befeuert und zu Höchstleistungen befähigt hatte, war inzwischen unter der zermalmenden Wucht des deutschen Schicksals zusammengebrochen. Wenn seinerzeit der damalige Reichskanzler formulierte: „Ein großes Volk kann nur heroisch denken“, so kann das natürlich für die bescheidenen Verhältnisse unseres derzeitigen Staates nicht mehr gelten; die Auswirkungen dieses betrüblichen Schrumpfungsprozesses, der nicht zuletzt auch ein geistiger war und ist, zeigen sich dem kundigen Beobachter leider allerorten.

Wir kommen zurück auf die Medaillon-Geschichte, die im folgenden gleichsam aufgefaltet wird in einem fiktiven Telefongespräch, das der Redakteur Bleich mit Frau Rosa Lumme führt, wobei wieder – von Anton Lumme selbst! – die ehebrecherische Beziehung zwischen Frau Lumme und Herrn Bleich als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Wir haben das Notwendige dazu schon früher gesagt und wollen hier ganz im Rahmen sachlicher Feststellungen bleiben: Es läßt sich aus der recht wirren Satzfolge Herrn Bleichs schließen, daß Frau Lumme in der Redaktion angerufen hat, um Herrn Bleich mitzuteilen, daß sie ihr Medaillon wiederbekommen habe, allerdings nicht das gestohlene, sondern ein anderes (wir erfahren also indirekt, daß August Lumme den Rat Gerhard Hinrichsens befolgt hat); um nun das neue Medaillon dem gestohlenen, in dem ein Bild Herrn Bleichs sich befand, anzugleichen, möchte Frau Lumme wieder ein Foto von Bleich in passender Größe haben. Folgendes hat Anton Lumme als die angeblichen Antworten des Redakteurs niedergeschrieben:

„Hallo? – Ja, Bleich. – Ja, was gibt's denn, Süße? Warum rufst du hier an? – Ja, natürlich ist Lina zu Hause. Von wo sprichst du denn? – Sieht dich da niemand? – Natürlich, Süße, viel Zeit hab' ich nicht, aber für dich, das weißt du doch –. – Nein, bloß nicht, bitte, das mußt du verstehn, kein Treffen! Nun sag schon, was los ist! – Wieso? Ich? Ja, bist du verrückt? Bist du – Augenblick! – Ja, in Ordnung, Fräulein Hafer, geben Sie das schon zur Setzerei, das auch – Augenblick, bitte! Ich werde eben unterbrochen! – Ja, die Überschrift dreispaltig, fünf Cicero halbfett, schön, ist in

Ordnung, na, lauf schon, Süße! – Hallo? Ja, Süße, ich wurde unterbrochen. Wo hast du das Bild denn her? – Aber das tu ich doch niemals. Ich bin doch nicht –. – Kann ich mir gar nicht vorstellen, aber wie kannst du auch, Süße, wir leben schließlich in Bödelstedt, da kannst du doch nicht mein Bild –! – So, du hast es wieder? Ja, warum sagst du das denn nicht gleich? – Wieso ein anderes? Also paß bloß auf, Süße, da steckt was hinter. Wer kann denn das –? – Nee, glaub' ich nicht, dem bist du doch wurscht, der macht sowas nicht. – Sicher, aber nun reg' dich doch bloß nicht so auf, du weißt doch, ich habe dich immer noch –. Natürlich liebe ich dich, das mußt du doch wissen. Aber da steckt was dahinter, Süße. – Meinst du? Glaube ich nicht, bestimmt nicht, Tante Tine hat doch keine Ahnung –. – Sie sehen doch, Fräulein Hafer – Augenblick, bitte! – Ich habe noch ein Gespräch! Ich rufe Sie dann zum Diktat – Kind, du siehst doch! – Hallo? Bist du noch da, Süße? – Na, nun halt mal, bloß keine Panik, das kommt doch gar nicht in Frage, Süße, schließlich, ich habe zwei Kinder –. Natürlich, die auch, eifersüchtig brauchst du wirklich nicht zu sein, das reicht mir bei Lina! – Du mußt eben vorsichtig sein. – Klar, keinem Menschen ein Wort, ich bin doch nicht wahnsinnig, von mir hört das keiner, du kennst doch Lina – Mein Gott, Fräulein Hafer! Sie sehen doch, daß ich ein dringendes Gespräch – Augenblick! – Was ist? – Ach was, der soll warten, ich sage Ihnen ja, ich bin gleich fertig, ich sage Ihnen Bescheid! – Hallo – Süße? Entschuldige, bitte, aber nun kommt auch noch Meyerbeen bei mir an, ich muß Schluß machen. – Von mir? Ja, bist du denn völlig verrückt? Da mache ich nicht mit, Süße, das kannst du nicht verlangen, ich bin ja gerade froh, daß das andere weg ist! – Das kann man nie wissen, wenn dein Mann mal –. – Weiß ich ja, Süße. Aber wissen kann man das nie. – So. Na, dann wird es jetzt auch niemand auffallen, dann ist es ja gleich, ich bin doch nicht ganz verrückt, ich komme ja in Dreideubelsküche, du kennst eben Lina nicht! Nimm doch irgendein Bild von Toni –. – Bitte, schließlich ist er dein Sohn, das kannst du dann jedem zeigen, ein bißchen Lockenkopf mag jeder gern. – Na, meins jedenfalls nicht, und bloß, weil Tante Tine das vielleicht mal gesehen hat, du bist auch zu mißtrauisch, Süße, das ist doch Unsinn, die ist doch harmlos. Aber daß mein Bild in dem anderen steckt – und keiner weiß,

wo das ist! – Wer? Der hat das? Ja, warum sagst du das denn nicht gleich? Also, du bringst mich in eine Situation, Süße, das kann ganz unangenehm werden, wenn der uns auffliegen läßt, warum sagst du mir das denn nicht gleich? – Bitte, meinetwegen, mit wem du willst, aber laß mich bitte heraus, du reißt mich da in was rein, also –. – Nein, natürlich, aber das weißt du doch, Süße, ich habe dir doch gesagt, das mußt du doch wissen, Süße – immer, wirklich. Aber wenn der uns reinreißen will –. – Nein, eigentlich nicht, ich habe nie was mit Franz Hinrichsen gehabt, aber bei dem weiß man nie, der ist doch stadtbekannt, und ausgerechnet von dem läßt du dir das Ding abpflücken? Du mußt dir doch sagen –. – Ja, verstehst du denn nicht, ich habe die Nase voll, du bringst mich in eine Lage, also ich will das nicht mehr! – Sicher, kann er auch nicht, beweisen kann er uns gar nichts, aber das ganze Theater, ich sehe schon, was da auf mich zukommt, und Franz Hinrichsen ist gefährlich, der mit seiner Vergangenheit. – Ich? Wieso? Mir kann keiner was sagen, ich habe bloß immer den ‚Boten‘ gemacht, sowas hätte ich von dir aber nicht –. – Nein, da bin ich empfindlich, aber das verstehst du natürlich nicht, das hast du noch nie verstanden, ich habe eben eine andere Auffassung von Ehre, und ich will mit der ganzen Geschichte – also ich streite alles ab, ich weiß von nichts! – Na, nun heul doch nicht gleich, Süße, ich habe ja gar nicht –. Na ja, das mußt du doch einsehn, ich habe schließlich auch Nerven, und draußen wartet Meyerbeen –. – Nein, du bist doch immer mein –. Ja, wie gestern, Süße, das ist mir ganz unvergeßlich, wir beide, nicht, Süße? Das Wasser war viel zu tief –. – Na ja, ich kann auch nicht immer so, wie ich möchte, und daß du ausgerechnet mit dem schönen Franz, der hat doch die ganze Bürgerschaft gegen sich! – Natürlich, das ist deine Sache, du kannst tun, was du willst. Aber mich –. – Ich sage dir ja, ich bin in einer ganz bescheidenen Lage, wo wir nun endlich die Erbschaft –. – Jawohl, da atmet man endlich mal auf, das mußt du schließlich verstehen, und dann kommst du nach zehn Jahren –. – Meinetwegen auch neun! – Meinetwegen, aber jetzt nicht mehr, Meyerbeen wartet draußen, der will mir doch auch erzählen, daß das Medaillon wieder da ist. – Natürlich bring ich die Meldung. – Sicher. Aber ruf mich hier bloß nicht wieder an. – Aber das weißt du doch, Süße, das vergesse ich

niemals, das kann ich ja gar nicht vergessen, ich schwöre dir –. – Ja, also tschüs. – Ja, sicher. Tschüs. – Ja, bald mal. – Sicher, sicher. – Ja, Süße. – Tschüs auch. – Ja, Küßchen! – Ja. – Nein, ganz bestimmt. – Es ist nicht zu fassen! – Süße, bring mal Herrn Meyer-been rein!”

Man könnte nun meinen, die Medaillon-Geschichte wäre hier abgeschlossen. Doch weit gefehlt! Anton Lumme benützt nämlich im folgenden dieses kleine Ereignis, das in Wirklichkeit außer den unmittelbar Betroffenen kaum jemand in Bödelstedt mehr als einige Augenblicke lang beschäftigt haben mag, um in einem versponnenen Hin und Her niedrige, ja auch niederste Instinkte zu Wort kommen zu lassen. So beispielsweise, stellt er sich vor, habe der angebliche Dieb, nämlich Franz Hinrichsen, über dessen Gestalt wir noch ausführlicher zu reden haben werden, mit seinem älteren Bruder Hinrich Hinrichsen gesprochen:

„Keine Angst, Hinrich, hab’ bloß keine Angst, dein Geld kannst du heute behalten! Ich wollte dir nur mal was zeigen, Hinrich, was Wunderschönes, das hast du noch gar nicht gesehen, was? Das will ich jedenfalls hoffen, das hat sie nämlich nicht jedem gezeigt – da staunst du, was? Nein, nein, ich behalte es lieber in meiner Hand, bei mir ist es sicherer als bei dir. Meinst du vielleicht, ich pflücke mir so etwas Schönes, so etwas Kostbares, und passe nicht fein darauf auf? Keine Angst, Hinrich, ich passe auf, andere dürfen das nur mal ansehen – hübsch, nicht? Und Rosa hat bestimmt nichts dagegen, nachdem der Spitzbube ihr das Erbstück per Post wieder zugestellt hat, der ‚Bote‘ muß es ja wissen, der feine Herr Bleich. Und weißt du auch, warum er das wissen muß? – Da staunst du, was, Hinrich, was für ein hübsches Bildchen Rosa an ihrem üppigen Busen getragen hat – da hat sogar dein kleiner Bruder gestaunt, Hinrich, als er das Medaillon aufmachte, und wer sieht ihn an: Werner Bleich! Das ist doch immerhin interessant, nicht, Hinrich, das finde ich auch! – Nein, nein, du sollst es nicht haben, das wertvolle Erbstück in Gold-doublé, das hätte Rosa bestimmt nicht gern, das muß unter ihren Freunden bleiben, Hinrich, sie läßt sich schließlich noch längst nicht von jedem in den Ausschnitt fassen – nee, Hinrich, da kommst du nicht ran. Aber ihr werdet euch alle noch wundern! – Ach, du meinst, das geht nun immer so weiter: vor 33 der schöne

Franz, na ja, aber bloß Margarinevertreter, natürlich ein Nazi, der kann nichts und taugt nichts, der arme Vater – aber nach 33, ach ja, unser Franz ist bei der SS, der kann uns helfen, der hilft doch gern, er ist ganz dicke mit allen Führern, unser Franz – und dann, ich weiß, Hinrich, es ist unangenehm, solchen Bruder zu haben, der bei der SS war, er hat ja noch nie was getaugt, bestimmt hat er Dreck am Stecken, der arme Vater, wenn er das noch erlebt hätte, der Franz war doch schon ein mißratenes Kind und hat mit den kleinen Mädchen Doktor gespielt, wie sowas in die Familie kommt?! So ist es doch, Hinrich – oder tu ich euch unrecht? Sag es nur, Hinrich, du bist doch ein Ehrenmann, ihr seid doch alle Ehrenmänner in Bödelstedt, und sonntags geht ihr zur Kirche, seitdem das wieder üblich ist, und eure Frauen sind sittsam und haben niemals und waren immer die Sittsamkeit selbst und haben ganz bestimmt nicht mit Franz Hinrichsen Doktor gespielt – nicht, Hinrich? Und die Ehe ist heilig, und der Einzelhandel ist heilig, und die Gewinnspannen natürlich auch, ich kenne das doch, ich bin doch hier aufgewachsen, und wer was dagegen sagt – ach was, es reicht schon, wenn einer etwas dagegen denkt, das riecht ihr sofort, dann ist er eben mißraten, dann muß einem der Vater leid tun, dann kann es bloß mal vorkommen, daß man ihn braucht – nicht, Hinrich, du wolltest doch damals so gern in die Partei, du warst doch im Grunde schon immer dafür gewesen und nur deutschnational, weil man in Bödelstedt immer deutschnational war, dein kleiner Bruder konnte das ja bezeugen, damit du dann Uniformen verkaufen konntest, war doch ein schönes Geschäft, was, Hinrich, wo jeder mindestens eine Uniform brauchte, und alles mit vorgeschriebenen Preisen, das konnte man schon mal mitnehmen. Oder tu ich dir Unrecht, Hinrich? Bloß hinterher, da war es natürlich Franz Hinrichsen gewesen, der hatte an allem Schuld und hatte die unschuldigen Stahlhelmer einsperren lassen, den tapferen Meyerbeen an der Spitze, der 41 und 42 und 43 und 44 die Notlage Bödelstedts linderte, indem er aus Frankreich ganze Lastwagen schickte mit Seife und Sekt und Spitzenwäsche, Zähne zusammen und durch, und für Kenner gab es auch Fotoserien, während der schöne Franz in Polen saß, der war ja einer von den ganz Scharfen und schreckte vor gar nichts zurück, Butenschön hat er vielleicht auch auf dem

Kerbholz – und dann die Frauengeschichten, was hat er bloß für Frauengeschichten gehabt, die Mädchen waren ja alle ganz wild auf die schneidige Uniform, obwohl er nur Margarinevertreter ist, und sein ganzes Erbteil hat er verschleudert – was, Hinrich? 10 000 deutsche Reichsmark, die du mir am 1. Juni des sonnigen Jahres 1948 bar auf den Tisch gezahlt hast, das war 'ne üppige Erbschaft, die hat der schöne Franz in zweieinhalb Wochen verpraßt, es ist nicht zu glauben! Aber so war der eben immer, er soll doch froh sein, daß sie ihn nicht eingesperrt haben, wo er in Polen war – nicht, Hinrich? Ich kenne euch, lieber Bruder, und ich kenne euch deshalb so gut, weil ich einer von euch bin und bloß zufällig ein Typ, den die kleinen Mädchen mögen – nicht wahr, Hinrich, wenn du meine Nase hättest und meine Figur – stell dir vor, du wärest der schöne Hinrich, du hättest allerhand Arbeit gehabt in Bödelstedt, und manche Männer würden dich nicht so freundlich ansehen! – Ich weiß, Hinrich, ich weiß ja, du bist eben ein sauberer Charakter, man tut sowas nicht – klar, Hinrich, dein Charakter, der ist in Ordnung, und immer für die Regierung, rot oder braun oder schwarz, aber Ordnung muß sein, und die falschen Fuffziger wie dein Bruder Franz, die bloß Margarine verkaufen und manchmal ganz oben sind und meistens ganz unten, die sollen sich in die Ecke stellen und sollen sich schämen, daß sie mißraten sind – einer muß sich ja schämen, frag nur den Propst, der weiß ein freundliches Sprüchlein dazu, das kannst du Berta zum Hochzeitstag rahmen lassen. Nee, Hinrich, mir machst du nichts vor, und deshalb freu' ich mich so über dieses hübsche Erbstück von achtzehn Karat, bloß unten ist das massive Gold schon ein bißchen durchgescheuert, aber wenn's im ‚Boten‘ gestanden hat, dann ist es achtzehnkarätiges Gold, und die Ehre der Bürgerschützen ist wieder blank, und Hans Scheele darf seine Hosen wieder hochziehn. – Ach? Und was meinst du, was ich mit diesem Erbstück anfangen werde? Ich will dir mal sagen, Hinrich, das kleine Ding aus echtem Gold-doublé ist mehr wert als meine ganze Erbschaft, bare 10 000 Reichsmark am 1. Juni 1948, dafür gab es zehn Pfund Kaffee und 200 Zigaretten, da hatte dein Bruder ausgesorgt für den halben Sommer, er konnte ja niemals rechnen – nicht, Hinrich? Dies Medaillon ist mehr wert, lieber Bruder, und erstmal werde ich

dich wohl nicht mehr anpumpen müssen, bei Lummes gibt es Kleingeld genug, und Lina Bleich hat doch grade die Erbschaft gemacht, da fehlt es dem braven Herrn Bleich bestimmt nicht an Taschengeld. – Aber Hinrich, du kannst doch deinen eigenen Bruder nicht beleidigen, sowas geht mir ja direkt an die Ehre – das ist nicht Erpressung, Hinrich, sondern ein nettes kleines Geschäft – ist doch egal, mit was man handelt! Und wenn bei deinem Freunde August die Kohlen nicht stimmen, dann kannst du ihm ja mal ein Darlehen geben, bleibt alles in der Familie, und Hinrichsens sind eine feine Familie – nicht? Lauter feine Leute in Bödelstedt, und wenn da mal einer im Schlamm gefunden wird und ist leider tot, dann kann das höchstens der schwarze Franz gewesen sein, der mißratene Hinrichsen, aber ganz bestimmt nicht der ehrbare Hinrich mit dem schönen Geschäft. – Nee, behaupte ich ja auch gar nicht, Hinrich, du warst es bestimmt nicht, du bist doch viel zu feige, als daß du mit deinen politischen Gegnern abrechnen würdest, so seid ihr doch alle! Aber natürlich bist du dabei, wenn die neue Brücke eingeweiht wird, und auch im Stadtrat, da fällt immer mal was ab, und wir konnten inzwischen die Drecksarbeit machen, hier und in Polen und anderswo. Glaubst du vielleicht, das hat Spaß gemacht? Aber das war eben Pflicht, mein Lieber, das haben wir für die Idee getan, an die ihr nicht glaubtet, an der ihr nur verdienen wolltet und auch verdient habt, sehr schön verdient habt, und das wäre noch gar nicht so schlimm gewesen, wenn ihr bloß an irgend etwas geglaubt hättet – an irgend etwas! Wir haben den Saustall ausmisten dürfen –. – Nee, Hinrich, Pech gehabt, mit Butenschön hatte ich zufällig nichts zu tun, das haben andere erledigt. Aber wir haben für Ordnung gesorgt, und das hat Nerven gekostet, mein Lieber, ich könnte dir einiges erzählen, und nicht nur von hübschen polnischen Mädchen! Aber ich werd' mich hüten – ich war nämlich bloß in der Verwaltung, verstehst du, damit mal deutsche Ordnung nach Polen kam, da haben wir eben verwaltet! – Ach was, mir kannst du gar nichts erzählen, Hinrich, ich kenne doch Bödelstedt! Weißt du, mit wieviel ehrbaren Frauen ich hier schon geschlafen habe? – Ich auch nicht, Hinrich, da mußst du sie alle einzeln fragen und dann addieren – frag doch mal Berta, vielleicht weiß die auch was davon! Die sind doch alle

gleich hier – nur Rosa Lumme ist anders und nicht das, was man in Bödelstedt eine Dame nennt – schöne Damen! Und ich mag sie, sogar noch in diesem Alter, wenn deine Berta sich nur noch ins Nachthemd wickelt und links und rechts eine Wärmflasche und ein Heizkissen auf dem Bauch – erzähl mir nichts, Hinrich, ich kenne Berta ganz gut, mir brauchst du nichts zu erzählen! Aber Rosa, die ist nicht so, die hat wenigstens Spaß dran, und eigentlich tut es mir leid, daß sie nun der Hebel wird, an dem ich das ehrbare Bödelstedt ein bißchen aus den Angeln hebe – verstehst du: Es tut mir wirklich leid, aber sein ehrlicher Name wird August sicher was wert sein – ich komm’ noch zu was, Hinrich, verlaß dich darauf. – Woll’n wir wetten? – Na, bitte, du hättest ja doch verloren, ich schenke dir das verlorene Geld, oder du rechnest es mir auf die Erbschaft an, ja?”

Ich habe dieses Kapitel wiederum ohne Unterbrechung und Zwischenkommentare abgedruckt, damit der Leser selbst das tiefe Erschauern über menschliche Abgründe erfahren könne, das mich schon bei der ersten Lektüre erfaßte: ein Erschauern nicht so sehr über die – wieder weithin völlig frei erfundenen – Tatsachen, die hier beiläufig mitgeteilt werden, sondern über jenen Menschen, dessen kranke Phantasie sich so etwas ausdenken konnte! Ergänzend muß ich dazu noch anmerken, daß es den schon vorher mehrfach erwähnten und hier ausführlich vorgestellten Franz Hinrichsen – im Gegensatz zu den anderen Figuren in den Aufzeichnungen meines Schwiegersohnes, die durchaus ihre wenn auch oft sehr weit entfernten Vorbilder in der Wirklichkeit haben – in Bödelstedt weder gibt noch jemals gegeben hat! Zwar hatte Hinrich Hinrichsen, wie ich auf dem hiesigen Standesamt feststellen konnte, einen älteren Bruder namens Paul, der erst im vergangenen Jahr im gesegneten Alter von 76 Jahren verschieden ist. Aber dieser Paul Hinrichsen ist schon vor dem Weltkrieg nach Chile ausgewandert, und erst die schreckliche Notzeit nach dem zweiten Weltkrieg hat die Bödelstedter Hinrichsens veranlaßt, wieder mit ihm in Verbindung zu treten, zumal er seinerzeit anscheinend wegen jenes „Doktor-Spielens“ von der Familie verstoßen worden war, das Anton Lumme dem erfundenen Franz Hinrichsen zuschreibt. Wie dem aber auch sei: Franz Hinrichsen ist eine reine Phantasiegestalt Anton Lummes,

eine Ausgeburt seiner nachweislich von pathologischen Einflüssen bestimmten Vorstellungskraft. Gewisse Verwandtschaften dieser Gestalt mit einem Beamten der seinerzeitigen Geheimen Staatspolizei namens Jungmann, welcher von 1937 bis 1945 in Bödelstedt tätig war, sind zwar nicht ganz auszuschließen. Ein Zusammenhang aber zwischen diesem Gestapo-Beamten und der Familie Hinrichsen ist in keiner Weise verbürgt oder auch nur wahrscheinlich, was u. a. auch dadurch bewiesen wird, daß jener Jungmann an anderer Stelle der Aufzeichnungen selbst erscheint. Die geringen Übereinstimmungen dürften also zufälliger Natur sein, und auf jeden Fall bleibt festzustellen, daß Franz Hinrichsen in Bödelstedt nie existiert hat.

Unter dieser Prämisse ist auch der nun folgende Abschnitt aus der Medaillon-Geschichte leicht als frei erfunden zu durchschauen, weil darin von einer angeblichen Reaktion Hinrich Hinrichsens auf den angeblichen Besuch seines Bruders die Rede ist. Die kleine Geschichte mit dem Zuckerbäcker Klüten dagegen mag sich ungefähr so zugetragen haben, wie Anton Lumme sie hier schildert, wenn man sich auch vor voreiligen Urteilen und Verurteilungen hüten sollte, Es darf nicht vergessen werden, daß gerade im letzten Kriegsjahr wirklich alle Kräfte der Nation bis zum äußersten Maße für den Endsieg an- und eingespannt waren, so daß eine vielleicht etwas heftige Reaktion auf offensichtlichen Defaitismus durchaus verständlich erscheinen kann. Verantwortungsbewußte Führungskräfte jedenfalls konnten damals Menschen gegenüber, die den ringsum mit letzter Hingabe kämpfenden Fronten in den Rücken zu fallen drohten, nur das tun, was ihre Pflicht war. Im übrigen wird in diesem Falle nicht Franz Hinrichsen eingegriffen haben, der, wie gesagt, nur in der Phantasie meines Schwiegersohnes existierte, sondern der oben erwähnte Beamte Jungmann.

Es handelt sich im folgenden um ein Gespräch zwischen Hinrich Hinrichsen und August Lumme.

„Aber das tut der, August, der tut das – was ich dir sage, da kennt der gar keine Hemmungen! Ich kenne doch meinen Bruder, August, der schreckt vor gar nichts zurück! Du bist mein Freund, August, deshalb bin ich doch gleich zu dir – ich kenne Franz schließlich, der ist eben so, ich hab ihm durch all die Jahre

immer wieder geholfen, was willst du denn machen, wenn dein eigener Bruder und kommt und ist in Malesche, dann hilfst du natürlich – ich habe ihm immer geholfen, August, obwohl er sein volles Erbteil bekommen hat, auf Heller und Pfennig blank auf den Tisch gezahlt. Aber er kann ja nicht rechnen, Gott sei's geklagt, und deshalb kommt er nun immer und immer wieder und bittet mich an und preßt mir den letzten Zehnmarkschein aus der Tasche, das ist doch alles versteuertes Geld, August, das kann ich doch nicht mal so eben und nehme das aus der Kasse, ich habe doch auch nur mein Taschengeld, was meinst du, wenn Berta das wüßte, ihr darf ich das gar nicht sagen. Und deshalb mußt du die Anzeige machen, August, eigentlich ist es sogar deine Pflicht, du warst doch damals dabei, ich kann das schlecht als sein Bruder, anders wirst du ihn niemals los. Oder willst du es dulden, daß deine Ehre von so einem besudelt wird? Ich bin dein Freund, August, ich habe dich immer reell bedient, ich habe dir nie was Schlechtes verkauft – nicht, August, du warst doch immer zufrieden mit unserer Ware? – Na ja, so war er schon immer, ich kann nichts dafür, was haben wir uns für Sorgen gemacht um ihn, was hat er unseren Eltern für Kummer gemacht! Das weiß kein Mensch, August, und nun ist er beinahe fünfzig und ist nichts geworden und kommt noch immer und preßt mir den letzten Groschen ab, was soll ich denn machen, August, schließlich ist er mein Bruder, obwohl er sein volles Erbteil bekommen hat, 10 000 ehrlich verdiente Mark, August, da mußte ich lange für arbeiten, aber er hat die 10 000 Mark bekommen, wie unser Vater das wollte, und keinen Pfennig zu wenig. Aber er war eben ein spätes Kind, es fehlt ihm einfach der Charakter, du kennst ihn doch auch, August, im Grunde ist er kein schlechter Kerl, nur haltlos ist er, und deshalb macht er leicht mal so faule Sachen, und es ist ihm egal, ob da glückliche Familien und solide Geschäfte vor den Hund gehn, er kennt nur sich selbst, August, und deshalb wollte ich dich gleich warnen, August, und ich meine, du mußt etwas unternehmen, das kannst du dir nicht gefallen lassen. – Nein, August, wenn mein eigener Bruder kommt und will meinen besten Freund vernichten –. – Jawohl, das hat er gesagt, August, er will dich vernichten, aber ich habe ihm auf der Stelle gesagt: Franz, habe ich gesagt, das laß ich nicht zu, das ist eine

Sauerei, habe ich gesagt, das kannst du mit meinem Freunde August nicht machen! Und deshalb bin ich gleich zu dir gegangen, August, nicht mal Berta weiß was davon – was meinst du, wenn die das wüßte, da dürfte mein eigener Bruder nicht mehr über die Schwelle kommen, und schließlich ist er mein Bruder, August, und wenn er auch mein Ruin ist –. – Natürlich, August, ich weiß gar nicht, was ich sagen soll, daß du und willst es ihn nicht vergelten lassen, das werde ich dir bestimmt nicht vergessen, August, das ist die Haltung eines Freundes, da könnte der Propst eine Predigt von machen – wenn Franz nur ein einziges Mal in seinem Leben, daß man sagen könnte: Siehst du, er gibt sich immerhin Mühe, er ist gar nicht so, er gibt sich doch Mühe! Aber statt dessen – nein, August, du sollst keine Rücksicht nehmen auf mich, du mußt jetzt die Anzeige erstatten, er muß jetzt büßen für das, was er getan hat, ich will ja gar nicht von anderem reden, er war doch in Polen mit der SS, das muß ganz furchtbar gewesen sein – davon will ich gar nicht reden, da muß er selber mit unserem Herrgott ins Reine kommen. Aber wenn er dir nun die Ehre abschneiden will, August, und will dafür noch bezahlt werden – also, das geht zu weit, da wirst du ja arm bei, August, und deshalb mußt du was unternehmen. Einmal läuft der Brunnen über, und hier ist es soweit, daß der Brunnen bricht, und ich stelle alle meine Gefühle als Bruder zurück und sage dir als dein bester Freund: Du mußt jetzt was tun, ehe es zu spät ist. Denn sowas spricht sich doch rum, was meinst du, wenn Hans Scheele erst Wind davon kriegt, das kann uns die nächste Wahl kosten, das ist doch nicht auszudenken für den selbständigen Einzelhandel in Bödelstedt, im Konsum verkaufen sie auch schon Strümpfe, wie soll man sich denn dagegen wehren? Denn wir wollen unser persönliches Schicksal ruhig unter den Scheffel des großen Ganzen stellen, August, das haben wir schließlich immer getan, da kann uns keiner was sagen. Aber wenn mein eigener Bruder mit Verleumdungen und mit persönlichen Schweinereien kommt und zum Schluß mit Erpressung, da müssen wir hart sein, da geht es um mehr. Und es waren doch mindestens noch zwei Zeugen dabei, Jansen hat es auch mitgekriegt, der stand an der Theke, das weiß ich wie gestern, und Jansen hat die Braunen nie riechen können, seine Frau haben sie doch auch eingesperrt, den

kannst du ruhig als Zeugen nennen, ich als sein Bruder will lieber nichts sagen, das mußt du verstehen. Aber das muß nun endlich vor den Richter kommen, daß da einer einen armen alten Mann anzeigt, unsern guten Klüten, und keiner konnte nachher das Geschäft übernehmen, Frau Klüten mußte sterben in Armut und Not, und keiner hat jemals wieder von Klüten gehört – sowas darf doch nicht ungestraft bleiben, wenn Franz uns jetzt so kommt – das kann ich ihm nicht vergessen, wie wir am Stammtisch saßen und hatten alle noch unseren Stammtischschnaps, und Klüten kippte von seinem Schnaps auf den Tisch und malte ein Kreuz draus – was, August, das war schon erschütternd, mir kamen richtig die Tränen, da macht man doch gar nicht viel Worte, da steht man auf und schüttelt dem Leidtragenden männlich die Hand und fertig. Aber Franz, der mußte natürlich sagen, daß Heini Klüten für Deutschland gefallen war und daß der alte Klüten stolz auf ihn sein konnte und daß das Vaterland ihn niemals vergessen wird – wer will das denn hören, in dem Zustand, sie hatten doch auch schon Willi Klüten geholt, den Ältesten, der im Kopf nicht ganz richtig war, der war dann an einem grip-palen Infekt gestorben, man weiß ja, wie das damals ging, wenn einer nicht richtig im Kopf war, da waren sie rücksichtslos, wegen der Volksernährung. Und nun war Heini Klüten auch noch gefallen, und niemand war da, der die Zuckerbäckerei übernehmen konnte, und Klüten mit seinem weißen Vollbart, das war noch 'ne Figur, August, was – da konnte man schon den Hut ziehen, und Franz hätte still sein sollen und nicht solche Reden führen vom unsterblichen Deutschland und so, wenn er das damals vielleicht auch selber geglaubt hat, er war ja niemals besonders schlau, aber er ist gefährlich, und deshalb, weil er gefährlich ist, mußt du jetzt Anzeige erstatten, das war eine ganz schäbige Sache, August, wie der alte Klüten Franz ansah, als wollte er ihn gleich niederschlagen, aber er tat ja keiner Fliege was, er war schon eine Figur, unser Klüten, so einen soll man erst wiederfinden. Und er sagte bloß, und das war doch sehr eindrucksvoll. ‚Schäm dich, Franz‘, sagte er, ‚Schäm dich was!‘ Er hätte natürlich lieber nichts sagen sollen, denn Franz fragte gleich – das weißt du doch auch noch, August: ‚Wieso denn, Herr Klüten?‘ Und dann war es aus – ich weiß noch, du hast noch versucht, daß

du ihn beruhigst ‚Nun gehn Sie erstmal nach Hause, Herr Klüten‘, hast du gesagt, ‚Wir müssen das alle tragen‘, und zu Franz hast du gesagt: ‚Nun laß doch den alten Mann, der weiß doch gar nicht mehr, was er spricht!‘ Aber Franz, und das kann ich ihm nicht vergessen, und er muß seine Strafe haben, wenn er jetzt wieder mit Schweinereien anfängt, obwohl er mein eigener Bruder ist – weißt du noch, August, er hat geschrien und getobt wie im Film: ‚Wie sprechen Sie überhaupt von unserem Führer, Klüten – wiederholen Sie das, wiederholen Sie das!‘ Und der alte Klüten, er war ja ’ne Figur, was, August, das war noch der alte Schlag, der sagte wirklich, und jeder hat es gehört: ‚Das weiß doch jeder, Franz, daß dein Führer ein Mörder ist!‘ – er war ja ganz groß in Fahrt, aber damals durfte man das natürlich nicht sagen, und einen Tag später war er schon weg, und hast du ihn jemals wiedergesehen? – Sicher, August, das ist ein klarer Fall von Beihilfe zum Mord, das wird mit Zuchthaus bestraft, und wenn du nicht Anzeige erstattest, August – eigentlich ist das ja deine Pflicht, ich hab mich schon immer gewundert, daß keiner Anzeige erstattet hat – das war doch eine ganz große Schweinerei, August, das darf nicht so hingehn, und so einer kommt dann, und es ist mir bitter, August, daß der sich mein Bruder nennt, das ist nicht leicht für mich, August, darunter hat man zu tragen, so einer kommt und will meinen besten Freund fertigmachen – da kann ich nur sagen: Halt! Ich habe ihm das ins Gesicht gesagt: ‚Bis hierhin, Franz, und keinen Schritt weiter, hier beißt du auf den Granit unserer Freundschaft!‘ Deshalb bin ich ja gleich zu dir, August, du mußt etwas tun, er kriegt mindestens drei Jahre dafür, da kann er sich mal in Ruhe überlegen, was man in Bödelstedt tut und was nicht. – Ja, August, Berta wartet auch, ich will dich nicht länger aufhalten. – Aber das war doch ganz selbstverständlich August, wir sind doch Freunde – was, August, wir bleiben die Alten!”

Ob und inwieweit es sinnvoll ist, die Medaillon-Geschichte nach diesem schrillen Mißklang noch weiter zu verfolgen, möchte ich im Sinne meiner dieses Kapitel einleitenden Worte dem Leser anheimstellen, der allerdings im letzten Abschnitt noch ein wenig von jener Komik finden dürfte, auf die hin diese mit unappetitlichem Behagen ausgemalte Episode von einem Erzähler an-

gelegt worden wäre, der mehr Künstler und weniger in Anton Lummes Art „Berichterstatter“ gewesen wäre. Vorher möchte ich aber noch einmal auf die Gestalt Franz Hinrichsens zurückkommen, die in den ersten beiden Fassungen der Aufzeichnungen nur ganz am Rande erscheint – ein Umstand, aus dem gewiß Folgerungen gezogen werden dürfen. Anton Lummes ständiger psychischer Verfall nämlich, auf den hinzuweisen ich bei Vergleichen zwischen den verschiedenen Niederschriften schon mehrfach Gelegenheit hatte, scheint zuletzt so weit fortgeschritten zu sein, daß es zu einer Art Verteufelung dessen kam, was mein Schwiegersohn in seinem letzten Lebensjahrzehnt mit wachsendem Haß verfolgte. Weil er in unserem friedlichen Bödelstedt keine jener finsternen Gestalten, auch jene Untaten nicht finden konnte, die ihm stellvertretend für seine abstrusen zeitgeschichtlichen Vorstellungen hätten erscheinen können, schuf sein krankes Gehirn sich schließlich selbst solche Geschehnisse (der angebliche Mord an Butenschön!) wie auch eine Figur, der er den Atem seines Hasses einzuhauchen versuchte.

Es handelt sich allerdings bei Franz Hinrichsen im Zusammenhang der Aufzeichnungen Anton Lummes um eine singuläre Erscheinung, und deshalb mag hier auch nur noch kurz dargestellt werden, wie der weitere Verlauf dieses erdachten Lebens von Anton Lumme beschrieben bzw. umschrieben wird. Nur noch einmal nämlich wird von Franz Hinrichsen gesprochen, und zwar dort, wo sich der Redakteur Bleich gegen Vorwürfe seiner Frau verteidigt, die – angeblich – durch den Bödelstedter Klatsch (Frau Marenholt) davon unterrichtet worden ist, daß Franz Hinrichsen das Rosa Lumme entwendete Medaillon zu später Stunde in einer Gastwirtschaft gezeigt und dabei auch das darin enthaltene Bild des Redakteurs Bleich vorgewiesen habe. Ich bringe dieses Kapitel auszugsweise – und tue das trotz gewiß verständlicher Bedenken –, weil es gleichzeitig den Schlußpunkt setzt unter die Medaillon-Geschichte.

„Das mußt du nicht glauben, Lina, du kennst doch Bödelstedt, wie kannst du denn sowas glauben, du weißt doch, wie die Leute reden! Wie sollte ich denn und ausgerechnet mit Rosa Lumme, die ist doch ein altes Weib und fett – mit sowas sollte ich und hab’ zu Hause mein Linakind? – Aber du bist doch nicht dumm,

Lina, daß du so etwas glaubst – nun wein' doch nicht, das ist doch alles erstunken und erlogen, du weißt doch, wie die Leute reden, was haben sie alles erzählt von Butenschön, und wer ist es schließlich gewesen? Herr Borsten, das haben beide beschworen, Lumme und Scheele, Borsten hat es getan, und was haben die Leute vorher geredet, wenn ich das alles ernst nehmen und aufschreiben wollte, ich wüßte gar nicht wohin vor lauter Prozessen! Du weißt doch, Lina, so einer ist dein Werner doch nicht. – Na ja, damals, das war auch was anderes, du mußt doch Vertrauen haben zu mir, und wer sowas sagt, dem werde ich ganz was anderes, das ist Verleumdung – ich und die dicke Frau Lumme, stell dir das bloß mal vor, wo ich zu Hause mein süßes, schlankes Lina-kind habe! Die Leute reden doch immer, nachher ist dann alles nicht wahr und keiner ist es gewesen, und wenn Franz Hinrichsen wirklich ein Medaillon hat – der hat doch genug auf dem Kerbholz, der sollte lieber still sein, wer nimmt denn Franz Hinrichsen ernst? – Aber nun hör' mir doch zu, Lina, ich hab' dir doch nichts getan, wirklich nicht, die sind bloß neidisch auf uns, weil sie keine so glückliche Ehe führen, und darum verdächtigen sie die ganze Welt, und besonders die alte Marenholt, mit der solltest du besser gar nicht reden, und wenn Franz Hinrichsen wirklich gesagt haben sollte, aber das glaube ich nicht, das haben die Leute sich aus den Fingern gezogen, daß er so etwas in die Welt setzt –. – Natürlich, wenn er das wirklich gesagt hat, das lasse ich mir nicht gefallen, Lina, schließlich bin ich jemand in Bödelstedt, und mich machen sie nicht so fertig wie den armen Lumme, jetzt ist er zur Kur, das Herz will nicht mehr und der Kreislauf, den haben sie fertiggemacht mit ihrem Reden, er ist es gewesen, und was war dann? Gar nichts war, Borsten hat Butenschön auf dem Gewissen, aber erst haben sie August Lumme fertiggemacht, weil sie neidisch waren auf ihn und sein schönes Geschäft. Aber ich laß mir das nicht gefallen – was, Lina, wir lassen uns das nicht gefallen, wir beide, das gibt es bei uns nicht – kannst du dir das überhaupt vorstellen, ich und die alte Frau Lumme, die dicke Rosa und ich? – Siehst du, nun lachst du schon wieder, ist ja auch wirklich komisch, ich und die fette Rosa! Wer weiß, wo der schöne Franz das Medaillon überhaupt her hat, das er da rumzeigt, das kann doch gar nicht das von Frau Lumme sein, das hat sie

doch lange wiederbekommen, und wenn wirklich ein Bild von mir drin ist – Lina, ich schwöre dir, das ist mir unerklärlich, ich habe keine Ahnung, wie er zu dem Bild gekommen sein könnte. Aber wir wollen doch mal sehn, ob sie mich auch so fertigmachen wie den armen Lumme, dem haben sie zugesetzt, das war 'ne Schande, und bloß, weil er damals mit Borsten befreundet war, da mußte er Borsten doch helfen, und tot war Butenschön sowieso, das muß ein ganz unglücklicher Schlag gewesen sein von Borsten, da war nichts mehr zu machen, und deshalb hat Lumme dann die Ziegel von Berger geholt und dachte, ich muß meinem Freunde helfen, und er hat Borsten ja auch geholfen, sonst hätten sie Borsten damals angezeigt, aber Butenschön war ja selbst schuld, was überfällt er friedliche Bürger abends am Schalsee, Borsten war schließlich in Notwehr, und der alte Scheele hat ihm auch nur geholfen, weil er grade vorbeikam, das war schließlich seine Pflicht. Aber so geht es eben in Bödelstedt, aus einer Mücke machen sie hier ein Dromedar, ein Nilpferd – siehst du, nun lachst du schon wieder, Lina, du weißt doch auch, das ist doch einfach unmöglich, ich mit der alten Frau Lumme – das ist doch geschmacklos! Wir Männer sehen ja gern mal nach anderen Frauen, das geb' ich ja zu, das weißt du doch auch, du bist doch mein kluges Linakind – aber doch nicht mit Frau Lumme, da sollen die Leute sich was anderes ausdenken, und ich sage dir, ich lasse mir das nicht gefallen, ich gehe der Sache nach, von irgendwem muß die Marenholt ja ihre Weisheit haben, dazu ist sie zu schlau, die setzt nichts in die Welt, was ihr nicht jemand beschworen hat. – Ich sage ja, ich gehe der Sache nach, gründlich, das kannst du mir glauben, Franz Hinrichsen soll mich kennenlernen, der kommt sowieso bald vor Gericht, wegen Beihilfe zum Mord, mir war schon immer klar, daß der keine reine Weste hatte, und so einer kommt und will mein schönes Familienleben zerstören! Das laß ich mir nicht gefallen, und wenn der Prozeß erst läuft, na, er wird sich wundern, der soll mich kennenlernen, denn schreiben kann ich noch – hast du gehört, Willi hat auch gesagt, die Reportage über das Schützenfest könnte glatt in der FAZ stehen! – Aber nein doch, Lina, ich lenke ja gar nicht ab, ich dachte, das ist nun erledigt, das ist doch ganz klar, und wenn Franz Hinrichsen mir mal über den Weg läuft. – Gut, also gut,

ich kann ja gleich morgen mal zu ihm gehn und ihn fragen, ob er einem ehrlichen Bödelstedter die Ehre abschneiden will, das werde ich klären, das ist mir egal, so ein Schürzenjäger, einer hat mir neulich sogar erzählt, daß Freya Hafer –. – ja, unsere Tipse, du kennst sie doch, die mit den hübschen braunen Augen, und wenn man sich diese Augen ansieht, dann fällt einem ja auf, daß der alte Hafer und auch Frau Hafer ganz blaue Augen haben, von denen hat sie die braunen Augen nicht, und ihre Nase ist auch eine Hinrichsen-Nase, das sieht man deutlich.”

Man wird mir gewiß nicht verübeln, wenn ich – eigentlich gegen meine Absicht – hier noch einmal kurz unterbreche. Denn was Herr Bleich an dieser Stelle – angeblich – sagt, das ist wieder die bereits früher erwähnte infame Verleumdung, die ich bei bestem Willen nicht einfach an mir ablaufen lassen kann. Wenn ich jemals geahnt hätte, was Anton Lumme in der Stille seines Zimmers niedergeschrieben hatte, wessen er – wenn auch unter dem Druck schwerer psychischer Störungen – fähig war an Boshaftigkeit, ja Niedertracht, ich hätte nie und nimmer meine Einwilligung zur Verhelichung meiner Jüngsten mit ihm gegeben. Ich kann nur hoffen, der Leser werde mit inzwischen geschärften Sinnen erkennen, wer hier wohl der wahre Schmutzfink ist!

„Aber Lina, ich habe doch nichts mit der – wie kommst du nun wieder darauf?! – Na ja, ich kann doch mal sagen, daß sie braune Augen hat, das fällt einem doch auf, wenn man sie jeden Tag sieht! Aber ich habe doch nichts mit ihr, das ist doch Unsinn, und dann im Betrieb, ich bin doch nicht wahnsinnig, und außerdem bin ich ein alter Mann – sich dir bloß meine Haare an, und man ist doch schon nicht mehr so, Lina, das weißt du doch auch – da werde ich mich mit sowas einlassen, in meinen Jahren! – Aber Lina, du bist wirklich komisch, du weißt doch, dein Werner, Lina, dein Werner – wie könnte ich wohl, ich bin doch nun wirklich aus den Rasseljahren heraus, was, Lina, wir beiden Alten, nur du bist noch immer wie damals, so schlank, und da sollte ich mit der kleinen Hafer – das glaubst du doch selbst nicht!”

Diese Suada muß der Leser über sich ergehen lassen, obwohl er gewiß noch die widerwärtige Prahlerei Bleichs vor seinem Schulfreund Willi im Ohr hat! Welch ein Sumpf tut sich hier auf! Der Leser wird verstehen, daß ich mich nur mit Widerwil-

len auf dieses Niveau herabbegebe, wird allerdings auch einsehen, daß ich die Verdächtigung meiner Frau trotz ihrer offensichtlichen Unglaubwürdigkeit nicht einfach im Raume stehen lassen kann. Die Vermutung, meine Tochter Freya entstamme einem ehebrecherischen Verhältnis, wird anscheinend dadurch gestützt – ich verzichte darauf, das alles aus den Niederschriften Anton Lummes im einzelnen zu zitieren! –, daß ich im Herbst 1936 eine freiwillige militärische Übung absolvierte, und genau acht Monate nach jener sechswöchigen Übung wurde Freya geboren – eine Tatsache, die ich niemals bestritten habe. Doch auch ein Laie konnte seinerzeit dem neugeborenen Kinde ansehen, daß es vorzeitig das Licht der Welt erblickt hatte, und das damals immerhin schon vorgeschrittene Alter meiner Frau erklärt die Frühgeburt medizinisch auf das einleuchtendste. Daß im übrigen gerade jener Franz Hinrichsen der Vater meines Kindes sein soll, der in Wirklichkeit nie existiert hat, darf ich als einen zusätzlichen Beweis für die absolute Unhaltbarkeit von Anton Lummes hinterhältigen Verleumdungen anführen, so daß ich die Erörterung dieses für mich besonders unangenehmen Fragenkomplexes endgültig abschließen kann – wie ich auch die folgende Bleichsche Rede unter den Tisch fallen lasse, zumal da sie in keiner Hinsicht noch neue Gesichtspunkte erbringt.

Dem aufmerksamen Leser wird im übrigen aufgefallen sein, daß in dem zuletzt zitierten Abschnitt wieder auf den sogenannten „Fall Butenschön“ angespielt worden ist. Die endgültige Klärung dieser Angelegenheit müssen wir noch ein wenig hinauschieben; der Leser darf aber versichert sein, daß ich ihm die Ergebnisse meiner sehr eingehenden Nachforschungen keineswegs vorenthalten werde.

11 *Kritische Anmerkungen zu Anton Lummes mißglücktem Versuch, eine Zeitgeschichte seiner Heimatstadt Bödelstedt zu schreiben, sowie grundsätzliche Erwägungen über den Einfluß der Sexualsphäre auf die seelisch-geistige Entwicklung Anton Lummes, dargelegt anhand ausgewählter Zitate seiner Aufzeichnungen: „Vom hygienischen Fortschritt im Hause Lumme“, „Wie Anton lernte, Herrn Jahn richtig anzureden“, „Vom undankbaren Verhalten einer Ostarbeiterin namens Tatjana“, „Geschmacklosigkeiten einer Bödelstedter Pastorentochter“ und „Wie Anton merkte, daß Fleisch verderblich ist.“*

Wir haben schon etliche Tiefen und Untiefen in Anton Lummes Seelenbild ausloten können, haben so manche Schneise in den zuweilen wildwuchernden Dschungel seiner Erinnerungen geschlagen. Trotzdem treffen wir immer noch auf beunruhigende weiße Flecken in seiner seelischen Landkarte, stehen hin und wieder erschrocken vor unerforschten Abgründen, die wir mit den bisher erworbenen Kenntnissen nicht zu überbrücken vermögen. Das liegt zweifellos nicht nur an dem bruchstückhaften Charakter der Aufzeichnungen und meiner notwendig beschränkten Auswahl. Wesentlich ist, daß sich in den Niederschriften meines unglücklichen Schwiegersohnes nicht nur seine subjektive Entwicklung spiegelt, sondern ebenso das ungesunde Charakterbild unserer aus fast allen Fugen geratenen Zeit. Im tiefsten Grunde geht es dabei meines Erachtens nach um das historische Selbstverständnis unserer Gegenwart, dessen krankhafte Entartung in den Aufzeichnungen Anton Lummes erschütternd dokumentiert wird.

Ich möchte nicht allzuweit abschweifen. Der Hinweis sei mir aber gestattet, daß gerade dem deutschen Menschen seit jeher ein besonderes, ein im Wortsinne eigenartiges Verhältnis zu seiner Geschichte eignet. Schon bei Tacitus finden sich diesbezügliche Hinweise, und auch die spätere geschichtliche Entwicklung unseres zum feurigen Überschwang großer Taten und Gefühle tendierenden Volkes zeigt immer wieder die tiefe Problematik auf, die insofern in unserem Volkscharakter liegt. So spricht man denn auch heutzutage wieder allzuviel von der sogenannten „unbewältigten Vergangenheit“ – vergißt aber über diesem Schlagwort, auf das unter dem Einfluß verantwortungsloser Linksinтеллектуeller ein großer Teil unseres Volkes gebannt wie die Schlange auf das Kaninchen starrt, die so dringend notwendige *positive* Beschäftigung mit dem, was unser armes Volk in den letzten Jahrzehnten so bitter erleiden mußte. Immer wieder wird einzig das Schlechte, Mißtönende hervorgezerrt, als ob damals alles und jedes nur schmutzig und verdorben gewesen wäre! Ge-

rade in Anton Lummes Aufzeichnungen spricht sich diese Haltung zu unserer Geschichte in einer für mich geradezu schmerzhaften Deutlichkeit aus, wobei es gewiß nicht persönliche Gründe sind, etwa verletzte Scham oder gar falsche Eitelkeit, die mir diesen Schmerz zufügen. Der Leser wird mir glauben, daß es mir stets um mehr ging bzw. geht – nämlich um das Ganze, und das sowohl in den größeren nationalen Zusammenhängen als auch in bezug auf den bescheideneren heimatlichen Umkreis. Wer sich wie ich seit Jahrzehnten mit geschichtlichen Vorgängen, vor allem aber mit der Historie seiner engeren Heimat befaßt hat, der weiß, welche Fülle ungehobener Schätze hier unter der Oberfläche des schnellebigen Tages auf denjenigen warten, der geduldig genug ist, sie zu suchen. Allerdings haben mich meine langjährigen Bemühungen gelehrt, daß noch längst nicht jeder das notwendige, gleichsam rutengängerische Feingefühl besitzt, das Voraussetzung für eine solche Arbeit ist; schon deshalb konnte der Versuch Anton Lummes, sich literarisch mit seiner Heimat zu befassen, kaum fruchtbar werden.

Ich scheue mich aber auch nicht, dem noch etwas hinzuzufügen, was möglicherweise in manchen Ohren nicht gern gehört werden wird, obwohl es im Grunde nichts ist als eine Selbstverständlichkeit – die Erkenntnis nämlich, daß nur ein Mensch, der voll und ganz zu unserem Volke gehört, die deutsche Geschichte wirklich verstehen kann und daß gleichermaßen nur der die heimatliche Vergangenheit anderen darzustellen vermag, der seit Generationen aus dem Heimatboden lebt und denkt. Anton Lumme trug jedoch nach eigenem Zeugnis zur Hälfte fremdes Blut in sich – ein Blutserbe, über dessen Wert oder Unwert wir uns hier gar nicht auslassen wollen –, so daß er schon aus diesem Grunde in seinen verkrampften Bemühungen scheitern mußte, so etwas wie eine Zeitgeschichte seiner Heimatstadt zu schreiben, gar nicht zu reden von seinem Versuch, diese kleine Heimatgeschichte zugleich zu einem Exempel für unsere völkische Geschichte werden zu lassen. Schon gleich zu Anfang habe ich darauf hingewiesen, und ich hoffe, daß auch derjenige Leser, der mich dort vielleicht noch unzeitgemäß, ja lächerlich zu schelten geneigt war, mir jetzt beistimmen wird: Es fehlte Anton Lumme vor allem jene bodenständige, echte Liebe zur Heimat, die allein ihn hätte befähigen

können, ein treffendes Bild zu zeichnen. Wenn seinerzeit Johannes von Schröder, Capitain im Schleswig-Holsteinischen Infanterie-Regiment, in seiner 1841 erschienenen „Topographie des Herzogthums Holstein“ über den Volkscharakter seiner Landsleute schreibt: „Vor allem gebührt ihnen aber das Lob der treuherzigen und biedern Gesinnung, daher sie auch mit Recht die Deutschen unter den Deutschen genannt worden sind“, so trifft das natürlich auf einen zur Hälfte Polnischblütigen keinesfalls zu.

Anton Lumme war aber auch noch in anderer Beziehung ein gespaltener, ja, ein gebrochener Mensch, und eben darauf müssen wir im folgenden noch etwas ausführlicher eingehen. Der aufmerksame Leser wird zweifellos bisher einen Aspekt in der Lebensgeschichte Anton Lummes vernachlässigt gefunden haben, der für jeden Heranwachsenden zu den wichtigsten Phänomenen überhaupt zählt: seine Beziehungen zum anderen Geschlecht – Beziehungen, die sich ja notwendig auch dann, wenn sie etwa absichtlich verdrängt worden sein sollten, in diesen Niederschriften irgendwie spiegeln müssen.

Ich gestehe, daß ich diesen so wichtigen Teilbereich nicht ohne Vorbedacht zunächst weitgehend zurückgestellt hatte. Zwar war und bin ich mir natürlich über die Bedeutung des Sexuallebens gerade für den Pubertierenden vollauf bewußt, und ich habe ja auch schon – wie man sich erinnern wird – gelegentlich Hinweise auf die untergründigen Beziehungen zwischen Sexus und Politik gegeben. Zunächst aber wollte ich die allgemeinen Verhältnisse, die im weitesten Sinne sozialen Bedingungen und Voraussetzungen lebendig vor dem Leser erstehen lassen, unter denen Anton Lumme heranwuchs. Möglicherweise hängt zwar mein Zögern vor dem besagten Aspekt – ich bin mir selbst darüber nicht ganz klargeworden – auch damit zusammen, daß ich durch den Verlust meiner Tochter an Anton Lumme gleichsam persönlich mit in diesen beunruhigenden Problembereich einbezogen worden bin. Wie dem aber auch sei: Nach Kenntnis von Anton Lummes Aufzeichnungen, die dem Leser ja nur in einer sorgfältig ausgewählten, teilweise auch mit Bedacht gekürzten und gereinigten Fassung vorgelegt werden, besteht für mich gar kein Zweifel daran, daß Wesentliches von Anton Lummes psychischen Entwicklungen und Fehlentwicklungen auf jene verborgene

Wurzel zurückgeführt werden muß, die dem Jugendlichen gerade in seiner Pubertät so ungeheuer viel bedeutet: auf den Sexus.

Der Leser wird von mir gewiß keine ins einzelne gehenden Untersuchungen und Erörterungen erwarten. Jenen Schreiberlingen, die heute unter dem Vorwand der Kunst, ja, der Dichtung das sensationslüsterne Publikum mit schamlosen Enthüllungen aus diesem geheimen Urgrund menschlichen Daseins beliefern, will ich keineswegs Konkurrenz machen, weshalb ich denn auch manche nicht sehr appetitlichen Details dieser Niederschriften dorthin verbannt habe, wohin sie rechtens gehören: in den Papierkorb, der sowieso hoch angefüllt ist mit dem, was einer normal empfindenden Leserschaft – und für sie habe ich die gewiß nicht einfache Aufgabe übernommen, Anton Lummes Aufzeichnungen herauszugeben – nicht zumutbar oder jedenfalls uninteressant ist, wofür ich gern auf spektakuläre Erfolge und Auflagenziffern verzichte, wie sie heutzutage – auch das ein ernstes Zeichen völkischen Verfalls – mit derartigen Schilderungen einherzugehen pflegen.

Es scheint mir notwendig, daß wir uns der Persönlichkeit meines Schwiegersohns noch einmal gleichsam tiefenpsychologisch zuwenden. Schon früher habe ich gelegentlich darauf hingewiesen, daß er das typische Einzelkind war, geprägt durch einen nach außen hin harten Vater (wie es in August Lummes Innerem aussah, darüber will ich hier nicht befinden) wie durch eine zärtlich liebende Mutter, die sich allerdings schon recht früh von ihrem Kinde abgewandt zu haben scheint – der einzige Vorwurf, den man dieser bezaubernden Frau vielleicht machen könnte. Verletzlich und kontaktarm, wie er nun einmal war, scheute Anton Lumme lange vor näherer Berührung mit dem anderen Geschlecht zurück, und noch mit 38 Jahren – zu jener Zeit nämlich, als er meine Tochter Freya heiratete – scheint er sich von gewissen vorpubertären Vorstellungen nicht ganz freigemacht zu haben, sprach er doch damals noch ganz naiv von seiner „großen Liebe“ zu meiner Tochter: ein Wort, das gemeinhin aus dem Sprachschatz jener Altersstufe längst getilgt ist, und das mit Recht, wie mir jeder Lebenserfahrene bestätigen wird.

Der erste Entwurf von Anton Lummes Aufzeichnungen deutet sein Verhältnis zum anderen Geschlecht meistens noch recht

zurückhaltend an. Wir finden hier ein paar Hinweise auf zunächst harmlose Tanzstundenfreundschaften, allerdings auch eine recht derbe Episode – schon 1937! – mit einem jungen, keineswegs unerfahrenen Dienstmädchen, dem vorher – oder gar gleichzeitig – auch Antons Vater mehr als einige freundliche Blicke geschenkt zu haben scheint. In den späteren Fassungen taucht diese Episode, nach der anscheinend das vorher innige Verhältnis zur Mutter abgekühlt zu sein scheint, nicht mehr auf, so daß ich darauf verzichten kann, sie hier zu zitieren, zumal da sie sich in Verlauf und Endergebnis nicht wesentlich von dem unterscheidet, was man heute leider allzu häufig zu lesen gewohnt ist. Ich möchte allerdings einen Absatz aus der zweiten Fassung wiedergeben, in dem Anton Lumme sich ironisch von dem oben erwähnten – ihm anscheinend doch recht unangenehmen – pubertären Jugenderlebnis zu befreien bemüht ist, wobei er gleichzeitig – bezeichnend für seine verkrampfte Haltung! – auch wieder jene Ideale zu beschmutzen versucht, denen er seinerzeit seine geistige Bildung zu verdanken hatte. Gerade die Verschränkung der Sexualsphäre mit den damals von ihm durchaus bejahten völkisch-nationalen Leitideen scheint mir sehr bedeutsam zu sein.

„Ob es vornehmlich die stark gewürzte, mit tierischem Eiweiß übermäßig angereicherte Kost des Hauses Lumme war, die Anton in gewisser Beziehung über seine Jahre hinaus reifen ließ, oder ob Erbanlagen sich darin verfrüht bemerkbar machten: Die Tatsache jedenfalls darf nicht unerwähnt bleiben, daß er schon damals in recht innige Beziehungen zum anderen Geschlecht – vertreten durch eine ebenfalls noch jugendliche Angehörige des hauswirtschaftlichen Personals – geriet, und das mit stillschweigender Billigung durch seine Mutter. Fortan fühlte Anton sich, alten Überlieferungen folgend, als Mann. Das wirkte sich nicht zuletzt darin aus, daß es in der Folge hin und wieder zu Auseinandersetzungen zwischen ihm und seinen Eltern kam, die nicht der Heftigkeit entbehrten und zuweilen noch im Gesindezimmer zu hören waren.

Anton hatte erkannt, daß sein Elternhaus verseucht war von einer im tiefsten Grunde reaktionären Gesinnung. Als er beim Mittagessen, den Rest des Beefsteaks noch zwischen den Zähnen und ganz ohne provokatorische Absicht, die Meinung äu-

berte, es beginne jetzt ein neuer Geschichtsraum, der sich über 20 000 bis 30 000 Jahre ausdehnen werde, sagte sein Vater: ‚Du hast sie wohl nicht alle!‘ Anton wich der Aussprache über diese weltanschauliche Grundsatzfrage aber nicht aus, und sein Vater mußte zugeben, er habe sich wahrscheinlich geirrt, als Anton ihm schwarz auf weiß unter die Nase hielt, daß einer der ganz großen Männer des neuen Reiches persönlich diese Prophezeiung ausgesprochen hatte. ‚20 000 bis 30 000 Jahre – da siehst du es!‘ triumphtierte Anton und fächelte stolz mit dem Zeitungspapier.

Anton wußte, daß ein neues, erbtüchtiges Geschlecht heranwuchs, das die urdeutschen Tugenden wie deutsche Kraft und deutsche Treue, auch deutschen Fleiß und deutsche Tiefe unter dem Zeichen des Hakenkreuzes wieder zu neuem, höherem Sinn erheben würde. Das mußte sich, daran gab es für ihn gar keinen Zweifel, auch im Lebensstil ausprägen, den er im elterlichen Hause als durchaus rückständig empfand. Allerdings war auch die karge Lebensweise der nordischen Altvorderen nicht eigentlich nach Antons Sinn: Harte Holzstühle und rauhes Linnen waren ihm ebenso unsympathisch wie Vollkornbrot oder das altertümliche, in der Mittagsonne von bläulichschimmernden Fliegen umbrauste Häuschen auf dem Hof. Die neue Zeit verlangte vielmehr, das war seine weltanschaulich gegründete Überzeugung, nach neuen Mitteln und Methoden im Dienste der völkischen Gemeinschaft, und dazu gehörte selbstverständlich auch der hygienische Fortschritt. So war es nur noch eine Frage der Zeit, bis Anton die Vorurteile seines Vaters, das Häuschen habe schließlich immer genügt, papperlapapp und punktum, mit geschulter Argumentation beseitigt hatte.”

Der Leser wird sich möglicherweise wundern, daß ich an dieser Stelle so ausführlich zitiert habe. Mir scheint aber besonders, ja, ganz außerordentlich wichtig, wie hier sogar die Analsphäre mit in die Problemstellung einbezogen wird! Zwar dürfte sicher sein, daß in der Entwicklung Anton Lummes keine intensiveren homoerotischen Beziehungen zu verzeichnen waren. Festzustehen scheint mir jedoch, daß er lange Jahre hindurch nicht zur Ausbildung jener natürlichen ganzheitlichen Erotik gekommen ist, wie sie dem Pädagogen und dem Psychologen unbedingt erstrebenswert sein muß. Zudem scheint es auch damals – trotz

des seinerzeit betont sauberen Umgangs der Geschlechter miteinander – einige schwarze Schafe gegeben zu haben, und es muß leider als typisch für Anton Lumme angesehen werden, daß er bevorzugt an solcherart Mädchen geraten zu sein scheint – Erlebnisse, die ich dem Leser gewiß vorenthalten darf. Nur einmal – 1941, als Anton Lumme immerhin schon 18 Jahre alt war – scheint ihm so etwas wie eine personale Liebe begegnet zu sein, allerdings nur kurzfristig, wie der folgende Abschnitt aus der ersten Fassung der Aufzeichnungen berichtet, wobei zu berücksichtigen ist, daß die gesellschaftlich-sozialen Verhältnisse in Bödelstedt eine Intensivierung der Beziehungen in jedem Falle kaum erlaubt hätten. Die Ehe seiner Eltern dürfte zudem für meinen Schwiegersohn mindestens unbewußt eine Warnung gewesen sein, in der Begegnung mit der Orts- und eventuell sogar Blutsfremden mehr zu sehen als ein kleines Abenteuer. Übrigens zeigt schon die zweite Fassung – ich werde mir erlauben, ein Stück daraus gleichsam ergänzend abzudrucken –, wie Anton Lumme bemüht war – und zwar wiederum durch eine wenn auch nur oberflächlich angesetzte Ironie! –, Abstand von dem hier beschriebenen Erlebnis zu gewinnen.

„Einmal in jeder Woche, oder auch zweimal, wenn es notwendig war, holte Herr Jahn die Häute des geschlachteten Viehs ab. Er prüfte sie kurz, wiegte mißlaunig den Kopf, strich noch einmal über ein blutbespritztes Fell; dann brummte er die Gesellen an, sie sollten doch endlich aufladen, und fuhr davon.

Vor dem Kriege, als der Handel mit Häuten und Fellen sowie Altmaterialien aller Art im Zeichen der nationalen Autarkiestrebungen einträglich geworden war, hatte Herr Jahn die Häute mit seinem Auto abgeholt, einem steilen, offenen Wagen, dessen Hintersitze herausgerissen und durch rohe Holzbretter ersetzt worden waren. Hinter der Windschutzscheibe aus verzo-genem, dunkelgelbem Zelluloid hatte Herr Jahn mit gemessener Würde den Wagen gelenkt, und obwohl der bald asthmatisch krächzende, bald rennwagenmäßig aufheulende Motor unüberhörbar gewesen war, hatte er stets beim Einfahren in unseren Hof den brüchigen Gummiball neben der Steuersäule gepreßt.

Dieses Automobil stand seit Kriegsbeginn aufgebockt auf Jahns Hof in der Reiferstraße, und obwohl der Lack immer mehr

abblättert und die Wagenwände schon wie phantastische Weltkarten aus rostigbraunen Landflächen und dunklem Lackmeer anmuteten, konnte Herr Jahn sich nicht entschließen, es abzuwracken. Die Zweiradkarre, deren eisenbereifte Speichenräder mißtönend über das Pflaster knirschten, sah er mit hartnäckigem Optimismus nur als einen Behelf für kurze Zeit an, obgleich das Auto nun schon seit fast zwei Jahren räderlos vor dem Schuppen stand, in dem die Altmaterialien gestapelt wurden, und obwohl ihn der allgemeine vergnügte Spott über die vorsintflutliche Motorkutsche nie getroffen hatte, drohte er böse hinter den Jungen her, die ihm von jeder Straßenecke ihr ‚Hein Tweebeen! Hein Tweebeen!‘ nachriefen. Mein Vater sagte stets nur ‚Jahn‘ zu ihm, und er schien nichts dabei zu finden, obwohl er viel älter als mein Vater und Autobesitzer war.

Schon in den Jahren vor dem Krieg war ich oft in die Reiferstraße gekommen, um das in immer neuen Sammelaktionen zusammengetragene Altmaterial abzuliefern. Herr Jahn bezahlte keinen Pfennig dafür. ‚Geld?‘ fragte er verblüfft, als ich mich einmal danach erkundigte. ‚Geld willst du haben? Naseweise! Tut was fürs Vaterland!‘, und er wies auf die wirren Haufen von rostigen Friedhofsgittern, zerbeulten Kochtöpfen und messinggelben Portierenleisten. ‚Das ist doch nichts wie Dreck! Nichts wie Arbeit und kein Pfennig Verdienst, kein Pfennig!‘

Auch Altpapier jeder Art hatten wir zu Herrn Jahn getragen. Stanniolkugeln, durchgefahrene Autoreifen, zusammengerollte Zahnpastatuben und die Lumpen der ganzen Stadt, die zu graubunten Knäueln zusammengeschnürt wurden. ‚Kannst du doch sehn!‘ sagte Herr Jahn. ‚Alles Dreck! Aber wir müssen eben an Deutschland denken.‘

Die rohen Häute lagerte Herr Jahn in einem schmalen Raum neben seiner Wohnküche, wo er an einem wachstuchbezogenen Kistentisch auch Schuhkreme, Gummiabsätze und Lederstücke zum Reparieren verkaufte. Schließlich gehörte zu seinem Betrieb, den er nach dem Tode seiner Frau allein zu bewältigen mußte, auch eine Schiffsschaukel, die, in ihre Teile zerlegt, hinten im Schuppen lagerte.

Zu den Jahrmärkten im frühen Sommer und im späten Herbst wurde die Schiffsschaukel hervorgeräumt und auf dem Marktplatz

aufgebaut. Herr Jahn hatte das alte Holz selbst mit frischem Rot, die Stangen gelb und die Schiffe strahlend grün angestrichen. Doch wenn sich die Menschen auch auf dem Platz zwischen Kirche und Rathaus drängten, um sich auf jede Weise zu vergnügen: Die Schiffsschaukel hatte wenig Betrieb, weil Herr Jahn mit verdrossener Miene neben dem Kassa-Schild lehnte und jeden Herantretenden sogleich darauf hinwies, daß über eine begrenzte Höhe hinaus nicht geschaukelt werden dürfe, das Gestell sei alt und brüchig, und wenn trotzdem jemand seinen Groschen wagte, stand Herr Jahn eifersüchtig an der Bremse, die er sogleich betätigte, wenn das Schaukelschiff in leichte Bewegung geraten war.

Jetzt hatte die Schiffsschaukel allerdings an Bedeutung gewonnen. Die Todesfahrer an der Steilwand waren fortgeblieben, das Riesenrad fehlte, auch die Karussells schienen kontingentiert, und die Schaubuden hatten die stärksten Männer der Welt, die witzigen Hypnotiseure und die flotten Ansager im Zylinderhut längst der Wehrmacht abtreten müssen, wo sie nun ihre Künste zur Aufmunterung der kämpfenden Truppe betrieben oder selbst kämpften, siegten und starben, ohne noch Gelegenheit zu finden, ihre Mitmenschen zu erfreuen. Geld allein genügte schon lange nicht mehr, an den duftenden Zeltbuden Süßigkeiten zu kaufen. Auch die Gewinne an Glücksrädern und Schießbuden waren ärmlich geworden, das Geld aber und die Lust am Geldausgeben hatten sich vervielfacht. Von ihrem Seitenplatz gegenüber von Meyerbeens Schaufenstern war Jahns Schiffsschaukel in die Mitte der kleinen Budenstadt gerückt, und obwohl Herr Jahn noch eifriger als früher auf die Erhaltung seines Eigentums bedacht war und allzu stämmige Burschen kurzerhand von der Benutzung der Schaukel ausschloß, auch die Bremsen verstärkt hatte, um dem zunehmenden Betrieb gewachsen zu sein, sammelten sich jetzt in der Zigarrenkiste, die ihm als Kasse diente, in einer Stunde mehr Groschen an als früher an beiden Markttagen zusammen.

Als ich am Sonntagnachmittag zum Markt ging, hatten die Orgeln der Kinderkarussells schon ihr vertrautes Spiel begonnen. Von den Lautsprechern der Raketenbahn grölte Schlagermusik, die Eisbuden waren umlagert, die Glücksräder surrten um einsame Teddybären, die Schießbuden hatten ihre Planen

schon hochgestellt, und ein alter Mann mit einem Jägerhütchen auf den schütterten weißen Haaren hielt ein Luftgewehr hoch und rief unermüdlich: „Jeeeder einmal geschossen, meine Herren! Diiie großen Geeewinne! Sooo billig schießen Sie niie wieder!“

Es war alles wie immer. Nur die Schiffsschaukel fiel mir auf: Hoch schwangen die grünen Schiffe in den Himmel, weit über die Grenzen hinaus, die Herr Jahn unerbittlich einzuhalten pflegte, und an der Kasse stand ein Mädchen, das den Bremshebel nicht anrührte. Die Jungen in den Schiffen knieten sich tief in den Schwung hinein, so daß sie immer höher getragen wurden. Das Mädchen stand dabei, schwarz glänzte ihr Haar, und sie lachte. Ganz unbekümmert sah sie dem Auf und Ab der Schiffe zu: Sie schien nicht zu wissen, daß alle Gesetze gebrochen wurden. Herr Jahn war nicht zu sehen.“

Ich möchte hier kurz unterbrechen, um darauf hinzuweisen, wie ungemein ausführlich die Vorgeschichte dieser Begegnung geschildert wird. Erst dann stellt Anton Lumme das Mädchen vor, um das es geht – und stellt es zunächst nur vor mit der Bemerkung, daß ihr Haar schwarz ge glänzt habe. Sicher ist es nicht verfehlt, wenn wir in diesem Hinweis auf die Haarfarbe ein zunächst unbewußtes Wiederbegegnen mit dem Bilde der ebenfalls schwarzhaarigen Mutter annehmen. Im übrigen möchte ich die umständliche Ausbreitung der Vorgeschichte als ein – ebenfalls unbewußtes – Zeichen der Scham des Erzählers werten, der sich nur gegen ihm selbst wahrscheinlich gar nicht erkennbare Widerstände seines Unbewußten an das eigentliche Erlebnis herantasten konnte. Vielleicht darf ich hier, gleichsam als ergänzenden Beleg, den vorhin erwähnten Versuch aus der zweiten Fassung der Aufzeichnungen einschieben, durch Ironie Abstand von dem Geschehenen zu gewinnen. Es handelt sich dabei um einen einleitenden Absatz vor der eigentlichen Geschichte:

„Da Anton Lumme trotz des vielfältigen Anschauungsunterrichts in heroischem Lebensstil, den seine Zeit und seine Welt ihm boten“ – auch hier wieder die Verquickung des Persönlichen mit der Geistesgeschichte jener Zeit, die ironisch abgewertet werden soll! – „im Grunde seines Wesens eher friedfertig und jedenfalls nicht der Mann war, eine eigene Meinung gegen andere Menschen zu behaupten, die ihm von der Vorsehung beziehungs-

weise dem Führer als Erzieher und Vorbilder gegeben waren, kann es nicht wundernehmen, daß er sich auch im Bereich der Liebe keine eigenen Anschauungen leistete, und wenn ihn doch einmal jener Trieb, der ihn zuweilen recht peinlich plagte, oder gewisse jugendliche Empfindungen auf Wege lenkten, die weder den bewährten Bödelstedter Traditionen noch den weltanschaulichen Grundsätzen des neuen Reiches entsprachen, so vermochte er jeweils sehr rasch einzusehen, daß es sich dabei um Abwege handelte. Allerdings waren die Möglichkeiten zu Irrgängen in Bödelstedt von vornherein recht beschränkt. Deshalb verdroß es Anton um so mehr, als er von Ilse Jahn wieder getrennt wurde, ehe er auch nur das geringste als Lumme, Bödelstedter oder kerndeutscher Junge zu bereuen gehabt hätte, zumal ihn bei diesem Mädchen ein Gefühl gepackt hatte, das er Liebe genannt haben würde, hätte sein Vater ihn nicht rundweg ausgelacht: „Liebe? Du großer Gott! Was weißt denn du?“

Wir fahren nunmehr in der Schilderung der Jahrmarkts-Episode in der Ich-Erzählung der ersten Fassung fort:

„Dann griff sie zur Bremse, die Zeit war um, die Schiffe schlurften über die hölzernen Bremsklötze, und als im Gewimmel des Aus- und Einsteigens ein Schiff frei blieb, drängte ich mich rasch zur Kasse, zahlte und stieg ein. Das Mädchen legte den Bremshebel um, das Schiff zitterte leicht, als es freikam, und ich gewann bald Höhe. Ich blickte zu den Latten hinauf, an denen früher einmal eine Zeltplane befestigt gewesen war, und ich sah, wie ich dem roten Querbalken mit jedem Auf und Ab näher kam. Der Wind stieß mir stärker ins Gesicht, ich spürte den leichten Rausch der schnellen Bewegung und sah, wenn mein Schiff einen Augenblick lang auf dem höchsten Punkt verhiet, blitzartig das farbig-bewegte Bild des Platzes, die Zeltdächer, die Mensentrauben, das drehende Bunt der Karussells, ehe alles wieder in dem rasenden Flug verschwamm. Ein fremder Mut packte mich. Ich stieß höher hinaus als die anderen Schiffe, und als ich wieder hinabschoß, sah das Mädchen an der Kasse zu mir hin. Ich warf mich noch stärker nach vorn, und ich wurde so hoch getragen, daß über dem Rathausdach der Schalsee und dahinter das blaugrün gewellte Land erschien. Doch beim Rückschwingen hatte das Mädchen sich zur anderen Seite gewandt,

und dann kam der erste warnende Schlag der Bremse. Ich ließ mich ohne Gegenwehr ausschwingen, so daß ich schon ruhig stand, als die Jungen in den anderen Schiffen noch übermütig gegen die Bremsbohlen kämpften.

Ich zog mein Portemonnaie und nickte dem Mädchen zu. Sie stieg über die Bretterstufen herauf, das schwarze Haar glänzte, sie lächelte, und ich gab ihr eine Mark. ‚Bis nachher!‘ sagte sie und ging zur Kasse zurück. Als mein Schiff wieder hielt, sah sie zu mir hin. Ich winkte ihr zu und schaukelte noch einmal und noch einmal, ehe ich, schwankend und glücklich, ausstieg und zu ihr trat. Sie zählte mir das Wechselgeld in die Hand. Die Schwingung war noch in mir und gab mir Mut, ich fragte: ‚Haben Sie gar keine Angst?‘

Sie sah mich an. ‚Warum denn? Was soll denn passieren?‘

Ich schüttelte den Kopf. ‚Ich meine, daß die Schaukel das aushält. Herr Jahn ist immer sehr vorsichtig!‘

Sie lachte, ein Grübchen links in dem schmalen Gesicht, sie erschien mir sehr schön. ‚Ach wo‘, sagte sie und rüttelte an der Bremse. ‚Mein Onkel macht sich bloß Sorgen!‘

‚Es war auch richtig schön‘, sagte ich, und dann wußte ich nichts mehr zu sagen und ging. Doch ich kam immer wieder zur Schaukel zurück, ich blieb den ganzen Nachmittag in dem gedrängten Budentrubel. Plötzlich stand dann wieder Herr Jahn an der Bremse, der seine Kunden anfauchte wie stets, und er zog, krebsrot im Gesicht, am Bremshebel, daß kein Schiff weiter ausschwingen konnte als bis zur halben Höhe des oberen Balkens.

Ich sah mich um. Das Mädchen lehnte am abgeschabten Rot des Gitters, und wieder lächelte sie mir zu, glänzende Haare, fremde Augen. Ich trat zu ihr und sagte: ‚Nun ist es aus!‘

‚Dabei ist die Schaukel gerade erst wieder geprüft worden‘, sagte sie. ‚Was soll man machen?‘

Ich hörte den Doppelsinn der Frage oder dachte, es wäre ein Doppelsinn darin, und ich fragte und wunderte mich selbst, daß ich das tat: ‚Gehn wir zusammen über den Markt?‘

Sie tat, als müßte sie überlegen, dann nickte sie: ‚Warum nicht? Ich heiße Ilse, natürlich auch Jahn, aber das macht nichts.‘

Spät erst brachte ich sie zu dem niedrigen Haus in der Reiferstraße. Ich hätte sie gern geküßt, aber ich wagte nicht einmal,

ihr Haar zu berühren. Sie lächelte, winkte mir mit den Papierblumen zu, die selbst in der Dunkelheit ihre Grelle bewahrt hatten, ging dann über den Hof und verschwand in der schwarzen Türöffnung, aus der der scharfe Geruch von frisch gegerbten Häuten herüberwehte, und sie wandte sich nicht noch einmal um.

Früh am anderen Morgen knirschte Herrn Jahns Karre über den Hof, von der Straße rief es ‚Hein Tweebeen! Hein Tweebeen!‘ Mir klopfte das Blut im Halse, und ich wagte mich nicht hinaus. Aber nachmittags sah ich sie wieder, und es war so schön wie am Sonntag, beinahe so schön, und zuletzt küßte ich sie, und ich war traurig, als ich nach Hause ging.

‚Was treibst du dich rum?‘ fragte mein Vater und stieß mich ins Wohnzimmer. ‚Wo hast du bloß deinen Verstand? Muß es denn ausgerechnet Jahrmarktsgesindel sein, wenn der Frühling dir in die Knochen kommt?‘

Ich wußte keine Antwort. Ich stotterte: ‚Aber sie – sie ist doch nicht – ‘.

‚Kann ich mir denken‘, sagte mein Vater. ‚Ausgerechnet so was, ein halbes Zigeunerweib! Willst du dir ‘ne Krankheit holen? Die Leute reden schon darüber, du kannst hier schließlich nicht tun, was dir paßt!‘

Ich wollte widersprechen.

‚Ach was‘, sagte mein Vater. ‚Papperlapapp! Und wenn du schon nicht an deine Familie denkst, dann überleg‘ mal, was der Führer über die minderwertigen Rassen gesagt hat! Schließlich bist du ein Lumme! Im übrigen ist die Sache erledigt – mit Jahn hab‘ ich schon gesprochen, er schickt das Gör morgen zu seinem Bruder zurück. Mensch, Junge, das geht doch nicht!‘

Herrn Jahn sah ich lange nicht wieder; dann mußte ich zu ihm gehen, es war sonst niemand da an dem Tag. Er kniete auf dem festgestampften Lehm Boden neben der Dezimalwaage und hantierte mit rostigen Gewichten.

‚Sie sollen Knochen holen, Jahn‘, sagte ich. ‚Möglichst noch heute nachmittag!‘

Er blinzelte zu mir hoch. ‚Wird gemacht‘, brummte er. Ihm schien es recht, daß ich ‚Jahn‘ sagte, einfach ‚Jahn‘.

Daß dieses kleine Erlebnis auf Anton Lumme einen recht nachhaltigen Eindruck gemacht hat, ist meines Erachtens nicht nur

an der bereits erwähnten formalen Besonderheit der Erzählung – die allzu ausführliche Einführung! – zu erkennen, sondern auch an gewissen stilistischen Eigenarten, die wir schon andernorts beobachten konnten, vor allem an der hier wieder zeitweise stark auffallenden Betonung genau gezeichneter Realitätspartikel. Ich denke, der Leser wird das bemerkt haben, ebenso auch die tiefenpsychologisch gerade in diesem Zusammenhang hochbedeutsame Funktion der auf- und abschwingenden Schaukel, wobei besonders beachtet werden muß, daß Anton Lumme in dem Mädchen ganz offensichtlich ein Inbild der Mutter erkannte: Der bereits früher erwähnte Ödipus-Komplex findet hier eine sehr schöne, symbolbeschwerte Ausprägung.

Wir dürfen einige andere pubertäre Erlebnisse, die mein Schwiegersohn in seinen Aufzeichnungen teils erwähnt, teils auch mehr oder minder ausführlich und deutlich schildert, als von minderer Bedeutung und Prägnanz übergehen, und auch die für den Psychologen gewiß recht interessante Aufzeichnung zweier Träume dürfen wir als in unserem Zusammenhang nicht besonders relevant beiseite lassen, zumal da ich – wie schon erwähnt – der heute leider weitverbreiteten Gier nach Kenntnisnahme von intimen Einzelheiten des Sexuallebens nicht Vorschub leisten möchte. Zwar stellte seinerzeit schon unser Schiller in seinem Nationaldrama fest: „Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht“, und ich will gewiß nicht aus der abgeklärten Haltung meiner Reife heraus richten noch gar verurteilen, wie sich die junge Generation ihr eigenes Weltbild zimmert. Gerade als Pädagoge von Berufung meine ich aber, immer auch Rücksicht auf feiner gestimmte Seelen nehmen zu müssen, meine sie nicht mit krasen Details, wie sie sich leider auch in den Aufzeichnungen meines Schwiegersohns finden, verletzen zu dürfen und mich deshalb dort mit Andeutungen begnügen zu sollen, wo die destruktiven Literaten unserer Zeit in unappetitlichen Einzelheiten gewiß schwelgen würden. Allerdings komme ich natürlich nicht ganz darum herum, die Dinge beim Namen zu nennen bzw. sie von Anton Lumme nennen zu lassen, um die es in diesem Zusammenhang geht. So meine ich denn auch eine Episode nicht unterdrücken zu dürfen, in der Anton Lumme – hier immerhin schon 21 Jahre alt! – u. a. ähnliche Verdächtigungen der Bödel-

stedter Frauen und Mädchen ausspricht (hier in der zweiten Fassung), wie er sie in der dritten Fassung Herrn Bleich in den Mund gelegt hat: eine ganz zweifellos von pubertären Illusionen und Wunschvorstellungen geprägte Einstellung, die indirekt das stark Triebhafte von Anton Lummes sexueller Veranlagung beleuchtet. Ich gebe den ganzen Abschnitt wieder, obwohl immer wieder vom eigentlichen Thema abgeschweift wird, tue das aber auch deshalb recht gern, weil hier jener Bernhard Wagner wieder erscheint, den wir seinerzeit kurz als einen Kindheitsgespielen Anton Lummes – und zwar in der sexualsymbolisch so bedeutsamen Schilderung der Höhle! – kennengelernt haben: inzwischen ein hochdekorierter Frontsoldat, der sich, ganz im Gegensatz zu Anton Lumme, dem man allerdings sein versteiftes Knie zugute halten muß, durch das ihm das Fronterlebnis verwehrt war, in jeder Beziehung zu einem Mann ausgewachsen hatte; gerade auch dieser Kontrast scheint mir hier recht reizvoll und erkenntnistheoretisch bedeutsam zu sein. Wieder findet sich übrigens im einleitenden Absatz der schon mehrfach beobachtete Versuch, durch ironisierende Verächtlichmachung tragender geistiger Grundlagen jener Zeit von dem eigenen Fehlverhalten, ja, Versagen abzulenken:

„Daß die Sünde wider Blut und Rasse die Erbsünde dieser Welt sei, war für Anton – Adolf Hitler, ‚Mein Kampf‘ – so etwas wie ein fettgedruckter deutscher Leitsatz, und daß es nur ein heiligstes Menschenrecht gebe, das zugleich heiligste Verpflichtung bedeute: dafür zu sorgen, daß das Blut rein erhalten bleibe, um durch die Bewahrung des besten Menschentums die Möglichkeit einer edleren Entwicklung des Menschengeschlechts zu geben, hing sogar in selbstgezeichneter schwarzer Fraktur – Adolf Hitler, ‚Mein Kampf‘ – über Antons Bett. Die Anerkennung dieser grundlegenden Gedanken des völkisch-nationalen Staates bedeutete allerdings nicht, daß Anton sich stets und in jedem Falle unbedingt so verhalten hätte, wie das die Bewahrung des besten Menschentums und die künftige edlere Entwicklung des Menschengeschlechts bei strenger Auslegung möglicherweise erfordert hätten, wenn auch selbstverständlich zur eigentlichen Rassenschande, dank der vorbeugenden Maßnahmen der Reichsregierung, inzwischen keine Möglichkeiten mehr bestanden.

Anton sagte sich jedoch, eine Sünde wider das Blut werde nur dann begangen, wenn Nachkommen minderer Blutmischung gezeugt würden. Dagegen aber, nämlich gegen das Zeugen, wußte er mittlerweile probate Mittel, so daß er die heiligste Verpflichtung zur Reinhaltung seines Blutes erfüllen konnte, ohne sich Beschränkungen aufzuerlegen, die gerade in dieser Kriegszeit, da die Mehrzahl der deutschen Männer ihre Kräfte im großen Verteidigungskampf an den Fronten einsetzen mußte, bei manchen Bödelstedter Frauen mittlerer und jüngerer Jahrgänge auf keinerlei Verständnis gestoßen wären.

Antons Augen waren jedoch nicht nur auf die mehr oder weniger der nordischen Herrenrasse zugehörigen weiblichen Wesen gerichtet, die in Bödelstedt zu Hause waren. Es muß gesagt werden, daß er die kräftigen Waden jener Mädchen mit besonderer Vorliebe betrachtete, die als Fremdarbeiterinnen aus dem Osten gekommen waren, um in Bödelstedt für Deutschlands Sieg zu arbeiten. Offensichtlich gehörten sie nicht alle jenem niedrigen Untermenschentum an, das nach zahlreichen Illustrierten-Berichten in schmutzigen, blöden Scharen die Steppen und Sümpfe Rußlands bevölkerte, und vor allem Tatjana, die aus einem ukrainischen Dorf in Rosa Lummes Küche verschlagen worden war, hatte weibliche Reize, denen gegenüber auch ein volk- und rassebewußter deutscher Jüngling durchaus nicht unempfindlich bleiben mußte. Allerdings stieß Anton gerade bei Tatjana auf einen völlig unerwarteten und der Angehörigen einer Sklavenrasse durchaus unangemessenen Widerstand, so daß er nach verschiedenen Versuchen, sein Ziel im Handstreich zu erreichen, seine Bemühungen zunächst vertagen mußte.

Tatjana war vom Arbeitsamt zugewiesen worden, als es Rosa Lumme trotz aller Anstrengungen nicht gelungen war, anständigen Ersatz für Hildegunde zu finden, die durchaus unpassenderweise geheiratet hatte. Rosa Lumme sah das blasse, magere Mädchen recht unzufrieden an. Immerhin konnte Tatjana sich aber schon mit ein paar Worten verständigen, weil sie bereits seit mehr als einem Jahr in Deutschland lebte: Sie hatte in einer unterirdischen Munitionsfabrik gearbeitet, bis sie krank geworden war, und wenn sie auch kaum einen Handgriff in einem gutbürgerlichen deutschen Haushalt kannte, so wußte sie doch wenigstens

schon, welche Funktion ein Gashahn hatte, und sie stand nicht mehr fassungslos vor den Wasserkränen wie das Mädchen, das Frau Hinrichsen zugewiesen worden war – ‚Da ermißt man erst, wie wertvoll unsere deutsche Kultur ist!‘ hatte Frau Hinrichsen kommentiert, und Rosa Lumme hatte genickt ‚Nicht wahr? Und wenn man dann sieht, in was für Lumpen sowas herumläuft!‘

Wirklich verdienten Tatjanas Kleidungsstücke kaum mehr als diese Bezeichnung. Deshalb mußte Rosa Lumme wohl oder übel auf dem Hausboden ein paar abgetragene Sachen aus dem Vorrat heraussuchen, der schon bei den letzten Spinnstoffsammlungen erhebliche Einbußen erlitten hatte, und Frau Wagner wurde eigens für zwei Tage bestellt, um, wie Rosa Lumme sagte, aus Tatjana einen Menschen zu machen.

Meistens kam Frau Wagner zweimal im Jahr für eine Woche zu Lummes: im beginnenden Herbst, um die Winterkleidung auszubessern, sie ein wenig nach der Mode zu verändern oder auch neue Blusen, Röcke, Schürzen zu nähen, und im Frühjahr, um auf die gleiche Weise für die Sommergarderobe zu sorgen. Dann wurde in Antons Zimmer die Nähmaschine an das Fenster gerückt, sein Bett war bald mit Stoffen, Modeheften und Schnittmusterbögen bedeckt, und am Schrank hingen aufgereiht die Kleidungsstücke, die Frau Wagners geschickten Händen anvertraut wurden. Der Schreibtisch diente zum Zuschneiden, auf dem Bücherbord wurden Scheren, Stecknadelkissen und Nähgarnrollen abgelegt, auch Schnittmuster aus Zeitungspapier und kleine Kartons mit schimmernden und glitzernden Knöpfen, und bei dem langwierigen Geschäft des Absteckens und Anprobierens verbrauchte Frau Wagner eine Unzahl von Stecknadeln, von denen sich zu Antons Ärger noch nach Tagen einige auf dem Teppich, im Sesselpolster, sogar unter der Bettdecke fanden.

Wenn Frau Wagner im Hause war, mied Anton nach Möglichkeit sein Zimmer. Ging er aber doch einmal hinein, um irgend etwas zu holen, empfing Frau Wagner ihn stets – sofern sie nicht gerade um Rosa Lumme herumtänzelte, eine letzte störende Falte zu glätten oder den Rocksaum zu richten – mit familiärer Herzlichkeit: ‚Wie lieb von dir, Anton, daß du mich besuchst!‘ Und dann, Anton mochte es so eilig haben wie noch nie, erzählte sie von Bernhard.

Anton kannte Bernhard Wagners Leben fast wie sein eigenes, obwohl er ihn in den letzten Jahren nur noch selten gesehen hatte. Er kannte es bis zum Überdruß, weil Frau Wagner nie müde wurde, die alten Geschichten immer noch einmal zu erzählen. Jedermann rief sie zum Zeugen ihres Glücks auf; denn Bernhard war Oberfeldwebel geworden, während sein Vater es nur bis zum Gefreiten gebracht hatte, und Bernhard trug das EK I sowie zahlreiche Plaketten und Spangen, während sein Vater einzig das Hanseatenkreuz hinterlassen hatte. Selten gelang es Anton, das Zimmer wieder zu verlassen, bevor Frau Wagner ihm nicht die letzten vier oder fünf Briefe von Bernhard gezeigt, ausschnittsweise vorgelesen und erläutert hatte.

Sonst saß sie unermüdlich über ihrer Arbeit, und obwohl ihre Hände nicht mehr ganz so geschickt waren wie früher, auch die letzten Feinheiten der Mode ihren Augen manchmal entgingen, wurde sie regelmäßig wieder bestellt. Ihr kleines Gesicht unter den stumpfgrauen Haaren war spitzer geworden, und ihre Kleider hingen lose um ihren Körper, weil sie stets alles, was sie irgend entbehren konnte, ihrem Sohn schickte, obwohl Bernhard ihr das immer wieder untersagt hatte. Stunde um Stunde ließ sie die Nähmaschine surren, und es gab keinen Fetzen, aus dem sie nicht noch irgend etwas Nützliches geschneidert hätte. Rosa Lummes gute Stoffe wurden allerdings schon seit Jahren nur noch in Fräulein Dörfels Atelier verarbeitet, deren Modelle sich in Bödelstedt hoher Wertschätzung erfreuten, weil sie auch stärkeren Damen modische Eleganz verliehen und mindestens das Fünffache von dem kosteten, was Frau Wagner dafür erhalten hätte.

Auch für Tatjana arbeitete Frau Wagner geschäftig wie stets, ohne aber mit dem gewohnten Eifer am Werk zu sein; denn alle ihre Versuche, mit dem Mädchen in ein Gespräch zu kommen, waren gescheitert: Tatjana zuckte mit den Schultern, sah ängstlich auf die Nadeln, die Frau Wagner sich aus der Schürze zupfte, und sie verstand nicht oder wollte nicht verstehen, daß Frau Wagner nur für sie an der Nähmaschine saß. Wenn eine Anprobe überstanden war, lief sie aus dem Zimmer, als würde sie gejagt, und erst, als sie die fertigen Kleider in ihren Schrank hängen durfte, löste sich ihr Mißtrauen, und sie strahlte.

Tatjana erschien jetzt völlig verwandelt, zumal Lummes Kost sie aufblühen ließ und das Kindliche ihrer Gestalt sich verlor, wie Anton mit sicherem Blick feststellte. Als Frau Wagner mit der ersten wärmenden Sonne wieder in Antons Zimmer einzog, mußten Tatjanas Kleider weiter gemacht werden, und Rosa Lumme spendierte obendrein noch eine alte Kittelschürze für Tatjana, da das Mädchen als recht anständig befunden worden war. Frau Wagner freute sich, daß die kleine Wilde, wie sie Tatjana nannte, inzwischen etwas mehr Deutsch gelernt hatte, und sie versuchte, sie über Bernhard und seine Taten im großdeutschen Schicksalskampf aufzuklären; doch weder für den Krieg noch für Bernhard in seiner Oberfeldwebeluniform – Frau Wagner trug immer mehrere Bilder ihres Sohnes bei sich – wollte Tatjana sich erwärmen, im Gegenteil, und vielleicht wäre es sogar zu einem bösen Auftritt gekommen. – ‚Soll ich denn für so ein undankbares Wesen arbeiten?‘ fragte Frau Wagner empört –, wenn nicht gerade an diesem Nachmittag ein Telegramm gekommen wäre.

Frau Wagner saß eine Weile ganz still auf ihrem Stuhl und strich über das rauhe Papier. ‚Das habe ich gewußt!‘ sagte sie. ‚Das habe ich immer gewußt!‘ und sie reichte Frau Lumme das Telegramm hinüber, dessen kahle Zeilen sagten, daß Bernhard mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet worden sei, und daß er morgen mittag zu einem Sonderurlaub in Bödelstedt eintreffen werde.

Frau Wagner stand auf, schob den Stuhl zurück, fegte Stoffreste und Nähgarn achtlos auf den Fußboden, nahm ihre Schürze ab, ohne vorher die Stecknadeln aus dem Brustlatz zu ziehen, und ging nach Hause, ohne Rosa Lummes Glückwünsche gehört zu haben.

Am anderen Morgen war es fett im ‚Bödelstedter Boten‘ zu lesen, und Herr Bleich hatte einen ausführlichen Lebenslauf des tapferen Sohnes der Stadt beigefügt, den Frau Wagner bei Lummes dreimal vorlas; denn nachdem sie ihre Wohnung für Bernhards Empfang gerüstet hatte, war sie am Morgen wiedergekommen und hatte sich wie selbstverständlich hinter die Nähmaschine gesetzt, um die Arbeit bei der gestern unterbrochenen Naht wieder aufzunehmen. Auch die Ankündigung des ‚Bödelstedter Boten‘, sämtliche Formationen der Partei würden zur

ehrentvollen Begrüßung am Bahnhof aufmarschieren, und die Bevölkerung sei aufgerufen, dem Empfang durch zahlreiches Erscheinen einen würdigen Rahmen zu geben, hatte sie ihre halbfertigen Röcke und Blusen nicht vergessen lassen, und sogar Tatjanas Schürze wurde an diesem Vormittag noch fertig, obwohl Tatjana nicht gekommen war, um zu gratulieren.

Auf dem sandigen Platz vor dem niedrigen Stationsgebäude war ein Karree gebildet worden. Neben der Sperre stand der Bürgermeister vor drei Politischen Leitern und rollte aufgeregt sein Manuskript zwischen den Händen; daneben waren fünf SS-Männer aufmarschiert, sowie ein Trupp SA unter August Lummes Kommando; es folgte Stadtkapellmeister Simon mit den beiden schwerkriegsbeschädigten Hornisten, gleich neben dem Fanfarenzug des Jungvolks, dem sich die langen Reihen der Jugendorganisationen anschlossen. Die letzte, offene Seite des Vierecks sperrte Wachtmeister Schiefken, der mit nur einem Arm aus Afrika wiedergekommen war, und ohne Rosa Lummes energisches Auftreten wäre es Frau Wagner kaum gelungen, nach vorn durchzudringen. Als die Lokomotive einfuhr, begann der Fanfarenzug zu dröhnen, die Trommeln wummerten, die Fanfaren überschlugen sich, und die ersten Reisenden sahen erstaunt auf die Ansammlung. Dann stand Bernhard Wagner in der Tür, Befehle erschollen, und der Bürgermeister trat vor. Die Fanfarenbläser setzten aus, der Bürgermeister hob den Arm und sagte etwas, was in der allgemeinen Hochstimmung unverständlich blieb; doch alle fielen ein, als das dreifache ‚Sieg – heil!‘ auf den Führer ausgebracht wurde, und Anton erschauerte, als die Nationalhymnen erklangen. Dann sangen Jungvolk und Jungmädels gemeinsam ‚In den Ostwind hebt die Fahnen, denn im Ostwind wehn sie gut‘. Ortsgruppenleiter Dose, der sich verspätet hatte, drängte sich nach vorn durch und überreichte Bernhard ein großes Führerbild in Vierfarbendruck, und er sagte das Gewohnte von der unauslöschlichen Verbundenheit mit der tapferen Heimat, und dann war die Feier zu Ende; Frau Wagner trat zu Bernhard und nahm ihm die Zeltbahntaschen ab.

August Lumme hatte Frau Wagner gesagt, der Junge solle sich mal bei ihm melden und sich ein Freßpaket abholen, für tapfere deutsche Soldaten sei immer noch ein Stück Wurst übrig.

Bernhard kam noch am selben Abend, saß neben Anton im Sofa, trank zwei Gläser Kognak und ließ sich ausfragen, und von dem großen, silbergerandeten Kreuz am Uniformkragen schien er gar nichts zu wissen. Er erzählte gerade von erregenden Straßenkämpfen in Smolensk, als es klopfte und Tatjana eintrat. Sie sah Bernhard, schrak zusammen, stand einen Augenblick wie erstarrt, die Hände um den Türgriff gekrampft; dann lief sie wieder hinaus, die Tür ließ sie offenstehen. ‚Aber das ist doch die Höhe!‘ sagte Rosa Lumme.

‚Ostarbeiterin?‘ fragte Bernhard. ‚Na ja, die haben nicht immer die besten Erfahrungen gemacht. Krieg ist eben kein Kinderspiel, und die meisten Russen verstehen nicht, daß wir ihnen nur Gutes bringen.‘

‚Stimmt!‘ sagte Anton und dachte an seine eigenen Erfahrungen mit Tatjana. ‚Wir müssen erstmal bewußte Arier ans ihnen machen, denen fehlt es einfach an innerer Haltung.‘

‚So ist es!‘ sagte August Lumme. ‚Und wenn man siegen will, dann kann man nicht immer Rücksicht nehmen, papperlapapp und punktum!‘ Bernhard nickte. ‚Das renkt sich schon wieder ein‘, sagte er, ‚nach dem Endsieg.‘“

Ich darf hier abbrechen, zumal da aus dem Zitierten recht deutlich zu erkennen ist, daß der verspätete pubertäre Reifungsprozeß bei Anton Lumme, wie er sich nicht zuletzt auch in der Art der Schilderung verrät, selbst zu dem Zeitpunkt, als er diese Aufzeichnungen niederschrieb (zweite Fassung: 1957), noch keineswegs abgeschlossen war. In diesem Zusammenhang muß ich auch noch einmal etwas näher auf das Verhältnis Anton Lummes zu meiner Tochter Freya eingehen.

Zunächst darf ich erwähnen, daß mir die Heirat meiner Jüngsten, die sich stets meiner besonderen Zuneigung erfreut hatte, da sie als eine Art fröhlicher Wirbelwind unser Häuschen belebte, im Grunde völlig überraschend kam, zumal da meine liebe Frau damals gerade erst ein Vierteljahr begraben war. Da Freya diesen Schritt schließlich aber auch ohne meine Einwilligung getan hätte – ich gestehe dieses Versagen meiner väterlichen Autorität offen ein –, stimmte ich endlich, wenn auch bis zuletzt widerstrebend, zu, zumal da Freya mich nicht im Zweifel gelassen hatte, daß ihr Verhältnis zu Anton Lumme nicht ohne Fol-

gen geblieben sei (nur zu bezeichnend für meinen sauberen Herrn Schwiegersohn – siehe auch meine entsprechenden Anmerkungen an früherem Ort! –, obwohl die Ehe dann leider doch kinderlos blieb). Unübersehbar war jedenfalls, daß meine Tochter unter den wahrscheinlich gerade durch seine psychische Abnormität besonders starken Einfluß Anton Lummes geraten war, aus dem sich zu befreien ihr nicht vergönnt war, nicht einmal nach seinem Tode. Ich ließ mich damals sogar zu einer sogenannten kirchlichen Trauung überreden, auf die Antons Mutter – möglicherweise auch er selbst – besonderen Wert zu legen schien, und ich brauche wohl kaum noch zu erwähnen, daß Pastor Schuster diese Trauung vornahm, ebenso wie die vorher notwendige sogenannte Konfirmation meiner Tochter, welche ich zu meiner freigläubigen Lebens- und Schicksalsgläubigkeit zu erziehen versucht und deshalb seinerzeit natürlich nicht getauft hatte.

Wie dem auch sei: Das Brautpaar erschien mir wie auch den anderen Bödelstedtern recht absonderlich, welcher Eindruck noch dadurch verstärkt und in Bödelstedt verbreitet wurde, daß beide nicht in angemessener Festkleidung, Freya ohne Kranz und Schleier, zur Kirche gingen. Welches Echo gerade dieser Umstand in Bödelstedt hinterließ, dürfte der Leser sich selbst ausmalen können, zumal da Frau Lumme in einem schwarzen Festkleid mit kostbarem Spitzenschal erschienen war – August Lummes Tod lag damals auch erst ein Jahr zurück –, während ich meinen Cutaway gewählt hatte.

Trotz alledem habe ich mich nach Kräften bemüht, einen guten Kontakt mit dem jungen Paar herzustellen – leider ohne Erfolg, was sich dann u. a. in dem überstürzten Fortgang der beiden, unmittelbar nach dem Konkurs des altrenommierten Lummeschen Geschäfts, erwies. Ich scheiterte vor allem, das glaube ich sagen zu dürfen, an der geradezu pathologischen Unreife meines Schwiegersohnes. Nicht mit Geld und guten Worten konnte ich ihn dahin bringen, in Bödelstedt zu bleiben: Er meinte das, was er unter Freiheit verstand, in der Fremde suchen zu müssen, und es gelang mir nicht, ihm oder wenigstens meiner Tochter klarzumachen, daß der wahrhaft gebildete Mensch seine Freiheit und dementsprechend sein Glück allein in sich selber findet. Mit einem Drang zum Absoluten, den man nur als pubertär bezeich-

nen kann, rannte Anton Lumme in sein Verderben. Allerdings will mir immer noch nicht einleuchten, weshalb meine Tochter nicht wenigstens jetzt, nach der von mir vorausgesagten Katastrophe, in die offenen Arme des Vaterhauses zurückkehren will. Auch in ihr dürfte sich aber wohl ein tiefreichender Wandel vollzogen haben, seitdem sie meinen geistigen Fittichen entwachsen war – eine Verwandlung, die zu verstehen mir schlechthin nicht möglich ist. Die Kluft, die sich zwischen ihr und mir aufgetan hat, wäre von mir aus leicht zu überbrücken gewesen, ja, sie wäre das immer noch; Erfahrung und menschliche Reife haben mich Großzügigkeit und Toleranz gelehrt. Doch meine Tochter verschmäht die väterlich ausgestreckte Hand, so daß ich nichts anderes tun kann als warten, ob nicht bessere Einsicht sie eines Tages doch noch an den wärmenden heimischen Herd zurückführen wird.

Die stark verzögerte und nie wirklich bewältigte Pubertät Anton Lummes, die nicht nur ihm selbst zu schaffen machte, sondern auch und vor allem den Menschen, denen er sich in seinem unbewußten Drang nach verstehender Wärme zuwandte (ein sehr bezeichnender Zug für den psychisch Erkrankten – und sehr wahrscheinlich auch der tiefste Grund, daß er sich mit meiner Jüngsten zusammenschloß), sie tritt uns immer wieder in seinen Aufzeichnungen entgegen. Wir wenden uns im folgenden einem Erlebniskomplex zu, der wieder mit einer unehelichen Geburt zu tun hat, und zwar den Beziehungen Anton Lummes zu der zweiten Tochter Propst von Müllers, die nur wenig älter war als er selbst, dazu frühzeitig recht erfreulich entwickelt und insofern natürlich besonders geeignet, die Blicke und Wünsche eines Pubertierenden auf sich zu lenken. Daß mein Schwiegersohn bei Susanne von Müller auf keine Gegenliebe stieß, war möglicherweise ein Grund mehr, daß in der Folge seine Introversion sich noch stärker ausbildete.

„Susanne von Müller ging durch Bödelstedt, als sei nichts geschehen. Bei gutem Wetter trippelte der Kleine neben ihr her, und sie nahm den Jungen sogar zum Einkaufen mit. Sein rosiges Gesicht zeigte eine verblüffende Ähnlichkeit mit den Zügen des Großvaters; selbst die betuliche Würde des Propstes und seine dekorativen Handbewegungen waren dem Enkel schon im zwei-

ten Lebensjahr zu eigen, so daß sich daran leicht ein Gespräch anknüpfen ließ, ohne daß die Tatsache erwähnt werden mußte, daß der Vater des Kindes unbekannt war.

Susanne von Müller schien von der Verlegenheit Bödelstedts nichts zu merken. Sie sprach von ihrem Kinde, als sei seine Existenz das Natürlichste von der Welt: erzählte bekümmert, daß Peter die ganze Nacht lang geweint habe, weil die Backenzähne durchgebrochen seien, berichtete stolz, daß Peter schon bis zum Galgenberg mit ihr gegangen sei, oder sie zeigte den neuen norwegerbunten Pullover und sagte, ein Freund – ein Freund! – habe ihn ihr geschickt. Die stumme Mißbilligung der Stadt glitt an ihr ab, und sie schien nicht einmal zu bemerken, daß Rosa Lumme ihrem Gruß geflissentlich auswich und eilig die Wurstküche verließ, wenn Susanne am Freitagabend den Sonntagsbraten holte.

Anton stand dann oft allein mit Susanne und spürte, daß er rot wurde. Sie erschien ihm viel anziehender, seitdem sie das Kind hatte: Der Ruf von Unanständigkeit und Sünde, der um sie war, lockte ihn sehr, und er wünschte, sie einmal abends allein zu treffen, draußen vor der Stadt, oder mit ihr spazierenzufahren, wenn niemand es merkte. Doch solche Gelegenheiten fanden sich nicht, und Anton fürchtete insgeheim, daß er Susanne auch dann nicht angesprochen hätte, wenn er ihr ganz allein im Dunkeln begegnet wäre; denn er war sich ihrer Verschwiegenheit nicht ganz sicher.

Das wurde allerdings anders, und er hatte keine Angst mehr, von Susanne zurückgewiesen zu werden, nachdem sie im Café ‚Seeblick‘ gesehen worden war. Schon am frühen Montagmorgen war Frau Marenholt gegen alle Gewohnheit über den Hof in die Küche gekommen – der Laden war noch geschlossen –, um die Neuigkeit zu erzählen. Sie hatte sich jeden Kommentars enthalten; doch ihr Gesicht hatte die tiefe Erschütterung verraten, und sie hatte von einer schweren Prüfung gesprochen, die Gott dem Propst und seiner Gattin auferlegt habe, Psalm 34: Der Gerechte muß viel leiden.

Früher einmal waren Familienausflüge zum ‚Seeblick‘, am Ende der Uferpromenade, eine gute Sonntagsgewohnheit der Bürgerschaft gewesen. Anton erinnerte sich noch deutlich an

das große Halbrund des Gastraums, der durch einen schlauchartigen Gang mit dem Tanzsaal verbunden war. Breite Fenster gaben den Blick über den See frei, wobei durch geschickte Anpflanzungen erreicht worden war, daß man nicht auf die Gegend am Wasserturm sehen mußte, und aus dem Saal klang Musik herüber. Oft hatte er damals neben der Kapelle gestanden, die Herr Simons mit energischen Bewegungen im Takt hielt. Später aber hatte der Gastwirt auswärtige Stimmungsorchester verpflichtet, und der ‚Seeblick‘ war zum Treffpunkt der Bödelstedter Arbeitsdienstmänner geworden, die ihre freien Stunden hier in lärmender Fröhlichkeit verbrachten. Seitdem kehrte kein Bödelstedter Bürger, der etwas auf sich und seine Familie hielt, noch im ‚Seeblick‘ ein. Selbst die Schalseepromenade schien fünf Meter vor dem Treppenaufgang zu enden, der zu dem Lokal hinaufführte. Zwar lieferte August Lumme weiterhin seine Würste und Koteletts in die Küche der anrühigen Gaststätte, und er verweilte auch zuweilen selbst ein Stündchen in einem Nebenzimmer, weil sich im ‚Seeblick‘ gewisse Damen einfanden, die ihr Gewerbe früher nicht in Bödelstedt betrieben hatten. Die Gasträume selbst aber waren für ein bürgerliches Publikum unzumutbar geworden, und auch der Wirt sah das ein, der daraufhin seinem Café den Titel ‚Vergnügungspalast‘ verlieh und seine Gäste mit immer heftigeren Rhythmen erfreute. Die schrille Musik klang vor allem an den Wochenenden bis spät nachts in die ruhige Seestraße hinüber, wenn nicht gerade ein kriegsbedingtes Tanzverbot Trompeten und Schlagzeug zur Ruhe brachte, und kurz vor Mitternacht trappelten schwere Stiefel am Schalsee entlang, die das Lagertor noch rechtzeitig erreichen wollten. Mehrfach war es auf der Seestraße auch zu Schlägereien gekommen, und die ruhestörenden Szenen wurden erst seltener, als der Alkohol nicht mehr so reichlich floß. Das nächtliche Treiben auf den Bänken und zwischen den Büschen der Seepromenade blieb aber ein öffentliches Ärgernis. Proteste bei der Lagerführung hatten stets nur vorübergehenden Erfolg; denn die Mannschaft wurde meistens gleich nach der Grundausbildung abgelöst, und das Wissen um den bevorstehenden Fronteinsatz war wenig dazu angetan, die jungen Männer besondere Rücksicht auf Bödelstedts berechtigtes Ruhe- und Schlafbedürfnis nehmen zu lassen.

Es war unglaublich, daß Susanne von Müller im ‚Seeblick‘ gewesen sein sollte. Doch auch Luise, Lummes Köchin, die mit Ermahnungen und selbst mit strengen Verweisen nicht zu bewegen war, den ‚Seeblick‘ ganz und für immer zu meiden und die gerade an diesem Sonntagabend, ausnahmsweise und eigentlich ganz zufällig, dazu noch in Begleitung ihrer Tante, in einem stillen Winkel des Lokals gesessen und der Musik gelauscht hatte, auch Luise hatte Susanne von Müller gesehen.

Susannes Ruf war endgültig vernichtet, und Anton hätte daraus gern seinen Nutzen gezogen. Aber es fand sich keine Gelegenheit, das entscheidende Wort zu wagen – stets traten gerade andere Kunden dazu, oder sie hatte den Jungen dabei, oder Antons Vater, der ebenfalls eine kleine Vorliebe für Susanne zu hegen schien, kam zufällig aus dem Schlachthaus.

Später allerdings freute Anton sich über dieses Mißgeschick. Einen Tag nach dem Buß- und Betttag nämlich erschien im ‚Bödelstedter Boten‘ eine Anzeige: Der Propst und seine Gattin beehrten sich, die Verlobung ihrer Tochter Susanne mit dem RAD-Feldmeister Peter Schröder anzuzeigen, und Feldmeister war immerhin ein Offiziersrang. Rasch sprach sich herum, daß die Hochzeit noch vor Weihnachten stattfinden sollte, und Frau Marenholt wußte, daß Susanne ihrem Mann in ein Heim folgen werde, das irgendwo in Frankreich – dort bildete Feldmeister Schröder jetzt Arbeitsmänner aus – schon für sie bereitstehe – ein wahrer Glücksfall, erzählte Frau Marenholt vertraulich, die hochherrschaftliche Wohnung von Leuten, die zufällig kurz nach dem deutschen Einmarsch verschwunden waren – Hiob I: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt.

Wenig später sah man das Brautpaar durch Bödelstedts Straßen gehen. Die Hoffnungen der Stadt auf eine große Hochzeit erfüllten sich allerdings nicht. Vielmehr erschien die Vermählungsanzeige erst am Tage nach der vollzogenen Trauung, und das junge Paar war schon abgereist, als die kaum zu zählenden Blumen und Glückwunschbriefe im Pfarrhaus abgeliefert wurden.

Kurz vor dem Jahreswechsel brachte die Post dann die gedruckten Dankschreiben in beinahe jedes Haus der Stadt. Der

höfliche Text war unterschrieben: ‚Peter Schröder und Frau Susanne, geborene von Müller‘ – und, etwas tiefer, in kleinerer Schrift gesetzt: ‚und Peter‘. Nicht nur Frau Marenholt war der Meinung, daß das zum mindesten eine Geschmacklosigkeit sei – bei Lummes wisperte sie sogar ‚Schamlosigkeit!‘ –, und eine Welle der Anteilnahme schlug dem Propst und seiner Gattin entgegen.“

Der Leser wird an dieser Geschichte den Eindruck bestätigt gefunden haben, daß Anton Lumme, wie er sich hier selbst darstellt, ein durchaus unreifer Mensch war, und er blieb das, wie wir gesehen haben, zeit seines Lebens. Wir könnten daher das Kapitel ‚Sexus‘ mit dieser Feststellung auf sich beruhen lassen, würde nicht das, was hier und im vorhergehend Zitierten als bewußte Stellungnahme zum anderen Geschlecht erscheint, an einer besonders interessanten und aufschlußreichen Stelle der Niederschriften noch einmal gleichsam unbewußt angerührt, und wenn ich dabei auch nicht bis in die letzten Einzelheiten hinein zu analysieren beabsichtige, so scheint mir doch unerläßlich, jene Stelle zu zitieren, wiederum ein Abschnitt aus der in dieser Hinsicht besonders aufschlußreichen zweiten Fassung der Aufzeichnungen:

„Wenn die Witwe Marenholt ihre Fleischkarte über die Marmortheke schob, schnitt Rosa Lumme stets nur wenige Marken ab, oder sie schnippelte überhaupt nur zum Schein an der Karte herum. Frau Marenholt schien das nicht zu bemerken, so sehr war sie beschäftigt, in Kürze das Neueste aus der Stadt zu berichten. Die kleine Frau, die mit den Jahren immer mehr zusammenzutrocknen schien, wußte von jedem Ereignis, das sich in Bödelstedts Straßen und Mauern zugetragen hatte. Jede Familie, von der sich zu sprechen lohnte, kannte sie bis in die Verwandtschaft dritten Grades hinein, und weil sie, mit besonderem Spürsinn und Gedächtnis begabt, von Jugend auf allen Begebenheiten und Verwicklungen in Bödelstedt ihre ungeteilte Aufmerksamkeit geschenkt hatte, konnte sie manches mit dem Hinweis auf längst Vergangenes treffend und oftmals überraschend kommentieren. Nur bei der Familie von Müller verweilte sie nicht gern, da sie zu den regelmäßigen Besuchern des Sonntagsgottesdienstes gehörte, und wenn sie auch gelegentlich an-

deutete, der Propst sei in seiner Jugend auch nicht gerade ein Kostverächter gewesen, so hütete sie doch ihre Zunge, wenn es um Gott, die Kirche und von Müllers ging.

Ihrem Alter zum Trotz war Frau Marenholt bei jedem Wetter und zu jeder Tageszeit in Bödelstedts Straßen zu sehen, sofern sie nicht gerade Kundschaft empfing. Ohne irgendeine Ausbildung nämlich, nur aus geheimem Wissen und wunderbarer Begabung, behandelte sie Leiden verschiedenster Art durch Handauflegen und ‚Besprechen‘, und obwohl in Bödelstedt niemand diese Dinge ernst nahm, verdankten ihr selbst angesehene Bürger Linderung und Heilung ihrer Kopf- oder Magenschmerzen, Hautkrankheiten, gichtischen oder asthmatischen Beschwerden. Frau Marenholts Wissen um alle Vorgänge in den Häusern der Stadt schien in seltsamer Beziehung zu stehen zu ihrer Kraft, mit knöchernen Spinnenfingern und unverständlichen Beschwörungsformeln körperliches Weh zu bannen. Deshalb war sie ebenso gefürchtet wie geachtet, und in allen Läden wurde sie mit besonderer Zuvorkommenheit bedient. Nur der Elektrohändler am Diepentor hatte ihr einmal, als er gerade erst zugezogen war, die Tür gewiesen. Schon ein Jahr später hatte er sein Geschäft schließen müssen, wie Frau Marenholt das vorausgesagt hatte, zumal bekanntgeworden war, daß der Mann dem Nationalsozialismus keineswegs positiv gegenüberstand.

Bereits zwei Wochen vor Weihnachten wußte Frau Marenholt zu berichten, daß die Töchter Hafer – Oberleutnant Hafer lag in Norwegen – zum Fest je einen Pelzmantel bekommen würden, wie es ja überhaupt üblich geworden sei, daß heute Krethi und Plethi einen Pelz tragen müßten.“

Ich darf hier kurz einschieben, daß diese Pelzmäntel natürlich frei erfunden sind, wahrscheinlich in der Absicht, mich als Nutznießer des Krieges hinzustellen, was ja nur den schon früher gekennzeichneten Tendenzen des Erzählers Anton Lumme entspricht:

„Rosa Lumme legte Frau Marenholt noch ein Stück von der Leberwurst, die Lummes selbst zu essen pflegten, zu dem Braten, und zu Weihnachten wünschte sie sich ein Nerzcape. August Lumme hielt eine solche Anschaffung zwar nicht unbedingt für erforderlich, weil erst im Vorjahr nicht ohne einige Mühe ein

neuer Pelzmantel besorgt worden war. Doch seine Frau erklärte, sie fühle seit längerem ein ausgesprochen schmerzhaftes Ziehen in der Schultergegend, vor allem, wenn sie bei Hinrichsens nahe der Tür säße, und so gab August Lumme schließlich nach, obwohl er für Weihnachten schon die neuen Sessel bestellt hatte.

Die Sessel wurden am Heiligen Abend gebracht und über die Hintertreppe ins Weihnachtszimmer im ersten Stock geschafft. Anton erschrak, als er die Möbel im Treppenaufgang sah: dick wölbten sich die Plüschlehnen in einem starken Rot, und als er in den Laden trat, wo sich die Kunden noch drängten, fand er dasselbe Rot auf dem Haublock wieder, und ihm wurde übel.

Anton war es nie übel geworden, und mit offenem Hohn hätte er jeden Gedanken von sich gewiesen, ihn könne einmal eine derartige Anwandlung überkommen. Seit jenem ersten Morgen im Schlachthaus hatte er so viel Blut gesehen, hatte er so oft rohes Fleisch geschnitten, zerhackt und durch die Maschine gedreht, daß Fleisch für ihn längst nur noch ein Stoff war wie Holz oder Lehm.

Jetzt mußte er rasch ins Nebenzimmer gehen, und er saß in der Dämmerung, widerlichen Geschmack im Mund, bis sein Vater eintrat und das Licht einschaltete. ‚Hier drückst du dich rum‘, schalt er. ‚Und nicht mal verdunkelt!‘ Er riß das Rollo herunter, und Anton sah, daß seine Schürze rot verschmiert war. ‚Geh in die Wurstküche‘, sagte sein Vater. ‚Da wartet noch Kundschaft.‘ Anton schluckte, leckte sich über die Lippen. Als er durch den Laden ging, roch er das Fleisch, und er roch, daß Fleisch verderblich ist.“

An dieser Stelle möchte ich einen Augenblick innehalten, und zwar deshalb, weil hier – und das bezeichnet die Bedeutung jener Stelle – eine Formulierung erscheint, die Anton Lumme für die erste Fassung seiner Aufzeichnungen als Titel vorgesehen hatte: „Daß Fleisch verderblich ist.“ Der Satz wurde, wie wir sehen, auch in die zweite Fassung übernommen, hier jedoch nicht mehr als Titel verwendet. Auf jeden Fall aber ist er sehr wichtig, weil darin eine Art Bewußtwerdung bezeichnet ist. Bis dahin nämlich hat der Erzähler anscheinend die bekannte Tatsache, daß Fleisch nicht unbegrenzt haltbar ist, sondern nach kurzer Zeit verdirbt, wenn es nicht künstlich konserviert wird, gar

nicht richtig wahrgenommen: Hier erst wird ihm plötzlich klar, was jeder normale Mensch ganz selbstverständlich weiß. Dabei ist meines Erachtens nach zu bedenken, daß in unserer Sprache „Fleisch“ nicht nur das eßbare Fleisch bezeichnet, sondern gleichzeitig auch einen sozusagen sinnlichen Aspekt hat – Fleischeshlust hat bekanntlich nichts mit der Freude an einem guten Braten zu tun. Gerade auf diese untergründigen Zusammenhänge sollte der Leser an dieser Stelle achten, zumal da die Reaktion Anton Lummes auf das plötzlich als verderblich erkannte Fleisch ganz eindeutig die des Ekels ist.

Bei dieser Gelegenheit darf ich vielleicht noch erwähnen – obwohl das nicht unmittelbar in unseren Zusammenhang gehört –, daß die zweite Fassung mit einem neuen Titel ausgestattet wurde: „Fleisch ist immer ein Geschäft“ – auch das eine Formulierung aus dem Zusammenhang des Textes –, während die dritte Fassung, jene formlosen monologisch-dialogischen Redereien, wie wir sie schon zur Genüge kennengelernt haben, die unsinnige Überschrift „Kein deutsches Heldenleben“ trägt. Ich darf dem Leser überlassen, von diesen Titeln, die nie auf einem Buchrücken erscheinen werden, auf den Verfasser zu schließen.

Wir fahren nunmehr in der oben unterbrochenen Erzählung aus der zweiten Fassung fort:

„Obwohl es zum festlichen Abendbrot neben dem brennenden Lichterbaum Karpfen gab, sanftes Graublau mit goldgelb fließender Butter und weißer Meerrettichsahne, konnte Anton keinen Bissen essen: Der Fisch schmeckte ihm wie Fleisch, wie rotes, rohes, stickiges Fleisch.

Als er am anderen Morgen aufwachte, juckten seine Hände. Sie fühlten sich rauh an, die Haut war fleckig gerötet. Er strich eine Tagescreme seiner Mutter auf den Ausschlag, und die Haut glättete sich, das Jucken verging. Doch am Tage nach dem Fest war der Schorf wieder da, stärker diesmal, und Anton ging zu Dr. Flender.

Der Arzt schnüffelte mißtrauisch über die rote Flechte, erkundigte sich nach der Verdauung und dem Geschlechtsverkehr, und dann verschrieb er Tropfen, drei vor, sechs nach dem Essen. Nach ein paar Tagen waren die Hände wieder glatt. Doch bei der Arbeit kam die Krankheit schlimmer wieder zurück. Dr.

Flender verordnete strenge Diät: kein Fleisch, kein Fisch, kein Ei, keine gewürzten Speisen, kein Alkohol. Aber der Ausschlag war hartnäckig, und Anton verbrachte die Tage mit Markenkleben. Schließlich meinte August Lumme, dann müsse eben die Marenholt helfen, papperlapapp und punktum, und am nächsten Tage ging Anton zu ihr.

Obwohl seine Mutter ihn angemeldet hatte, mußte er eine Weile in dem niedrigen Flur warten, bis Frau Marenholt von der Straße hereinwehte. ‚Viel, viel zu tun‘, sagte sie mit ihrer dünnen Stimme, die meistens zu einem geheimnisvollen Flüstern gedämpft war. ‚Komm rein, Junge!‘

Mit einem unhandlichen Eisenschlüssel öffnete sie die Tür, und als Anton in die dumpfe Wärme des Zimmers eingetreten war, riegelte sie wieder zu. ‚Der Doktor weiß wohl nichts?‘ fragte sie, während sie vorsichtig den schwarzen Federhut abnahm. ‚Ja, ja, was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz.‘ Sie machte sich am Ofen zu schaffen, schüttete Kohlen auf die Glut, spreizte ihre Hände über der heißen Platte – ‚Eismann, Eismann flieh!‘ murmelte sie und wiederholte das mehrmals, die Töne lang hinziehend –, dann wandte sie sich Anton zu und deutete auf einen Holzbock, der neben einem mit Spitzendecken behängten Lehnstuhl stand. ‚Die Hände – ich weiß, ich weiß!‘ sagte sie. ‚Gib sie mir, gib sie mir ganz, ganz, du verlierst deine Hände – verlierst sie!‘

Anton fühlte ihre knochigen Finger, sie schloß die Augen, murmelte geheimnisvolle Silben, er spürte, wie seine Hände abfielen, ihm wurde leicht und wohl.

Plötzlich stand sie auf. ‚Siebenmal mußt du wiederkommen‘, flüsterte sie. ‚Jetzt ist es gut. Doch du mußt wiederkommen in sieben Tagen, siebenmal sieben Tage, sonst kommt das falsche Blut zurück, immer wieder. Und geh nicht ins Schlachthaus in dieser Zeit, geh nicht in die Wurstküche, nicht in den Laden! Nur durch die Hintertür darfst du eingehn und ausgehn in dieser Zeit, siebenmal sieben Tage – hörst du: Nur durch die Hintertür.‘

Zwei Tage später waren Antons Hände wieder weiß und glatt. August Lumme zuckte mit den Schultern, als Anton ihm Frau Marenholts Bedingungen sagte. ‚Tu, was die närrische Alte will!‘

brummte er. ‚Mit den kranken Pfoten kann ich dich auch nicht gebrauchen!’

Nach einer Woche aber wurde es ihm zuviel. ‚Blödsinn!’ sagte er. ‚Du sitzt hier und bist gesund, und ich arbeite mich ab – und bloß, weil die alte Klatschbase ihren Spaß dran hat. Schluß jetzt – morgen müssen wir schlachten!’

Frau Marenholt war böse. ‚Tu, was du willst’, sagte sie, ohne seine Hände zu berühren. ‚Ich will dich nicht wiedersehen – geh! Haßrot wollte Liebrod, Liebrod wurde Haßrot, Haßrot ist Blut, Blut. – Nun geh doch, ich will nichts von dir!’

Ein paar Tage lang konnte Anton arbeiten. Dann wurden seine Hände wieder rot und rau und fleckig. Frau Marenholt empfing ihn nicht mehr, und Dr. Flenders Tropfen und Salben halfen nicht. Außerdem konnte Anton die roten Sessel im guten Zimmer nicht sehen, ohne daß ihm übel geworden wäre. ‚Alles Anstellerei!’ sagte sein Vater ärgerlich. ‚Und sowas heißt nun Lumme!’”

Nur einmal und ganz beiläufig wird in diesem Abschnitt auf das andere Geschlecht Bezug genommen. Ich bin aber überzeugt, daß jene plötzliche Überempfindlichkeit gegen rohes Fleisch, ja gegen „Fleisch” überhaupt in einem nachweisbaren Zusammenhang steht mit Anton Lummes psychischem Zerfall. Augenscheinlich hatte sich in ihm eine Frustration ausgebildet, eine tiefreichende Lebensenttäuschung, die für ihn lebensbestimmend wurde, und zwar besonders gegenüber dem weiblichen Geschlecht. Welche Folgen das für Anton Lumme im einzelnen gehabt haben dürfte, möchte ich hier nicht ausbreiten. Jedenfalls scheint es nicht verwunderlich, daß noch zu einer Zeit, da der normale und normal empfindende Mensch längst zu seiner Form gefunden hat, welche er dann nicht mehr wesentlich ändert, Anton Lumme unter schweren neurotischen Störungen ebenso litt wie unter einer starken Unsicherheit des sozialen Verhaltens, welches beides in den Wachstumsjahren zu überwinden die eigentliche Aufgabe des Pubertierenden ist. Jene Maturität, die auch sensitive Typen – ich spreche da nicht zuletzt auch aus eigener Erfahrung – spätestens Anfang oder Mitte der zwanziger Jahre erreichen, gewann Anton Lumme jedenfalls nie.

12 *Der sogenannte „Fall Butenschön“ in der umfassenden und klärenden Übersicht des Herausgebers: a) Anton Lummes seltsame Vorstellungen von diesem „Fall“; b) Darlegung der Gründe, weshalb August Lumme keinesfalls der angebliche Mörder hätte sein können; c) Darlegung der Gründe, weshalb Herr Borsten ebenfalls nicht als möglicher Mörder in Betracht kommen konnte; d) besonders eingehende Darlegung und Begründung der Tatsache, daß auch Herr Scheele bei diesem „Fall“ außerhalb jeden ernsthaften Verdachts stehen mußte.*

„Zwei Tage, nachdem Herr Jahn gestorben war, gab es bei Lummes Zank. ‚Das hat man doch in der Nase, Junge‘, mäkelte August Lumme. ‚So was riecht man doch!‘ Und als Rosa Lumme meinte, was solle man schon mit den paar Kröten, wo die Familie nichts taue, wurde er wütend: ‚Familie! Wenn ich das schon höre! Aber zweihundertzwanzigtausend Mark hat Jahn seiner Nichte hinterlassen, der alte Schieber und Mogelfritze, über zweihundertzwanzigtausend Mark, der Gauner, und tut so, als hätte er nicht die Margarine aufs Brot! Alles kriegt jetzt das dumme Gör, und Anton hätte sie haben können!‘

Anton bemerkte, sein Vater habe ihm doch verboten –.

‚Verboten!‘ höhnte August Lumme. ‚Sowas läßt man sich eben nicht verbieten, papperlapapp! Ich hab’ sogar deine Mutter geheiratet, und glaub’ bloß nicht, daß Opa besonders begeistert war, als ich mit ihr ankam!‘

‚August‘, sagte Rosa Lumme scharf.

‚Na, oder nicht? Du hattest doch kaum das Hemd auf dem Leib! Aber mein Sohn läßt sich zwei-hundertzwanzigtausend Mark aus der Nase gehn – Mensch, dieser Jahn, dieser schäbige Geizkragen, und handelt mit mir um zwei Pfennige! Junge, du bist mir vielleicht ’ne Niete!‘“

Dieser kleine Absatz aus der zweiten Fassung der Aufzeichnungen möge hier als Beweis dafür stehen, wie Anton Lumme immer wieder seine Angehörigen, ja seine Umwelt insgesamt anzuklagen, zugleich aber sich selbst zu entschuldigen bemüht ist. Das kulminiert schließlich in der letzten Fassung der Aufzeichnungen mit ihrer – indirekten – Darstellung des angeblichen Mordes an Hans Butenschön sowie der Verdächtigung ehrbarer Männer – darunter des eigenen Vaters! –, diesen Mord begangen zu haben. Wir wollen uns deshalb mit diesem „Fall“ noch einmal mit aller gebotenen Gründlichkeit befassen, zumal da die verhängnisvollen Auswirkungen der schizoiden Weltanschau Anton Lummes hier besonders deutlich erkennbar werden.

Um zu einer abschließenden Klärung zu gelangen, wollen wir zunächst einmal ganz sachlich-nüchtern die Prämissen nachzeichnen, die Anton Lumme in seiner Sicht der Gestalten und Geschehnisse für gegeben annahm. Aus den recht verworrenen monologischen Kapiteln der dritten Fassung habe ich gleichsam puzzlehaft zusammengesetzt, wie er sich den angeblichen Mord vorstellte.

Hans Butenschön traf in jener Mainacht 1933, in der er den Tod fand, auf der Brücke über den Schalsee zufällig seinen erklärten Feind Scheele. Es kam – immer nach der von mir aus zahlreichen Hinweisen und Andeutungen ermittelten Version Anton Lummes – zu einem Streit zwischen den beiden, der in tätliche Auseinandersetzungen überging, welche den zufällig vorbeikommenden Herrn Borsten zum Eingreifen veranlaßten, wobei Herr Borsten nichts anderes im Sinn hatte als Schlichtung und Vermittlung. Allerdings war er nicht in der Lage, die Streitenden zu trennen – noch einmal: es handelt sich um Anton Lummes völlig unbewiesene Vorstellungen, wie sie sich aus der dritten Fassung der Aufzeichnungen erschließen lassen –, und er, Herr Borsten nämlich, geriet, ein körperlich ungeübter Mann, selbst in Not, er rief um Hilfe, und erst der gerade in diesem Augenblick auf der Bildfläche erscheinende August Lumme konnte ihn mit seinen kräftigen Händen befreien, konnte auch die Kampfhähne auseinanderbringen, wobei sich dann allerdings herausstellte, daß Butenschön durch einen Schlag auf die Halsschlagader getötet worden war.

Diese seltsamen, unklaren Geschehnisse versucht Anton Lumme dadurch glaubhaft zu machen, daß er einen stummen – unbekanntem – Zeugen, einen halbwüchsigen Jungen, den ganzen Vorgang beobachten läßt, und zwar vom Ufer des Schalsees aus, ohne daß er allerdings erläutert, was wohl der Junge zu so später Stunde – es muß immerhin gegen 23 Uhr gewesen sein – am Schalsee zu tun oder zu lassen gehabt haben könnte (der gelegentliche Hinweis, Anton selbst sei in jenen Jahren mehrfach nachtwandelnd außerhalb des Lummeschen Grundstücks angetroffen und aufgegriffen worden – womit vielleicht angedeutet werden soll, daß Anton Lumme selbst jener Zeuge gewesen sein könnte –, erscheint mir denn doch reichlich phantastisch und auf jeden Fall kein zuverlässiger Anhaltspunkt für die behauptete Zeugen-

schaft, wenn auch derartiges Nachtwandeln bei sensiblen Kindern erfahrungsgemäß nicht ganz ausgeschlossen werden kann).

Anton Lumme nahm nun weiter an, daß bei der Entdeckung von Butenschöns Tod Herr Scheele sofort jede Schuld daran von sich gewiesen, vielmehr die beiden anderen der Tat bezichtigt habe, zumal da im Gewühl des Handgemenges keiner der Männer seine Schläge genau kontrolliert haben dürfte. Entsetzen und Furcht in den Gliedern, einigten sich die drei schließlich dahingehend, daß man die Spuren des Toten sofort tilgen müsse, der Tod als solcher sei ja doch nicht mehr rückgängig zu machen. Die Leiche Butenschöns wurde, beschwert mit etlichen Ziegelsteinen, welche August Lumme rasch vom nahen Lager des ihm befreundeten Bauunternehmers Berger geholt hatte, in den Schalsee versenkt, und die Männer gelobten sich, ehe sie auseinander gingen, Stillschweigen bis zum Tode. In diesem Augenblick – immer nach Anton Lummes Version – wurden sie durch das klägliche Weinen jenes kindlichen Augenzeugen erschreckt, der aber in der Nacht verschwand, ehe er gefaßt und identifiziert werden konnte. Trotzdem blieb der Vorfall bis zum Fund der Leiche beim Brückenbau im Jahre 1935 völlig im Dunkeln.

Mit Absicht habe ich den Fall so ausführlich in Anton Lummes Sicht rekonstruiert, weil sich daraus das Grundmuster des Falls Butenschön ergibt, wie es der dritten Fassung der Aufzeichnungen unterlegt worden ist. Ich will nun im folgenden keineswegs alles das zitieren, was der Erzähler an Hinweisen, Andeutungen und dunklen Vermutungen um Butenschöns Tod herumrankt, der übrigens selbst dann, wenn er überhaupt und wenn er gerade so passiert wäre, keineswegs als Mord gelten würde, wie Anton Lumme annahm, sondern höchstens als Totschlag, eine fahrlässige Tat zudem, die inzwischen längst verjährt wäre. Wichtig schien mir aber, einmal jene Personen und ihre „Entwicklung“ zu betrachten (ihre „Entwicklung“ nämlich in den drei uns vorliegenden Fassungen der Aufzeichnungen), die der Erzähler des Mordes bzw. Totschlags verdächtigt.

Was zunächst August Lumme angeht, mit dem der Leser inzwischen schon recht gut bekannt, ja vertraut geworden sein dürfte: Sein Bild verändert sich in allen drei Fassungen der Aufzeichnungen wenig oder gar nicht. Schon im ersten Entwurf

begegnen wir jenem kräftigen, konservativ-national gesinnten Mann, der mit sicherem Instinkt das Beste aus seinem Leben und seiner Zeit zu machen versteht – ein trotz mancher böswillig angebrachter ironischer Andeutungen durchaus sympathischer Mann, dem gewiß weder in Bödelstedt noch unter unseren Lesern irgend jemand einen Totschlag, geschweige denn einen Mord zutrauen würde. Ich möchte das gern noch etwas näher und zusätzlich belegen an Hand von zwei kleinen Abschnitten aus Anton Lummes Aufzeichnungen. Als Quelle soll uns zunächst einmal die erste Fassung dienen, eine kleine Episode aus dem Jahre 1938, die ich nur unwesentlich gekürzt habe.

„Alle baulichen Veränderungen in unserem Hause wurden von jeher durch die Firma Berger ausgeführt. Im Frühling wurde Herr Berger bestellt, ein Badezimmer einzurichten. Bedenklich den Kopf wiegend, beklopfte er Wände und Decken des alten Hauses, maß die Gesellenstube aus, von der einige Quadratmeter dem geplanten Raum zugeschlagen werden mußten, leuchtete auch unter die Hintertreppe und schritt den Hof ab, wo die Sickergrube anzulegen war. Er fragte sodann nach den Wünschen meiner Mutter für die Ausstattung – ob blaue, grüne, gelbe oder schwarze Kacheln, Gas- oder Kohlenbadeofen, freistehende oder eingekachelte Wanne, Standardwaschbecken oder doppelter Porzellanwaschtisch mit Schwenkarm –, nahm alles in sein Notizbuch auf und verabschiedete sich mit dem Versprechen, demnächst einen detaillierten Kostenvoranschlag vorzulegen.

Mein Vater war an diesem Tag nicht zu Hause; ich verstand noch weniger von Mustern und Preisen als meine Mutter, und so waren die Zahlen, die Herr Berger am Sonntagvormittag bei einem Glase Portwein erläuterte, erschreckend hoch. Ich sah meinem Vater an, daß er den Auftrag am liebsten zurückgezogen hätte. Doch meine Mutter begeisterte sich an den Prospekten, die Herr Berger auf den Tisch gelegt hatte: weichschimmernde Kachelwände, blinkende Chromhähne mit angeschlossener Brause für Kalt und Warm, glänzende Wannen und zartgetönte Fußbodenplatten mit andersfarbiger Einfassung, und weil Hinrichsens vor kurzem auch ein Badezimmer, ganz in Seegrün, eingebaut hatten, stimmte er schließlich zu, und es wurden schwarze Kacheln mit leicht rosa getönten Fugen bestellt. Ein

Wasserklosett im Erdgeschoß empfahl Herr Berger gleichzeitig anzulegen – eine relativ geringe Mehrausgabe –, für Besuche und für die alte Dame, die doch nicht mehr die Treppe steigen könne, und so wurde es beschlossen.

Die Firma Berger war gerade mit einem umfangreichen Auftrag im Arbeitsdienstlager betraut worden, wo das Küchengebäude, das früher einer Schweinemästerei gedient hatte, renoviert werden sollte. Deshalb verzögerte sich der Baubeginn bei uns bis zum Sommer, und als die Leitungen endlich gelegt werden sollten, stellte sich heraus, daß gutes Material im Augenblick nicht zu beschaffen war. Die aufgebrochene Wand der Gesellenstube war meinem Vater aber ärgerlich, und so ließ er schließlich Leitungen minderer Qualität einbauen. Auf die verchromten Armaturen mußten wir sogar noch länger warten, und schließlich wurde Ware zweiter Wahl geliefert, die gerade noch greifbar gewesen war, jedoch genommen und festgeschraubt wurde, damit Herr Berger endlich abrechnen konnte.

Die Rechnung ließ nicht lange auf sich warten und war, trotz Voranschlag und böser Vorahnungen, überraschend hoch. Da aber die Belegschaft des Arbeitsdienstlagers angestiegen und die Fleischlieferungen entsprechend größer geworden waren, bei prompter Abrechnung, zahlte mein Vater und gab sich zufrieden. Meine Mutter konnte es jedoch nicht lassen, Frau Berger stets nur ein mäßig verwendbares Stück für den Sonntagsbraten zu geben, ohne daß die Kundin protestiert hätte, aus Furcht, weitere bauliche Veränderungen in unserem Hause könnten der Konkurrenz zufallen.

Das Badezimmer erwies sich als ein wahrer Fortschritt und beträchtliche Annehmlichkeit. Zwar wurde ich nachts manchmal durch das Rauschen der Toilette aufgestört, obwohl der Wasserkasten vorsorglich an die Wand der Gesellenstube gesetzt worden war. Ich gewöhnte mich aber bald an das Geräusch und wachte nicht mehr davon auf.

Über dem Waschbecken, unter dem Spiegel, war eine Glasplatte angebracht, auf die mein Vater sein Rasierzeug legte – Pinsel, Seife und Apparat, auch einen Blutstillstift in roter Manschette sowie ein Gerät zum Nachschleifen der Klingen –, obwohl meine Mutter dort viel lieber nur ihre Tuben und Töpf-

chen mit Tages- und Nachtcreme, die zierlichen Parfümflaschen und den dunkelgrünen Kristallzerstäuber mit Lavendelwasser gesehen hätte. Hier merkte ich, wie oft mein Vater den Rasierapparat wechselte: Er hatte eine eigenartige Furcht, sich beim Rasieren zu schneiden – weil er mehrfach von einem ungeschickten Lehrling oder auch von Herrn Weete selbst, der seine sichere Hand meist erst am späten Vormittag wiedergewann, verletzt worden war, hatte er die alte Gewohnheit aufgegeben, sich im Frisiersalon gegenüber mit dem Messer rasieren zu lassen –, und da sein Bart recht hart war, seine Haut aber empfindlich, versuchte er mit immer neuen Modellen, die Morgenrasur unblutig hinter sich zu bringen. Die als unzulänglich erkannten Apparate warf mein Vater nicht weg, sondern er hob sie im Apothekenschrank auf, um gelegentlich noch Ober- und Unterkamm verschiedener Modelle in neuer Zusammensetzung auszuprobieren: eine ganze Anzahl scheinbar gleicher Konstruktionen, die sich bei näherem Zusehen in Schrägschnitt-, Doppelschrägschnitt- und Standardapparate mit geradem Schnitt unterscheiden ließen. Einer hatte zusätzlich noch ein Kugelgelenk; aber auch er war nach einem mißvergnügten Morgen fortgelegt worden.

Nach dem Herbstmarkt wurde das anders. Zwischen den bunten Schaubuden, den Karussells, Ständen mit Leckereien und brutzelnden Würsten und neben dem Spitzenverkäufer, der seine schwungvoll angepriesenen Kostbarkeiten fast zu verschenken schien, fand mein Vater unter einem roten Standschirm einen gesetzten Herrn, der in ernstem, überzeugendem Ton sein ‚absolut schnittfestes‘, wie er sagte, Rasierzeug als reifste Entwicklung deutschen Erfindergeistes anpries und damit vor allem bei den Bauern, die zum Markt in die Stadt kamen, manchen Abnehmer fand. Mein Vater fühlte über sein rauhes Kinn und kaufte den Wunderapparat, der sich zwar schon nach dem ersten Gebrauch am anderen Morgen durch ein zu starkes Andrehen in mehrere Teile auflöste, dessen Unterkamm aber, glatt und gewöhnlich aussehend, auch in einen anderen, unlängst abgelegten Apparat hineinpaßte und hier ebenso sicher wie in dem zerstörten jeden Schnitt von meines Vaters Wange fernhielt.

Nachdem sich die neue Kombination eine Woche lang und noch eine Woche bewährt hatte, sollten die alten Apparate fortgewor-

fen werden. Aber ich dachte an unsere Altmaterialsammlung und erbat sie für mich. Es war ein ansehnlicher Karton voll – auch in der Nachttischschublade meines Vaters hatten sich noch mehrere Exemplare gefunden, und meine Mutter erinnerte sich, daß auf dem Hausboden eine Schachtel mit gleichem Inhalt stand –, und viele waren aus Messing, oder sie waren verchromt oder verzinkt, und selbst die gußeisernen wurden nicht verworfen, weil im Zeichen der Anspannung aller Kräfte für den Vierjahresplan jedes Stückchen Metall gesammelt werden mußte.

In der Schule kippte ich den Karton aus, und die anderen lachten. Herr Maaß, der für den fleißigsten Sammler eine Ehrenurkunde bereithielt, sah etwas ungläubig auf das Gewirr langstieliger Apparate, deren Bestimmung offensichtlich war, deren Häufung aber dem Lehrer Anlaß zu Mißtrauen bot. Erst auf meine wiederholte Versicherung hin, es handele sich wirklich um Altmaterial, ging er an die nähere Untersuchung der Metalle. Er wog jedoch nicht sehr genau, so daß schließlich Gerhard Hinrichsen, der die Kupferbüste eines ehemaligen Reichspräsidenten – Ebert hieß er – zur Sammlung gebracht hatte, die meisten Punkte und die Urkunde erhielt.”

Von dem Rankenwerk des hier ganz naiv Geschilderten hebt sich August Lumme als eine solide, verständige, allem Unmaß abholde Bürgergestalt ab, ein gesetzter, vernünftiger deutscher Mann, der bezeichnenderweise nichts so sehr scheut wie unnötiges Blutvergießen. Ähnliche Züge finden wir immer wieder bei ihm, wobei, wie schon erwähnt, zu berücksichtigen ist, daß der Erzähler seinem Vater durchaus kritisch, ja zuletzt zweifellos geradezu gehässig gegenüberstand, so daß manche Positiva gar nicht mit berücksichtigt worden sein dürften. Dabei war August Lumme – auch das geht aus den Aufzeichnungen seines Sohnes ganz klar hervor – keineswegs weich oder gar feige: Wenn es darauf ankam, dann wußte er durchaus energisch, ja soldatisch zu reagieren. Als ein Beispiel für diese seine Haltung verweise ich auf die uns schon vertraute Botho-Geschichte, eine Episode, in der sowohl die besonnene Überlegenheit wie auch die mannhafte Entschlossenheit August Lummes (ganz im Gegensatz zu seinem damals immerhin fast 22jährigen Sohn!) überzeugend verdeutlicht werden.

Auch hier findet sich im übrigen wieder die für August Lumme personaltypische Haltung, daß Blutvergießen ihm einfach zuwider ist. Und ausgerechnet dieser Mann sollte ein schlechtes Gewissen wegen eines Mordes – oder auch nur eines Totschlags wegen – gehabt haben? Das Unsinnige dieser These spricht für sich selbst!

Mühelos könnte ich noch durch zahlreiche andere Beispiele erhärten, was schon aus dem bisher Gezeigten und Gesagten eindeutig hervorgeht: August Lumme war im wahrsten Sinne des Wortes ein rechtschaffener Mann, und nicht von ungefähr waren die Worte, die seine zahlreichen Freunde ihm am Grabe nachriefen, so besonders herzlich und zu Herzen gehend. Ich fürchte nicht, den Leser zu ermüden, wenn ich einige dieser Worte hier noch anführe, wenn sie auch nur in einem Monolog Tante Tines vorliegen – in einer Form also, bei der gehässige Verzerrungen durch den Erzähler befürchtet, ja, geradezu vorausgesetzt werden müssen. Selbst in diesem Selbstgespräch nach der Beerdigung des plötzlich an einem Herzinfarkt verschieden August Lumme (übrigens eine Krankheit, die Anton Lumme auf die – nie stattgefundenen – Verwicklungen bei der angeblichen Aufdeckung von Butenschöns gewaltsamem Tod zurückführt!) werden die positiven Charaktereigenschaften von Anton Lummes Vater plastisch erkennbar.

„– unser August, er ist gestorben vor Gram, weil seine Frau ihn betrogen hat, die ganze Stadt hat es gewußt und hat gelacht über ihn, das hat ihm das Herz gebrochen, das weiß ich wohl, da lasse ich mir nichts sagen, sie soll nur still sein und denken, wie es gewesen wäre, wenn sie ihm eine gute Frau gewesen wäre, so wie sich das gehört. Aber nun soll er in Frieden ruhn, und es war eine schöne Beerdigung und eine große Beteiligung, und wenn unser Propst nicht gerade die Mandeln operiert hätte, dann hätte er August selber begraben, sie waren doch alte Kameraden – der kleine Pastor hat nicht die kräftigen Worte, wenn er es sicher auch gut meint, aber mehr für die kleinen Leute, die mögen sowas, das war doch kein Grabspruch für unseren August: Es ist Trauern besser denn Lachen, denn durch Trauern wird das Herz gebessert – ich wüßte tausend Sprüche, die besser auf August paßten, aber Pastor Schuster weiß das eben nicht so, und darum

war es so schön, als zuletzt Fritz Meyerbeen vortrat und sprach und hat unseren August so recht gewürdigt als Freund und als deutschen Soldaten und Kameraden, da konnte jeder was mitnehmen, und auch Herr Grotkopp hat August mit schönen Worten gewürdigt als Schützenbruder, Hie Bödelstedt allewege, und sie werden ihn nie vergessen, hat er gesagt, und Hinrich Hinrichsen hat auch so schöne Worte gesprochen als Freund und im Namen der alten Freunde, er hat gesagt, daß August immer ein Freund war und eine ehrliche Haut, und das kann jeder bestätigen, er war ein ehrlicher Mann und hat sich sogar geopfert für Borsten, obwohl Herr Borsten gar nicht sein Freund war, beinahe im Gegenteil, und Hinrich Hinrichsen hatte ganz rote Augen, er war Augusts bester Freund, und wenn sie auch mal und hatten was miteinander und waren vielleicht mal nicht immer ganz einer Meinung, das hat er gesagt am offenen Grab und alle haben es hören können, es war immer Verlaß auf August, so Worte tun einem wohl, auch Rosa hat richtig geweint, obwohl man nicht weiß, ob das echt war, sie ist ja aus Polen und dachte vielleicht an ganz was anderes, ich weiß ja leider mit ihr Bescheid, ich habe sie kennengelernt, das kann man wohl sagen, und nachher war auch alles wieder vergessen, obwohl das ‚Harmonische Kränzchen‘ so schön gesungen hat, ‚Harre meine Seele‘, aber sie hatte bloß noch im Sinn, daß der Kaffee auch stark genug war und daß die Torten herumgereicht wurden und daß ihr Spitzenschal nicht verrutschte, wie war das schrecklich, daß sie ausgerechnet den Spitzenschal trug, den Fräulein Kramer damals geklöppelt hatte zum Maskenball, das war doch wirklich nicht nötig. Aber es war ein gemütliches Kaffeetrinken nach der Beerdigung, es waren viele gekommen und saßen oben im guten Zimmer und tranken Kognak zum Kaffee, so ein Begräbnis strengt doch immer an, da muß man sich innerlich wieder wärmen. Und ich habe Rosa auch nichts gesagt wegen dem Spitzenschal, Rosa muß es ja wissen und kann nichts dafür, daß sie aus Polen ist, da wissen sie das nicht so. Und sie sprachen noch alle von unserem August, und alle wußten nur Gutes von ihm, er war ein guter Kamerad und ein echter Lumme, wenn er auch Rosa geheiratet hat, aber wer ist ohne Fehl: – Wer kann merken, wie oft er fehlet? spricht der Psalmist –, und er war beliebt und geachtet weitumher, es waren

auch viele Bauern gekommen mit ihren Frauen und Töchtern und Enkeln, die hatten alle mit August gehandelt und hatten nur Gutes von ihm erfahren und gaben ihm nun die letzte Ehre, und einige haben richtig geweint. Und die Bürgerschützen schossen Salut über dem Grab, sie schießen noch längst nicht für jeden Salut, aber für unseren August schossen sie gern, weil er ein vorbildlicher Bürgerschütze war, und Fritz Meyerbeen sagte auch, daß der Schild nun wieder blank war und scharf und keine Flecken darauf und daß man August nicht an die Ehre konnte, obwohl die dunklen Elemente es immer wieder versucht haben, das wollte er doch mal sagen an dieser Stelle, denn August war immer ein ehrlicher Kamerad, da sollten sich alle eine Scheibe von abschneiden, und besonders die Jugend von heute – sie haben Augusts Ehre gejagt wie ein wundes Reh und sein Herz hat schließlich versagt, aber er lebt nun weiter in unseren Herzen als ein Mann der Ehre, Zähne zusammen und durch – Fritz Meyerbeen hat das so schön gesagt, zuletzt hat er selber geweint. Und sogar der schreckliche Mensch vom ‚Boten‘ hat eine Schaufel Erde geworfen und hat uns die Hand gedrückt, mir war das so unangenehm, ich weiß doch Bescheid, wie es war mit dem Medaillon, aber er hat was Schönes geschrieben im ‚Boten‘, das muß ich ja sagen, das war schön und gerecht, wie da spricht der Prophet Hosea im 10. Kapitel, Vers 12: Sät euch Gerechtigkeit und erntet Liebe, und alle haben gesagt, ja, August, das war noch einer –”

Ich darf wohl abbrechen. Das Bild von August Lumme ist selbst hier – in einem Abschnitt der dritten Fassung! – unverkennbar, trotz mancher böswilligen Verschiebungen und Ironisierungen. Auch wenn die Version Anton Lummes vom Mord bzw. Totschlag an Butenschön gestimmt haben sollte: Daß August Lumme daran beteiligt gewesen sein könnte, erscheint in Hinsicht auf seinen Charakter und seine ganze Wesensart durchaus unwahrscheinlich. Nirgendwo finden wir zudem bei August Lumme auch nur Spuren eines irgendwie sich äußernden schlechten Gewissens. Bei seiner sensiblen Veranlagung wäre es aber schlechterdings unmöglich gewesen, daß – wäre er der Täter gewesen! – nicht irgendwo solche Spuren aufgeleuchtet wären. Nichts ist da, was Anton Lummes bösen Verdacht auch nur im

geringsten nähren, geschweige denn bestätigen könnte. Nur einem psychisch Debilen konnte sich das Bild dieses aufrechten Mannes in das eines Mörders bzw. Totschlägers verkehren. In Wirklichkeit besteht kein Zweifel – und hat nie bestanden! –, daß August Lumme immer der ehrenwerte Bürger war, als der er erschien – und kein anderer.

Wir wenden uns nunmehr dem zweiten der von Anton Lumme in Betracht gezogenen angeblichen Mörder oder Totschläger zu, nämlich Herrn Borsten. Diese Gestalt erfährt in den Aufzeichnungen nach und nach eine recht bemerkenswerte Wandlung, ja, eine bewußte Umstrukturierung, die – soweit ich das beurteilen kann – immer mehr von dem lebenden Vorbild wegführt zu einer Figur, welche gewissermaßen zum Positiven hin retuschiert ist in dem deutlichen Bemühen, Herrn Borsten als honorig und glaubwürdig mit in die angeblichen Verwickelungen um Butenschöns Tod einzubeziehen. Der Leser wird sich an den Knaben Ludwig Borsten erinnern, der uns bei der Episode, welche seinerzeit zur vorzeitigen Pensionierung des Kollegen Martens führte, kurz begegnet ist: eine wenig sympathisch gezeichnete Gestalt, die Rückschlüsse auf einen unsympathischen Vater geradezu herausfordert. In der ersten Fassung der Aufzeichnungen wird der Vater bei dieser Gelegenheit denn auch in diesem Sinne geschildert, wenn etwa erzählt wird, daß 1933 ein Aufnahmeantrag Borstens vom „Stahlhelm“ abgelehnt worden sei, „weil sich das Gerücht hielt, Herr Borsten habe mit einem vorgetäuschten Herzleiden vier volle Kriegsjahre auf einer Schreibstube verbracht. Eine Spende von 500 Mark zugunsten des neuen Kriegerehrenmals wurde zwar dankend quittiert; die Reihen der nationalen Front aber blieben Herrn Borsten verschlossen, zumal er nicht wagte, der SA beizutreten, der damals in Bödelstedt noch kein Bürgerlicher angehörte. Er schickte aber seinen Sohn in die Hitler-Jugend, und damit schien ihm zunächst genug getan.“

Dieses knapp umrissene Bild eines unangenehmen Opportunisten dürfte nicht ganz unzutreffend gewesen sein, und auch die folgende Schilderung – aus der zweiten Fassung – dürfte der Wirklichkeit ziemlich genau entsprochen haben. Es handelt sich um die Beschreibung eines Besuchs, den Anton Lumme Anfang Januar 1933 bei Borstens machen mußte, weil Herr Lumme da-

mals – übrigens des früher erwähnten Pelzmantels seiner Frau wegen – bei Herrn Borsten verschuldet war.

„Nun freunde dich doch ein bißchen mit Ludwig an!“, sagte Antons Vater. „Ab Ostern seid ihr zusammen in der Mittelschule, und Ludwig ist bestimmt ein netter Kamerad – mit seinem Vater komme ich doch auch so gut aus!“

Anton wußte, daß das nicht stimmte. Mit Herrn Borsten kam in Bödelstedt niemand gut aus, August Lumme hatte in den ersten Nachkriegsjahren mit ihm zusammen Geschäfte gemacht, hin und wieder hatte er davon erzählt. Sie waren über Land gefahren und hatten Bauern besucht, und August Lumme hatte Kauf und Tausch vermittelt, weil Herr Borsten das ländliche Platt nicht beherrschte. Sie hatten gut dabei verdient, bis August Lumme sich dann das Motorrad kaufte, um allein besser zu verdienen. Herr Borsten, der damals schon fettleibig zu werden begann, hatte das Spiel der Gebote mit listigen Augen verfolgt, um im rechten Augenblick einzufallen und eine Zahl zu nennen, die meistens nach einem letzten Hin und Her unter beiderseitigem Stöhnen angenommen wurde. Er war zu ertragen, solange er keinen Alkohol genossen hatte. Trank er aber – und er trank meistens –, dann kamen die Worte immer qualliger aus seinem Munde, er rekelte sich breit im Sessel und umfing die Bäuerin oder lieber noch eine junge Magd, und seine Reden wurden von einem Glas zum anderen hochtrabender, bis er ausspuckte, seine Frau, August Lumme und die Gastgeber beschimpfte, seine eigene Tüchtigkeit lobte und endlich einschlief. Allerdings hatte August Lumme diese Abfolge nur einmal vollständig erlebt. Meistens gelang es ihm, Borsten rechtzeitig wieder in den Daimler zu verfrachten, der mit Chauffeur vor der Tür wartete, und einmal war Herr Borsten, kaum daß er die widerstrebende Tochter des Hausherrn auf seinen Schoß gezogen hatte, so nachdrücklich vor die Tür gesetzt worden, daß die Hand des Bauern sich noch nach Tagen in seinem Gesicht abzeichnete. Solche Erfahrungen – und etwas unübersichtliche Abrechnungsmethoden – hatten August Lumme dann bewogen, seine Geschäftsbeziehungen zu Herrn Borsten mehr und mehr einzuschränken, zumal es sich herumsprach, daß Borsten durch rücksichtsloses Eintreiben von Außenständen mit zum Ruin angesehener Bödelstedter Firmen beigetragen hatte.

Anton merkte, daß sein Vater ihn nicht ansah, als er über Herrn Borsten sprach, und es wäre ihm lieber gewesen, er hätte nicht zu Ludwig Borsten gehen müssen.

Das Haus lag in einem tiefen, von einer Ziegelmauer abgeschlossenen Garten. Es war vor etwa zwanzig Jahren als eine Art Landhaus erbaut worden, ein erkerverzierter, giebelspitzer Bau, der an der rechten Seite durch einen mächtigen Ziegelklotz vergrößert war, der Anbau wirkte wie eine krankhafte Wucherung. Bödelstedt wußte, daß dort Herrn Borstens Arbeitszimmer lag und hatte dem Anbau den Namen ‚Zinsfuß‘ gegeben – Anton erinnerte sich daran, als er beklommen zur Eingangstür ging.“

Auch eine bei dieser Gelegenheit gegebene indirekte Schilderung Borstens scheint mir den Typ recht gut getroffen zu haben, und zwar hört Anton ein Telefonat mit, das Herr Borsten im Nebenzimmer führt.

„Ja?“ meldete sich Herr Borsten. „Ja, natürlich. – Was sagen Sie?“ Einen Augenblick lang hörte er zu, dann unterbrach er den Anrufer: „Ach was, das wissen Sie doch! Nein – nichts, gar nichts, kein Wechsel! – Was? – Wieso? – Hab ich Ihnen doch schon gesagt – unmöglich, sage ich, völlig unmöglich, bei diesen Zeiten. – Wieso? Weihnachten? – Ach, Unsinn! – Nein! – Ja, mein letztes Wort!“ Damit warf er den Hörer auf.“

Ähnlich wird Borsten auch bei anderen Gelegenheiten sowohl in der ersten als auch in der zweiten Fassung der Aufzeichnungen dargestellt, wobei der Ton im zweiten Entwurf eher noch schärfer ist: Herr Borsten erscheint hier noch unangenehmer, ja zuweilen widerwärtig, obwohl die Figur jeweils nur am Rande auftaucht.

Aufschlußreich ist nun die Umbildung dieser Gestalt in der dritten Fassung der Aufzeichnungen Anton Lummes, eine Umstrukturierung, die wesentlich mehr beinhaltet als bloße Retuschen. Zwar bei der ersten Erwähnung – durch den bereits angesprochenen Kollegen Martens, der über die erwähnte Episode mit Ludwig Borsten monologisch referiert – scheint Herr Borsten noch halbwegs jene unsympathische Persönlichkeit zu sein, als die er in den ersten beiden Fassungen geschildert wird. Herr Martens sagt:

„Ludwig hat es hier niemals leicht gehabt. Sein Vater genießt nicht den besten Ruf in Bödelstedt, obwohl ihm jetzt, da ein

Schlaganfall ihn niedergeworfen hat, das Mitgefühl aller gewiß sein sollte.”

Ich darf hier einfügen, daß ein Schlaganfall tatsächlich Herrn Borsten im Jahre 1955 getroffen hat. Er erholte sich aber recht bald davon und lebt noch heute, wenn auch nunmehr zurückgezogen von seinen Geschäften, welche sein Sohn mit ererbter Begabung weiterführt.

„Die allgemeine Mißachtung, unter der Herr Borsten hier immer zu leiden hatte, wurde wahrscheinlich schon früh auf den Sohn übertragen”, fährt Herr Martens fort, und man spürt sein – bzw. Anton Lummes – Bemühen, Ludwig Borstens Verhalten etwas zu entschuldigen; im übrigen bescheinigt Herr Martens Ludwigs Vater „ein sicheres Gespür für die Zeichen der Zeit” – wahrhaftig eine freundliche Formulierung, die gewiß in mancher Hinsicht ihre Berechtigung hat.

Ein ganz anderes Gesicht aber erhält Herr Borsten später, und zwar wird er jetzt mit einem Monolog ausführlich vorgestellt, den der Erzähler dem durch den Schlaganfall – angeblich! – Erblindeten und partiell Gelähmten in den Mund legt. Nicht nur wird hier an das Mitgefühl des Lesers appelliert – dem Blinden, dem Gelähmten kommt in unserem durch das Christentum mitbestimmten Kulturkreis ja stets besonderes Mitleid entgegen; Anton Lumme versucht auch sonst, Borsten mit allen Mitteln aufzuwerten: Borsten soll das Medium des schlechten Gewissens sein, das nach Ansicht meines Schwiegersohnes eigentlich ganz Bödelstedt wegen Butenschöns Tod haben müßte, und eben deshalb darf er jetzt nicht mehr der unsympathische Mensch sein, der er sowohl in der Bödelstedter Wirklichkeit als auch in den ersten beiden Fassungen von Anton Lummes Aufzeichnungen war und ist.

„Bleib doch bei mir, Elfriede, du weißt doch, ich mag nicht mehr allein sein – bist du noch da, Elfriede? Warum antwortest du nicht – ich höre doch, daß du noch da bist, ich lebe doch noch, Elfriede. – Warum ist sie wieder gegangen, warum bleibt sie nicht bei mir? Sie will mich nicht mehr, sie mag nicht mehr bei mir sein, sie mochte nie bei mir sein, sie mochte mich nie. Aber sie soll das noch wissen, sie muß das wissen – und hört mir nicht zu, will mich nicht hören – sie wollte mich nie. Ihr Vater hat mich

gewollt, Johann Peter Voß, und ich habe sie auch gewollt, Elfriede Voß, ich wußte nicht, wer sie war, ihr Vater hat das gewußt und dachte, ich kann das. Ich habe es nicht gekonnt, ich konnte die Firma, aber sie läßt mich allein im Dunkeln, so viel Dunkelheit, sie schickt nicht mal die Schwester – Lassen Sie ihn nur reden, Schwester, er weiß nicht mehr, was er redet, er hat sein Lebtag geredet, geredet, er hat nur sich selber gekannt, was habe ich aushalten müssen. Aber ich will nicht schweigen, sonst weiß ich nicht mehr, daß ich lebe, sonst bin ich schon nicht mehr da, ich muß es noch sagen, ich muß es ihr sagen, sie muß mich hören, oder Ludwig – er hört mir nicht zu, er glaubt schon nicht mehr, daß ich lebe: Wie geht's dir, Vati, wie geht's? Er weiß, wie es mir geht, er weiß nicht, wie es mir geht, er weiß nichts und hört nicht mehr hin und ist nur höflich, der Enkel von I. P. Voß, er sagt mir, was eingekommen ist und sagt mir, was ausgeht, er gibt mir Zahlen, was soll ich jetzt noch mit Zahlen, was soll ich mit Geld? Sie sollen mir zuhören, auch wenn mir die Worte schwer sind, ich kann nur noch langsam sprechen, ein Wort, noch ein Wort, die Zunge ist schwer, so schwer wie Gold, und sie hören nicht hin, sie wollen mich nicht mehr hören, sie wollen nicht, daß ich anders sterbe als der, den sie kennen, sie wollen nichts wissen aus meiner Dunkelheit, sie wollen mich nicht. Keiner hat mich gewollt in Bödelstedt, nicht meine eigene Frau, nicht mein eigener Sohn, keiner, nur I. P. Voß – Borsten kann das, hat er gesagt, Borsten macht das und niemand sonst, und ich hab' es gemacht, wenn mich auch keiner wollte, ich habe die Stadt gewollt, habe ihr Geld gewollt, ich habe ihr Geld – ich will kein Geld mehr, aber sie sollen mich hören, und wenn es niemals mehr Tag wird, sie sollen mich fürchten, weil ich Bescheid weiß, sie haben sich immer gefürchtet, was säuft denn August und hat doch sein schönes Geschäft, das ernährt seinen Mann, er hat seine Schulden lange bezahlt, er brauchte sonst nicht zu saufen, aber er hat seine Schuld nicht bezahlt und weiß das – und war doch ein Kerl damals, den hatten alle gern, als wir noch jung waren und schmierten die Bauern an mit tausend und tausend und tausend Mark, was kostet der Speck, Billionen und mehr, Papier, Papier, wir wären noch weit gekommen zusammen, aber er mochte mich nicht und hatte es mit den Frauen und trank, das war nichts

für das Geschäft, und er wollte dann seine Frau und hat sie bekommen und mußte leihen bei mir, und ich habe ihn ausgelacht, da wollte er nichts mehr wissen von mir, da hat er mich schlecht gemacht in der Stadt, so schlecht kann ich gar nicht sein, alle hatten sie Schulden bei mir und hatten Angst und haben immer noch Angst, obwohl ich die Schulden gestrichen habe, was kümmert mich Geld, ich habe genug, ich will kein Geld mehr, ich will, daß einer mir zuhört, daß Elfriede mir zuhört, sie können mich so nicht sterben lassen – Elfriede? Elfriede? – Sie will mich nicht mehr, sie wartet auf bald, nun bin ich schon blind und gelähmt und weiß nur noch langsame Worte, nun ist es bald, bald, und keiner ist da, der mir zuhört, und sie sagen, nun ist er geschlagen, und loben Gott, daß sie noch leben, so haben sie es gelernt, aber ich sterbe – bald, dann wissen es nur noch zwei, oder der Junge vielleicht, wer war das, er weinte, sonst hätten wir gar nichts gemerkt, und rannte dann fort und keiner hat ihn gefunden – wer war das? Die Einsamkeit sagt nichts weiter, sie hört nichts, sie läßt mich allein, sie macht ihnen Angst, sie wissen alle, daß da ein Mord war, sie haben es all die Jahre gewußt, aber sie kennen die Hände nicht, keiner weiß es, ich auch nicht, es war in der Nacht, da schlugen sich zwei, schlugen und keuchten, ich lief dazu, sie waren stärker als ich, schlugen mich, wem soll ich das sagen, wer hört mir zu, wer wird mir glauben? Sie schlugen mich, schlug ich zurück, wen schlug ich, Hilfe, schlugen mich, Hilfe, dann waren es drei, wär' ich geflohen, ich floh nicht, ich schlug, ich habe geschlagen – hab' ich geschlagen? Und einer war tot, ich habe es nicht gewollt, keiner hat es gewollt, aber wer – wer hat es getan? Was hab' ich getan? Elfriede? – Einmal muß sie mich hören, einmal noch, einmal, sie hat sich nur heiraten lassen, Borsten kann das, mehr nicht, nicht mehr, niemals mehr. Warum ist sie gegangen – sie weiß doch, daß es nicht lange mehr dauert, sie geht, daß ich nichts sagen kann mit meinen langsamen Worten – Wort – Wort –, sie hat Angst, mich zu hören, alle haben sie Angst, sie mögen mich nicht, immer war ich der Fremde, der Schwiegersohn von I. P. Voß, der kann das, der macht das, sie wollten mich nicht. Vielleicht hat Elfriede auch Angst, sie weiß noch nicht, was sie erbt – daß sie alles erbt, mein Geld, meine Einsamkeit, alles. Das Geld kann sie vertun, wie will sie es hal-

ten, Ludwig holt es zurück und noch mehr. Aber sie weiß noch nicht, daß sie auch meine Einsamkeit erbt, ich will es ihr sagen, ich will ihr alles sagen, langsam, ein Wort nach dem anderen, daß sie Bescheid weiß – Einsamkeit ist nicht das schlechteste Erbe, das nimmt einem niemand fort. – Elfriede? – Sie ist gegangen und hat nichts gesagt, nicht mal der Schwester hat sie gesagt, daß sie sich zu mir setzt. – Er redet irre, Schwester, er kann nicht mehr denken, Schwester, lassen Sie ihn allein. Aber ich will nicht allein sein, ich will damit nicht mehr allein sein, sie muß es wissen, drei waren wir in der Nacht, dreimal zwei Hände, und am Ufer weinte der Junge, wer war das? Ich weiß nicht, ich kenne die Hand nicht, die es getan hat, ich bin allein im Dunkeln und werde allein sein dann, da findet sich niemand wieder, wer glaubt denn wirklich, daß da Butenschön steht – Butenschön, weiß er denn, wer es getan hat? Steht er da, wartet – wartet er? Ich wäre froh, wenn er wartet und steht da, soll er mich doch – was kommt noch danach – daß die Angst vorbei ist, dann bist du allein, Elfriede, dann weißt du erst, wie es ist.”

Die von mir eingangs dieses Kapitels ausführlich dargestellte Version Anton Lummes von Butenschöns Tod taucht hier in Andeutungen auf, und zwar wohl deshalb, weil sie durch das Stammelnen eines Sterbenden überzeugen soll. Recht interessant erscheint mir im übrigen, daß die vorher – aus der zweiten Fassung – zitierte Darstellung vom Benehmen Borstens auf jenen Nachkriegsgeschäftsreisen hier kurzerhand umgekehrt wird: Hier wird so getan – und der Leser muß sich sagen, daß ein Sterbender im stummen Selbstgespräch ja doch keinen Anlaß haben könne zu lügen –, als ob August Lumme der Saufbold und Schürzenjäger gewesen sei und nicht Herr Borsten. Ich möchte das hier als relativ unerheblich auf sich beruhen lassen, obwohl ich nach meinen eigenen Erfahrungen – und meinen Erfahrungen mit Anton Lummes Aufzeichnungen – dazu neige, der ersten Darstellung Glauben zu schenken.

Die oben angedeutete Linie wird im folgenden bewußt weitergezogen, und zwar bedient Anton Lumme sich dafür zunächst einmal wieder der Klatschbase Frau Marenholt, die über den – angeblichen – Tod Herrn Borstens berichtet. Dabei wird besonderes Gewicht gelegt auf angeblich unartikulierte, unverständ-

liche Schreie Borstens kurz vor seinem Tod, was wiederum im Leser Emotionen ansprechen soll: Wieder wird Herr Borsten als eine Art Medium für das angeblich schlechte Gewissen Bödelstedts gebraucht, wobei möglicherweise unausgesprochen der Gedanke im Hintergrund steht, daß der reuige Sünder gemäß christlicher Überlieferung erlöst wird. Frau Marenholt spricht im Lummeschen Laden zu der Verkäuferin Martha:

„Er soll zuletzt schon ganz komisch gewesen sein. – Nein, nicht so viel, Martha, nur ein Viertelpfund Kalbsnieren, mehr esse ich nicht, man ist ja bescheiden – man soll es bis auf die Straße gehört haben, so hat er zuletzt geschrien, aber so ist es eben: Es liegt kein Segen auf dem Gelde der Armen, das hat er doch noch erfahren müssen und wollte nichts davon wissen sein Leben lang, die arme Frau, sie hat was aushalten müssen, und nun ist er tot und konnte nichts mitnehmen von all seinem Geld. – Nein, die sieht nicht gut aus, die Zungenwurst nehme ich nicht, da nehme ich lieber – sag mal, die Mettwurst ist doch wohl gut, da könnt ihr nichts Unrechtes reintun, gib mal 100 Gramm. – Nein, das habe ich nicht gesagt, aber sie sieht nicht gut aus, ich habe doch Augen im Kopf – wenn du Augen hast, Martha, dann siehst du die Welt und die Weisheit – höre, was ich dir sage, das kann dir sonst keiner sagen, und wer nicht hören will, der wird das spüren an seinem bitteren Ende, so war es auch mit Herrn Borsten, man hat das Schreien bis auf die Straße gehört, aber keiner hat ihn verstanden, Frau Borsten soll ja ganz fertig sein mit den Nerven, sie kann einem wirklich leid tun. Aber das war die Strafe, Martha, und was nützen ihm nun die ganzen Kränze, bei Gärtner Pries sollen sie schon einen Lastwagen Astern aus Diepenburg angefahren haben, das hilft ihm nun auch nichts mehr, nun steht er vor seinem Richter und weiß die Antwort nicht, warum er immer nur haben und haben wollte und hatte keinen Freund hier in Bödelstedt, das war die irdische Strafe, aber die himmlische Strafe, Martha, du wirst noch mal daran denken, die ist viel schlimmer als alles, was der Mensch sich ausdenken kann. – Ja, danke, das ist genug, Völlerei tut nicht gut, da wundern die Leute sich, daß sie sterben und haben in Völlerei gelebt ihre irdische Zeit, und dann kommt die Strafe, weil sie nicht hören wollten – pack das bitte zusammen, Martha, ich muß noch weiter, ich

habe nachher noch Kundschaft. – Nein, was denkst du, er wollte natürlich nicht hören, der tat es doch unter einem Professor nicht, und nun ist er trotzdem tot und kann sich nichts kaufen von all seinem Geld, und der himmlische Richter zählt nicht die Kränze, sondern er zählt die guten Taten und rechnet die bösen Taten, da woll'n wir mal sehn, was da rauskommt, er soll ja zuletzt ganz unruhig gewesen sein, Frau Borsten hat sogar nach dem Propst geschickt, aber er ließ den Propst nicht an sein Bett, und so ist er hingeschieden mit Schreien und ohne geistlichen Beistand, er soll ja zuletzt, und gerade am letzten Tag, als er schon nicht mehr ganz klar war, da soll er ganz komisch gesprochen haben, sie ließen schon niemanden mehr in sein Zimmer, die Mädchen dürfen natürlich nichts sagen, was sollen die Leute denken, weil er von seiner Schuld gesprochen hat, das spricht sich doch rum – ich meine, man soll den Toten ihre Ruhe gönnen, der himmlische Richter wird sie schon fragen, Martha, obwohl er dem Voßschen Stift eine halbe Million vermacht haben soll, das stelle man sich mal vor! Aber der himmlische Richter rechnet nicht mit halben Millionen – Guten Morgen, Frau Berger, guten Morgen! – Du kannst ruhig erst Frau Berger bedienen, Martha, ich habe Zeit. – Ja, er soll ja zuletzt schon ganz komisch gewesen sein, Frau Berger, er hat geschrien, daß man es bis auf die Straße hörte, denken Sie nur, aber es hat ihn niemand verstanden, er war ja gelähmt. – Ach, von Butenschön auch? Denken Sie mal! Aber er war schon nicht mehr so ganz, Frau Borsten kann einem schon leid tun, was hat sie doch ausstehen müssen. – Was ich sage, Frau Berger, das sage ich auch, er war eben nicht von hier. – Das sage ich auch, Frau Berger, das sage ich auch immer: Keiner entgeht der gerechten Strafe – nicht, Martha, das habe ich eben auch noch gesagt, es muß eben jeder wissen, wie er sich vorbereitet in diesem Leben. – Ja, das finde ich auch, Frau Berger – Auf Wiedersehn. – Ja, auf dem Friedhof natürlich, es gibt eine große Beerdigung, da muß ganz Bödelstedt mit, er war ja doch jemand, da kann sich keiner ausschließen. – Auf Wiedersehen! Nun pack mal zusammen, Martha, ich muß weiter, wer zu mir kommt, der soll nicht warten, bei Dr. Flender sitzen die Kranken manchmal drei Stunden, und dann muß es in einer Minute getan sein, kann das denn helfen? Er hat ja zuerst auch Herrn

Borsten behandelt, aber dann durfte er nicht mehr, ich will ja nichts gesagt haben, aber er durfte nicht mehr ins Haus bei Borsten, und sie haben einen Professor geholt aus Diepenburg, einen Flüchtling, denk mal, aber er soll was davon verstehen, obwohl er natürlich auch nicht mehr helfen konnte, es war zu spät, da kann kein Mensch mehr helfen, wenn der himmlische Richter uns ruft, da muß man gerüstet sein, Martha, und wer gerecht war und hat sein Leben gelebt in Gerechtigkeit, der muß auch nicht schreien und Angst haben, denn der himmlische Richter hat längst seine Rechnung gemacht, am meisten tut mir die Frau leid, 35 Jahre mit so einem Mann, aber es gibt eine große Beerdigung, die Bürgerschützen wollen sogar mit den Fahnen kommen, obwohl er nur förderndes Mitglied war, er hat ja niemals geschossen, irgendwie war er anders, und wo er auch so am Geld hing, ich habe schon immer gedacht, da ist fremdes Blut drin – was ich dir sage, Martha, da war bestimmt fremdes Blut drin, hast du dir seine Hände mal angesehen? Ich habe immer gesagt, der stirbt mal einen schrecklichen Tod, und so ist es auch gekommen – du kannst mir das gerne in Kleingeld geben, Martha, gib es nur klein, Geld ist Geld.”

Wir finden im obigen Abschnitt ein ähnliches Bild von Herrn Borsten wie in den Schilderungen der ersten und zweiten Fassung, allerdings nunmehr – ich möchte sagen: geradezu raffiniert – gebrochen durch die Tatsache, daß die Klatschbase Marenholt die Meinungen vertritt, die Bödelstedt von Herrn Borsten hatte. Auf diese Weise sollen die Urteile über Herrn Borsten relativiert und fragwürdig gemacht werden: Der bessere Eindruck, den sein eigener Monolog erwecken sollte und mußte, soll damit indirekt bestätigt werden.

Ähnliches gilt auch für den folgenden Abschnitt, in welchem der – angeblich – verstorbene Herr Borsten in einem Gespräch erwähnt wird, das Propst von Müller mit seiner Gattin führt. Die kritische, ja gehässige Einstellung Anton Lummes zu Propst von Müller habe ich bereits früher markiert: Indem nun die Abneigung des Propstes dem Verstorbenen gegenüber herausgestellt wird, soll gleichsam indirekt – unter der Voraussetzung natürlich, daß der Leser dem Urteil des Erzählers beipflichtet – ein freundliches Licht auf Herrn Borsten geworfen werden. Im

übrigen ist dieses Gespräch wieder ein Beispiel dafür, wie Anton Lumme gleichsam mit der linken Hand ideelle Werte in den Schmutz zu ziehen versucht. Dem Leser ist bekannt, daß ich persönlich dem Christentum und seinen Erscheinungsformen eher ablehnend gegenüberstehe, und gewiß gibt es Gründe genug, gerade auch den Bödelstedter Vertretern dieser Weltanschauung mit gebührender Reserve zu begegnen. Es widerstrebt mir aber aufs äußerste, gerade weil ich im Laufe meines Lebens die Vorzüge der Toleranz kennengelernt habe, wenn Anton Lumme wie beiläufig Ideen herabsetzt, die manch einem noch etwas bedeuten, und ich halte es einfach für unerlaubt, ja für eine Infamie, dem Propst Worte und Gedanken in den Mund zu legen, wie es im folgenden getan wird:

„Aber nein doch, Elisabeth, ich muß ihn natürlich beerdigen, was würde Bödelstedt sagen, das hilft mir nichts, es wäre gewiß auch nicht christlich gedacht, und besonders, nachdem er mich an seinem Sterbebette nicht dulden wollte, das ist doch leider bekannt geworden – ich kann das nicht tun, Elisabeth, ich muß ihn beerdigen, trotz allem, und ich möchte sagen: gerade deshalb, jawohl, Elisabeth, gerade deshalb muß ich an seinem Grabe stehen und muß ihm ein paar recht freundliche Worte nachrufen, das hilft mir nichts, ich kann das nicht Bruder Schuster überlassen, das muß ich schon selber tun, obwohl ich Herrn Borsten gewiß nicht leiden konnte, ich habe ja doch ein feines Gespür für den Wert eines Menschen. Aber ich will ihm nichts nachtragen, er war wohl auch etwas wirre zuletzt und redete Unsinn, Frau Borsten hatte schwer daran zu tragen, die Anteilnahme unserer Gemeinde ist ihr gewiß, sie machte auch einen ziemlich gefaßten Eindruck, und es war ihr so unangenehm, daß er mich nicht zu sich gelassen hatte – nun wohl, wir können es nicht mehr ändern, ich hätte gewiß trotz meiner persönlichen Aversion meine Amtspflicht vorbildlich erfüllt, das weißt du, Elisabeth, ich habe das kürzlich noch vor dem Männerkreis ausgeführt, als ich die Dias von unserer Griechenlandreise zeigte – wer, wenn nicht wir Frommen, sind denn das Salz der Erde? Ich weiß, du verstehst mich, Elisabeth, wir wollen den Sündern vergeben. – Ja. – Ja. – Aber es fällt mir wirklich nicht leicht, Elisabeth – wirklich, du weißt, ich schrecke vor keinen Pflichten zurück, auch wenn

sie unangenehm sind, und es bleibt mir ja auch keine Wahl, es wird eine Riesenbeerdigung, das kann ich nicht Bruder Schuster überlassen – er hätte sicher nur eine kurze Ansprache gehalten, das ist ja nun mal seine Art, und die Leute erwarten von ihm auch nicht mehr. Aber was würden sie sagen, wenn ich mich mit wenigen Worten begnügen würde – das kann ich einfach nicht tun, Elisabeth, sonst würden die Leute sich wundern. – Ja. – Ja. – Ich dachte zuerst an die Sprüche Salomonis, Kapitel 14 – Der Gerechte ist auch in seinem Tode getrost, das haben wir längere Zeit nicht gehabt. Aber ich weiß nicht recht, der Entschlafene scheint doch wohl nicht also getrost von hinnen geschieden zu sein, und dieser Eindruck dürfte sich auch in der Stadt verbreitet haben, zumal Herr Borsten ja nicht den besten Ruf genoß, das darf ich natürlich auch nicht vergessen – wie sagte doch heute morgen unsere gute Frau Karsten, als sie mein Studierzimmer fegte, ich habe dir das noch gar nicht erzählt, Elisabeth, aber da sprach der Mund des Volkes, als sie sagte: Herr Propst, sagte sie, und ich habe herzlich darüber gelacht, als sie gegangen war, Herr Propst, wenn unser Herrgott und würde nun dafür sorgen, daß alle Kränze sprechen könnten, was meinen Sie wohl, was auf dem Friedhof zu hören wäre! Köstlich, nicht wahr, wirklich köstlich! Ich habe herzlich gelacht. – Ja, also es muß ein wenig unverbindlicher sein, ich muß mir gewissermaßen selber den Atem lassen. – Ach nein, Elisabeth, das würde man mir gewiß übelnehmen, und gerade die trauernde Witwe, das würde doch etwas anzüglich klingen – Der Tod ist der Sünde Sold die Leute verstehen doch nicht die tiefere Bedeutung, also das geht nicht, das würde unserer Sache nur schaden – bedenke doch, wie viele Ohren ich auf dem Friedhof erreiche, die mir sonst niemals lauschen. Und es liegt mir nun einmal nicht, einem Entschlafenen aufzurechnen, was er getan und was er gelassen hat, der Herr wird ihn richten, Elisabeth, und ich will gewiß nichts anderes sein als ein demütiger Knecht des Herrn, du kennst mich, du weißt, wie mir gerade auch die Sünder am Herzen liegen, und es fällt mir nicht schwer, ihnen zu vergeben. – Nein, ich muß etwas finden, das ungewöhnlicher klingt, gerade in diesem speziellen Fall, damit mir die Leute auch zuhören – vielleicht der zweite Korintherbrief: Wir werden immerdar in den Tod gegeben, das

ist auch unverfänglich, und ich kann unbefangen die Verdienste und Erfolge des Entschlafenen würdigen, er soll dem Voßschen Stift eine halbe Million vermacht haben, das soll man doch ruhig würdigen, nicht wahr, Elisabeth, und vielleicht gibt Frau Borsten uns auch noch ein Scherflein für die Restaurierung unseres schönen Chores. – Ja. – Ja. – Andererseits: denn mitten im Leben werden wir immerdar in den Tod gegeben um Jesu willen –, er zählte ja keineswegs zu den regelmäßigen Gottesdienstbesuchern, ich kenne doch meine Schäfchen, er stand der Kirche leider recht fern, auch wenn man den Fall ganz unvoreingenommen betrachtet, und ich habe eine gewiß verständliche Scheu davor, ihn falsch einzustufen – du verstehst mich, nicht wahr, Elisabeth? – Natürlich, und gerade, wo eine sehr beträchtliche Trauergemeinde versammelt sein wird, und in Bödelstedt weiß man doch, daß der Entschlafene mir nicht sehr freundlich gesonnen war, wir müssen das eben auf uns nehmen und danach trachten, das Beste daraus zu machen. – Ja. – Ja. – Am besten vielleicht etwas ganz Allgemeines – Es ist nur ein Schritt zwischen mir und dem Tode – wie findest du das, Elisabeth? I. Buch Samuel – Wahrlich, so wahr der Herr lebt und so wahr deine Seele lebt, es ist nur ein Schritt zwischen mir und dem Tode – da wird mir keiner etwas nachsagen können – das ist in der Tat eine Möglichkeit, da kann ich den Bogen meiner Rede spannen, Geburt und Tod, Werden und Vergehen, Frühling und Herbst, aber jeder Tag hat seine Pflichten für den Christenmenschen – wirklich, das ist das Rechte! Der Text ist neutral – nur ein Schritt zwischen mir und dem Tode, und ich habe ihn längere Zeit nicht gebraucht, zuletzt bei dem alten Dose, glaube ich, das war auch so ein schwieriger Fall. O ja, ich werde schon sehen, daß sich der Bogen meiner Rede spannt, ich werde mich äußerst sorgfältig präparieren, der Küster mag morgen die Katechumenen betreuen – man soll nicht sagen, Propst von Müller habe nicht auch am Grabe eines Gegners das Christentum praktiziert, und wenn es mir richtig gelingt, den Bogen zu spannen – ich hoffe, daß ich die Herzen der Trauergemeinde öffnen werde, aber ich stelle natürlich alles dem Herrn anheim, er wird's wohl machen. – Ja. Es ist nur ein Schritt – das wird jedem einleuchten, daß ich nicht gleich darauf gekommen bin! Und gerade die Autofahrer – hast du übrigens den Wagen

zur Inspektion gebracht? Ich würde gern das Taxi sparen. – Gut, dann wird er morgen ja wieder in Ordnung sein, vielleicht muß ich nächstens die Stoßdämpfer auswechseln lassen, das erhöht auch den Wiederverkaufswert, erinnere mich, bitte, daran. – Ja. Nur ein Schritt zwischen mir und dem Tode – das ist gut, Elisabeth, ich fühle schon, das wird mir helfen, und wenn ich den Bogen meiner Rede weit ausspanne, es mag schon sein, Elisabeth, daß ich manch einen wieder für meinen Gottesdienst gewinne, der in den letzten Jahren zu Bruder Schuster abgewandert ist. – Gewiß. Er wird's wohl machen."

Der Leser erkennt in diesem Abschnitt wieder die – indirekten – Bemühungen Anton Lummes, die Gestalt Herrn Borstens umzustrukturieren, ohne daß es dem Erzähler allerdings gelungen wäre, der neuen Borsten-Figur Glaubwürdigkeit, geschweige denn echtes Leben und Plastik zu verleihen.

Wie dem aber auch sei – es dürfte unterdessen klar geworden sein, daß Herr Borsten – so oder auch so gesehen – in keinem Fall für die Funktion bei dem angeblichen Mord bzw. Totschlag an Butenschön in Frage kommt, die Anton Lumme ihm in seiner dritten Fassung zudiktieren wollte. Dieser eher weichliche, dazu körperlich völlig untrainierte Mann, der nichts als seine Geschäfte im Sinne hatte, hätte gewiß nicht – und zwar weder jener unsympathische, unsoziale Borsten der ersten beiden Fassungen noch jener, der im letzten Entwurf glaubhaft gemacht werden soll – an jenem Maiabend des Jahres 1933 von sich aus in eine Schlägerei zwischen Scheele und Butenschön eingegriffen, zumal da die beiden Schläger zweifellos auch im nächtlichen Dunkel als Proletarier erkennbar gewesen sein dürften, in deren Streitigkeiten sich einzumischen einem Herrn wie dem Großkaufmann Borsten gewiß nicht im Traum eingefallen wäre. Unter diesen Voraussetzungen erledigen sich aber alle von Anton Lumme gezogenen Folgerungen und Rückschlüsse gleichsam automatisch, So oder so fällt Herr Borsten aus dem Kreise der jener – nie geschehenen – Tat Verdächtigen aus.

Wenn wir uns nun dem dritten Mann zuwenden, der nach Anton Lummes Vorstellungen an der angeblichen Schlägerei beteiligt gewesen sein soll, Herrn Scheele nämlich, der als erklärter Feind Butenschöns von vornherein besonders verdächtig er-

scheinen mußte (bei der gerichtlichen Untersuchung 1947 wurde er entsprechend ausführlich verhört, und nur die beeideten Aussagen seiner SA-Kameraden, daß er an dem fraglichen Maiabend an einer nächtlichen Gefechtsübung teilgenommen habe, retteten ihn damals vor schweren Beschuldigungen) – so wollen wir noch einmal annehmen, daß die schon teilweise nachgewiesenermaßen unsinnigen Prämissen zu Recht bestehen, welche Anton Lumme in der dritten Fassung seiner Aufzeichnungen angenommen hat. Gerade im Falle Scheele werden wir mit besonderer Sorgfalt vorgehen, um von vornherein jeden Verdacht auszuräumen, wir versuchten, einen Schuldigen reinzuwaschen; auch hier geht es uns nur um die Wahrheit.

Zunächst wollen wir uns mit der Geschichte beschäftigen, in der Herr Scheele zum erstenmal auftaucht und vorgestellt wird, eine Episode aus dem Jahre 1933, zitiert nach der zweiten Fassung der Aufzeichnungen, in der Herr Scheele allerdings nur eine relativ bescheidene Nebenfigur darstellt, wie er das in Bödelstedt ja auch immer gewesen ist.

„In diesem Sommer kam es in Bödelstedt zu Mißhelligkeiten beim Antreten zum Sonntagmorgendienst. ‚Stahlhelm‘ und SA beanspruchten für ihren Appell gleichermaßen den Marktplatz unmittelbar vor der Kirche, und auch zwischen ‚Scharnhorst‘ und Hitler-Jugend kam es darüber immer wieder zu Auseinandersetzungen. Der Streit wäre leicht beizulegen gewesen, hätte man den Appellplatz einfach nach den offenen Seiten hin ausgedehnt. Seit langem aber hatte der jeweilige Flügelmann unmittelbar vor dem Kirchenportal gestanden, und keiner dachte daran, diesen Platz aufzugeben. Propst von Müllers Versuch, durch persönliches Eingreifen den Männern und Jungen im grauen Rock den Vorrang auf dem Kirchplatz zu sichern, scheiterte, weil die Brauhemden sich um seine Anordnungen nicht kümmerten. Eine Zeitlang wurde der Streit in der Weise ausgetragen, daß zuerst der ‚Scharnhorst‘ eine Viertelstunde früher antrat als die Hitler-Jugend, die dann notgedrungen zu warten hatte, bis die Grauhemden nach Antreten, Ausrichten, Abzählen, Namensaufruf abmarschiert waren, – dann aber die Hitler-Jugend dem ‚Scharnhorst‘ um zehn Minuten zuvorkam, so daß Anton zuletzt schon um sieben Uhr früh aufbrach und trotzdem schon

den langen braunen Flügelmann, unter dem Schutz einiger Kameraden, vor der Kirche stehen fand. Immer wieder brachen die Spannungen zwischen den beiden Jugendorganisationen auf. Nach einem Geländespiel zwischen Hitler-Jugend und ‚Scharnhorst‘ mußten drei Verletzte zum Arzt gebracht werden, und Hans Scheeles linkes Auge war noch tagelang blau geschwollen. Selbst in der Schule prallten manchmal die Gegensätze zwischen Grau und Braun aufeinander, und auch die Badeanstalt wurde zum Schauplatz des Bruderzwistes innerhalb der Nationalen Front.

Die Badeanstalt war vor dem Weltkrieg mit einer Reihe von Umkleidekabinen, zwei langen Holzstegen und einem Sprungturm nicht weit vom Galgenberg entfernt errichtet worden. An heißen Sommertagen war sie kaum dem Ansturm der Badelustigen gewachsen, weil der Schalsee keine andere Bademöglichkeit bot. Zur Brücke hin waren die Ufer steil aufgemauert. Dann aber senkte sich die Uferlinie nach beiden Seiten hin zu sumpfigen Wiesen und dichtem Schilf, und selbst wenn man den Landwegen weiter folgte, die lehmig und ausgefahren um den See herumführten, fand sich keine richtige Badestelle, zumal der See nur sehr langsam zur Mitte hin tiefer wurde und dicker Schlick den morastigen Boden bedeckte. An der Badeanstalt war eine breite Bahn ausgebaggert worden, und ein aufgeschütteter Sandstreifen vermittelte die graugelbe Illusion einer Düne.

Die Verwaltung der Badeanstalt hatte bis dahin Frau Jens in der Hand gehabt, eine weißhaarige Witwe, die vergnügt und energisch für Ordnung zu sorgen wußte. Sie hatte am Eingang ihrer kleinen Sommerwirtschaft neben dem Zufahrtsweg gesessen, hatte Lakritzen und Rahmbonbon und grüne Limonade verkauft, auch Uhren und Ringe verwahrt, und ihre beiden Töchter hatten das Eintrittsgeld in Empfang genommen, die Kabinenschlüssel ausgegeben sowie auf Wunsch auch Schwimmunterricht erteilt.

Diese bewährte Ordnung war in diesem Jahr umgestoßen worden. Die Stadtverwaltung hatte den Vertrag mit Frau Jens gekündigt und die Badeanstalt an Herrn Scheele vergeben, einen bis dahin arbeitslosen Schlossergesellen, der schon seit Jahren mit dem Parteiabzeichen durch Bödelstedt gegangen war. Jetzt hockte er in einer roten Badehose am Eingang, dunkles Haarge-

kräusel auf der Brust, und er kassierte träge und gähmend das Eintrittsgeld, das von fünf auf zehn Pfennig erhöht worden war. Trotzdem waren die Kabinen auch an weniger sonnigen Tagen fast immer besetzt, weil Herr Scheele seine Freunde ohne Eintrittsgeld passieren ließ. Früher hatte er mit ihnen zusammen auf der Wiese gelegen, die an das stacheldrahtumzäunte Grundstück der Badeanstalt grenzte: Von dort aus konnte man, wenn man den Weg durch das Schilf und dreißig schlammige Schritte in Kauf nahm, zum Sprungturm hinausschwimmen, ohne in der Badeanstalt Eintritt entrichtet zu haben. Allerdings war auch jetzt noch die Wiese von Arbeitslosen belebt, die sich mit der neuen Weltanschauung und mit Herrn Scheele nicht recht befreunden mochten, und es war dem neuen Bademeister ärgerlich, daß auch diese Menschen den städtischen Sprungturm benutzten. Zuweilen schloß er im Zwiespalt seiner Pflichten die Eingangspforte ab und schwamm selbst zum Turm hinaus. Aber sein Schimpfen und Drohen hatte wenig Erfolg: Die Sonne hatte ihn noch nicht wieder getrocknet, wenn die eben Verjagten schon wieder die Leiter zur ersten Plattform hinaufkletterten.

Herr Scheele ließ daraufhin den Dingen ihren Lauf, wie er sich auch sonst nicht viel um die Badeanstalt kümmerte, die rasch zu verschmutzen begann. Er griff erst ein, als die Streitigkeiten um den Sprungturm überhand nahmen. Wenn nämlich die von der Wiese aus Badenden das Holzgerüst mit den federnden Sprungbrettern besetzt hatten, ließen sie niemanden mehr heran und herauf, der nicht zu ihnen gehörte, und ebenso machten es die zahlenden und nichtzahlenden Gäste der Badeanstalt, die wiederum in zwei Gruppen gespalten waren. Die Freunde Scheeles, die sonntags in brauner Uniform zum Dienst gingen, sperrten den Sprungturm gegen die Grauen, und diese wehrten sich ebenso. Zwar wurden die gegenseitigen Badezeiten in gewissem Maße stillschweigend respektiert. Doch immer wieder kam es zu Zusammenstößen, bei denen auch der Sprungturm Schaden zu leiden drohte, und Herr Scheele fand den Augenblick zum Eingreifen gekommen, als einmal die Grauen gerade den Turm besetzt und einen Angriff der Braunen abgewehrt hatten.

Prustend schwamm er heran, ein rotgefleckter Fisch, schon von weitem brüllte er, und seine Freunde, die um den Sprung-

turm herumschwammen, brüllten mit ihm. ‚Runter da!‘ keuchte er, als er die Leiter hinaufstieg. ‚Dreckiges Bürgerpack – ich will euch –‘, und damit stieß er Anton ins Wasser. Als Anton wieder auftauchte, war der Sprungturm schon leer, ein paar Braune kletterten eben hinauf. Mehr sah er aber nicht: Irgend jemand drückte ihn von hinten unter das Wasser, er schnappte nach Luft, gurgelte, schluckte, sah noch grüne Blasen, und als er wieder aufwachte, lag er in einer Kabine, und ihm war sehr übel.

Herr Lumme bestand zunächst entschieden darauf, daß Herrn Scheele auf Grund dieser empörenden Vorfälle gekündigt werde. Er traf jedoch auf Widerstand, und schließlich ließ er die Sache auf sich beruhen. ‚Man soll sich nicht unnötig Feinde machen‘, sagte er, ‚papperlapapp und punktum!‘”

Es wird hier, wie wir sehen, eine knappe, nicht besonders freundliche Charakterisierung Herrn Scheeles gegeben, und auch eine spätere, eher beiläufige Erwähnung seiner Person läßt ihn nicht übermäßig sympathisch erscheinen, wenn er auch hier – nämlich gegen Kriegsende – eine Art Helfer in der Not ist, weil Lummes mit der Abrechnung ihrer Bezugscheine Verdruß hatten – ich zitiere aus der ersten Fassung:

„Wir wären in ernsthafte Schwierigkeiten geraten, wenn nicht Stadtinspektor Scheele, der die Marken entgegenzunehmen und nach erfolgter Prüfung und Abrechnung zu vernichten hatte, seit langem zu den bevorzugt belieferten Privatkunden gehört hätte. Den Ausgleich unseres Fleischkontos, den Wasser und Ersatzstoffe in der Wurst nicht hatten bewirken können, erreichte der freundliche Beamte mit einem einzigen Federstrich.”

In den ersten beiden Fassungen von Anton Lummes Aufzeichnungen scheint mir Scheeles Gestalt, wenn auch verflacht und sicherlich leicht verzerrt, in etwa der Wirklichkeit zu entsprechen, während er im dritten Entwurf ein wenig ins Positive gewandelt –nämlich: menschlicher – erscheint, und zwar wieder aus keinem anderen Grunde als dem, daß er in die Vorgänge um Butenschöns angebliche Ermordung eingefügt werden soll. Deshalb finden wir ihn in der dritten Fassung auch schon zu Beginn an auffällender Stelle, und er spricht selbst – in einer Gastwirtschaft wahrscheinlich – zu Herrn Bleich von seiner angeblich schwierigen Lage. Dazu darf ich allerdings gleich anmerken, daß

die erwähnten Schwierigkeiten und Mißhelligkeiten frei erfunden sind: Niemand in Bödelstedt hat Herrn Scheele das von ihm im Jahre 1939 erworbene Haus des Kommerzienrats Bernstein jemals öffentlich streitig gemacht, und von irgendwelchen Nachkommen oder sonstigen Anspruchsberechtigten der seinerzeit verschollenen Bernsteins, die mit einigem Recht Wohltäter der Stadt genannt wurden, ist bis auf den heutigen Tag nichts bekanntgeworden.

„Sehn Sie, Herr Bleich, mir kann das ja gleich sein, eigentlich kann mir das gleich sein, das sagt meine Frau auch immer, und mein Hans, und der ist schließlich im Stadtrat, der sagt auch: Papa, das kann dir doch gleich sein, du hast doch mit sowas nie was zu tun gehabt. So ist das, Herr Bleich: Ich habe damit bestimmt nichts zu tun gehabt, das können Sie mir glauben, und wenn man schon mal eine Embolie gehabt hat, dann muß man vorsichtig sein – man sieht mir das ja nicht an, aber ich geh nun auch auf die Fünfundsechzig. – Jawohl, Herr Bleich, kein Jahr weniger, aber im Herzen bin ich noch jung, da macht mir keiner was vor. Aber gerade deshalb, nicht, schließlich habe ich immer nur meine Pflicht getan und nichts anderes, ich habe mir meine Pension ehrlich verdient, da können Sie jeden fragen, und deshalb könnte mir eigentlich gleich sein, was die Leute reden: Scheele hat sich das Bernsteinsche Haus untern Nagel gerissen – jawohl, Herr Bleich, das sagen die Leute, ich weiß genau, was die Leute reden, und was ist das, Herr Bleich? Das ist der reine Neid. Aber man regt sich ja doch auf, bei solchen Anwürfen, nicht, so etwas gab es in meiner Jugend nicht, da tat man nur seine Pflicht und gönnte jedem sein Teil, so haben wir das in der Schule gelernt, jedem das Seine. So etwas wäre früher unmöglich gewesen, Herr Bleich, darüber sollten Sie mal einen Aufsatz schreiben, da hatte man Ehrfurcht vor weißem Haar. Aber so ist die Zeit eben heute, das heißt dann Demokratie, und einer mußte damals das Haus doch übernehmen, es wäre ja sonst verfallen, da hat sich sonst niemand gekümmert. Man kann doch nicht heute kommen und weiß gar nicht, wie das war zu der Zeit, das war nicht so einfach – sagen Sie selber, Herr Bleich, das weiß doch jeder, der damals dabei war, da kann man heute nicht einfach kommen und sagen: Das hätte Scheele nicht tun dürfen – so einfach ist das doch nicht!

Was sollte ich damals denn tun? Einer mußte sich schließlich opfern und mußte das Haus übernehmen, wo die Bernsteins fort waren, und sie kamen ja auch nicht wieder, das war doch nicht meine Schuld – mit sowas hatte ich nie was zu tun, und wenn ich einen erwische, der das behauptet, das kommt sofort vors Gericht, da kenne ich nichts, schließlich, man hat seine Ehre, die sollen bloß ihren Mund halten, die haben ja auch mitgemacht. Ich habe das Haus übernommen und bar bezahlt, und das war keine Kleinigkeit damals, und wenn sie nun sagen: Das war zu wenig, der Preis war nicht angemessen – ja, da hätten sie damals den Mund auf tun sollen, aber da haben sie alle den Mund gehalten, und überhaupt, in Wirklichkeit mochte keiner die Bernsteins, das weiß doch die ganze Stadt – die hatten keine Freunde in Bödelstedt, da können Sie jeden fragen, die waren hier nicht beliebt, und heute kann man gut reden. Sehn Sie, man hatte doch seinen Eid geschworen, und man hat auch daran geglaubt – man konnte doch damals nicht wissen, wer im richtigen Boot saß, der Butenschön war auch nur ein armes Schwein, bloß daß er Sozi war – na, Sie sind ja erst 39 nach Bödelstedt, aber das ganze Theater danach haben sie miterlebt, das wollten sie mir zuletzt auch noch anhängen, wo der sich doch selbst umgebracht hat. Heute wollen sie alles besser wissen und machen große Worte. Aber damals ging es doch vorwärts, das sah jeder, wir waren wieder wer und waren angesehen in der ganzen Welt und waren gefürchtet, das ist doch gar kein Vergleich mit heute, die Leute sollen bloß still sein. Aber statt dessen kommen sie jetzt mit schmutzigen Anwürfen. Was soll man denn machen, wenn einem so ein Haus angeboten wird, nicht, in dieser Lage und zu dem Preis – was hätten da wohl die anderen gemacht? – Jawohl, und das Haus stand leer, es konnte doch nicht immer so stehenbleiben, ich war ja direkt in einer Zwangslage, schließlich habe ich Volksvermögen erhalten, und allein der Lastenausgleich nachher, das zahlt sich nicht aus der Westentasche. Und damals hat niemand etwas gesagt, schließlich war ich ja auch schon lange in der Partei und hatte für die Erneuerung gekämpft, wo wäre Deutschland geblieben, wo alles drunter und drüber ging, da brauchten wir eine ordnende Hand, und damals sagte das jeder, und keiner hat was gesagt, wenn es mal kleine Unstimmigkeiten gab, schließ-

lich, es ging um mehr, die Hauptsache war doch die große Idee, und wenn auch mal was passiert ist, das ist doch klar: Wo gehobelt wird, da fallen Späne, und ich hatte mit sowas nie was zu tun. Wir haben damals für Ordnung gesorgt – sagen Sie selbst, Herr Bleich! – Jawohl, und alle haben das anerkannt, es ging ein großer Sturm durch das Land, und die Bernsteins hat sowieso kein Mensch gemocht in der Stadt, die gehörten gar nicht richtig nach Bödelstedt, wenn sie auch was gespendet haben fürs Krankenhaus, aber sonst lebten sie hier bloß üppig von ihrem Geld, wer hat denn das gern gesehn – außer natürlich Bäcker und Schlachter und Einzelhandel, und das Haus war auch soweit solide gebaut, da haben sie an nichts gespart, und es konnte doch nicht so liegenbleiben und langsam verfallen, wo die Bernsteins fort waren und kamen nicht wieder. Aber es gibt eben überall Neider, sonst wäre ich auch schon lange Oberinspektor, aber plötzlich sollte dann alles nicht wahr sein, was man geleistet hat, als ob wir nicht alle nur unsere Pflicht getan hätten, da braucht man solche schmutzigen Anwürfe nicht weiter beachten, da kann man still seinen Garten pflegen und kann sich sagen: Du hast deine Pflicht getan, und nach dir die Sintflut. Aber irgendwie ärgert das einen ja doch, wo man hier zu Hause ist und jeder kennt jeden, und deshalb meine ich, Sie sollten mal was darüber im ‚Boten‘ schreiben. – Jawohl, und man ist was geworden in einem Leben voll Pflichterfüllung, das soll mir mal einer nachmachen von denen, die jetzt den Mund so aufreißen: immer korrekt auf den Pfennig und immer Ordnung und Pünktlichkeit. Aber das Haus gönnen sie mir nicht, obwohl ich es bar bezahlt habe, die Quittung habe ich Gott sei Dank aufbewahrt, und es war ja auch gar kein anderer Käufer da damals, wer wollte das Haus denn haben, nachdem die Bernsteins – fort waren sie von einem Tag auf den anderen, da stand das Haus eben leer, nachdem die Möbel versteigert waren, die meisten waren ja sowieso kaputtgegangen dabei, und es wäre verfallen – nicht, einer mußte sich doch darum kümmern, und ich hatte schließlich den Jungen, der sollte es doch mal besser haben, das muß man doch auch bedenken, man hat seine Pflichten als Familienvater, davon reden sie sonst so viel heutzutage, und wenn man dann so ein günstiges Angebot bekommt – sagen Sie selbst, Herr Bleich: Wir

sind doch alle nur Menschen, und Erben waren nicht da, die Bernsteins haben ja niemanden hinterlassen, von der ganzen Verwandtschaft lebt niemand mehr, und ein Testament hat sich auch nicht gefunden, da fiel das Haus an den Staat, das war gesetzlich ganz einwandfrei, und ich habe gleich eine Hypothek aufgenommen und den Rest bar auf den Tisch gezahlt, und schließlich, ich habe den Preis nicht gemacht. Aber sowas verbittert – verstehn Sie, Herr Bleich, wenn solche Anwürfe kommen und es wird nichts mehr mit der verdienten Beförderung, und die Leute reden und reden, aber damals haben sie nichts gesagt, und als Inspektor Scheele das Wirtschaftsamt hatte, was waren sie alle freundlich – sagen Sie selbst, Herr Bleich, ich habe doch immer ein Auge zuge-drückt bei meinen Freunden, man hilft doch gern, wenn man kann. Aber heute haben sie alles vergessen, was ich getan habe für unsere Stadt, und das Haus gönnen sie mir nicht, das macht mich ganz krank, Herr Bleich, und gerade wenn man schon eine Embolie hinter sich hat und jede Aufregung vermeiden soll. Wenn ich mir heute mal einen Anzug kaufe, dann denke ich immer schon: Lohnt sich das noch? Denn ein guter Anzug, der hält ja doch seine Jahre, und wir sind noch sparsam erzogen – da fragt man sich schon, ob das noch lohnt.”

Wir haben in diesen Ausführungen Herrn Scheeles, wie Anton Lumme sie sich vorstellte, eine recht aufschlußreiche indirekte Charakteristik des Mannes, bei der mir u. a. interessant erscheint, daß Scheele – wie August Lumme – nicht den geringsten Schimmer eines schlechten Gewissens zeigt, obwohl er das Thema Butenschön sogar am Rande erwähnt. Er ist – wie in der Bödelstedter Wirklichkeit – ein durchaus ordentlicher Mann, der natürlich – wie jedermann – seine Fehler und Mucken hat, möglicherweise hier auch ein wenig zu positiv gezeichnet wird, dem aber nur eine ausgesprochen pathologische Phantasie einen Mord bzw. einen Totschlag zutrauen konnte. Daß er in Anton Lummes Konstruktion um Butenschöns Tod einer der Hauptverdächtigen ist, mutet geradezu willkürlich an, so daß der Erzähler sich – in der dritten Fassung – bemühen muß, ihn nach und nach in diese Rolle hineinzubalancieren. Beispielsweise wird Herr Scheele mehrfach erwähnt, als sein Sohn Hans vor dem Stadtrat zu einem Projekt Stellung nimmt, das seinerzeit, Mitte der fünfziger Jahre,

Bödelstedt tatsächlich sehr beschäftigt hat: der Umbau der Badeanstalt am Schalsee. Ich zitiere nur einige Passagen aus dieser Rede, um den Leser nicht mit überflüssigen Einzelheiten zu ermüden.

„Aber in dieser Form nicht, meine Herren! Denn es kann uns doch keiner nachsagen, daß wir nicht stets an die Belange unserer schwer arbeitenden Bevölkerung denken, im Gegenteil, wir werden nicht müde, die sozialen Belange mit heißem Herzen hier vorzubringen, aber natürlich nicht die Interessen gewisser Kreise – na, das merkt doch ein Blinder ohne Krückstock, meine Herren, wie sich hinter Ihrem Antrag Einzelinteressen verbergen! Da machen wir ganz entschieden nicht mit, und deshalb können wir Ihren Antrag auf Modernisierung der Badeanstalt nur ablehnen. – Jawohl, meine Herren, ich will da gerne noch tiefer in die Materie einsteigen, bitte sehr, ich leuchte gern mal in die Hintergründe, die zu diesem Antrag geführt haben, der uns den Wind aus den Segeln nehmen soll. Denn so kann man uns nicht kommen, meine Herren! Wir haben schon immer, und da kann uns keiner was sagen, Herr Lumme – die Sorge um unsere schwer arbeitende Bevölkerung war schon immer unsere Hauptsorge, und wenn wir hier auch in der Minderheit sind, meine Herren, das kann sich ändern, wir sprechen uns wieder, denn die arbeitende Bevölkerung hört auf ihre Vertreter im Stadtrat. Und was die sogenannte Modernisierung der Badeanstalt betrifft, meine Herren, die steht ja vordergründig in Ihrem Antrag. Aber vielleicht ist es kein Zufall, daß auch Herr Ratsherr Berger den Antrag mit unterzeichnet hat –. Nein, nein, ich will damit gar nichts sagen, Herr Berger, ich stelle das bloß zur Erwägung, damit mal die Hintergründe von uns aus beleuchtet werden. Denn davon spricht man in Bödelstedt, meine Herren, und wenn Sie mich fragen, weshalb wir diese sogenannte Modernisierung der Badeanstalt ablehnen, dann kann ich auch noch deutlicher werden. – Sie können sich ruhig den Standpunkt der Minderheit anhören, meine Herren, wir leben schließlich in einer Demokratie, und die Zeiten, wo nur ein paar Familien unter sich ausmachten, was für Bödelstedt gut war und was nicht, die Zeiten sind vorbei, meine Herren, und die schwer arbeitende Bevölkerung von Bödelstedt läßt sich nicht täuschen von Ihrem Antrag, der nur Unsummen

verschlingen wird, und was kommt schließlich dabei heraus? Sie mögen sagen, Herr Lumme, Sie haben das ja schon gesagt, ich bin befangen. Aber da kann ich nur fragen: Wieso denn? Habe ich vielleicht ein Baugeschäft? – Nein, Herr Berger, ich bin ein schlichter Beamter, und mein Vater ist nichts anderes als ich, ein schlichter Beamter – bitte sehr, wenn Sie etwas über meine Familie sagen wollen, meine Herren, dann machen Sie nur den Mund auf, Hans Scheele ist noch niemandem eine Antwort schuldig geblieben! Und wenn Sie sagen, meine Herren, ich bin befangen, weil mein Vater mal Bademeister in unserer Badeanstalt war – Ja, meine Herren, wo kommt denn da die Befangenheit her? Ich weiß bloß besser Bescheid mit der Badeanstalt als andere, und wenn Sie jetzt von Modernisierung sprechen, dann wollen Sie nur 365 000 Mark aus dem Fenster werfen, und zwar in ganz bestimmter Richtung, während das Geld in einer neuen Badeanstalt viel besser angelegt wäre. – Ja, ja, beruhigen Sie sich, Herr Berger, das weiß ich auch: Eine neue Badeanstalt kostet natürlich mehr. Aber ich will, und das sage ich hier ausdrücklich im Namen meiner Parteifreunde, wir wollen endlich eine wirklich soziale Badeanstalt, die allen Schichten unserer Bevölkerung offensteht und nicht nur denen, die früher in Bödelstedt das Sagen hatten. Wie ist es denn heute, meine Herren? Wer kann es sich denn schon leisten, an schönen Sommertagen den Sprung ins kühlende Naß zu wagen? Es ist nicht die schwer arbeitende Bevölkerung, das wissen wir alle, und wenn unsere schwer arbeitende Bevölkerung dann den freien Sonnabend ausnutzen will – was ist da unsere städtische Badeanstalt? Sie ist geschlossen, meine Herren, sie ist wegen Überfüllung geschlossen und wegen dem unsozialen System der Kabinenmieten, wie das nun schon seit langen Jahren die Bevölkerung erbittert, und deshalb brauchen wir eine neue Badeanstalt. Meine Herren, Sie werden zugeben, daß ich in der Badeanstalt Bescheid weiß. Denn damals – Aber das klärt doch die Sachlage, Herr Berger, und an einer Klärung sind Sie doch auch interessiert, oder nicht? – Jawohl, Sie werden sich wundern! – Nein, ich meine das gar nicht persönlich, Herr Berger, wieso denn, wir wollen doch alle nur das Beste für Bödelstedt, ich denke dabei nur ein bißchen mehr an die arbeitende Bevölkerung und nicht so sehr an die Bauunternehmer! –

Na also, dann sind wir uns ja einig, Herr Lumme, und wenn Sie sagen, daß ich befangen bin, weil Inspektor Scheele mein Vater ist und weil Inspektor Scheele damals –. – Ja, Ja, ich weiß, meine Herren, Sie erinnern sich alle nicht gern an die Zeit, aber man soll das doch ruhig mal aussprechen – weil nämlich mein Vater da seinerzeit einen Unterschlupf gefunden hat in der Badeanstalt –. – Jawohl, Herr Lumme, bei den Nazis, das wissen wir alle, aber Sie können doch nicht bestreiten, daß mein Vater damals –. – Jawohl, Herr Lumme, und jeder weiß, daß mein Vater die Badeanstalt damals nur übernommen hat, und das war 33 –. – Jawohl, Herr Lumme, 1933, als Sie und Ihre politischen Freunde noch alle in Schwarzweißrot marschierten, später waren Sie dann genau so braun wie die anderen auch –. – Das sind doch Tatsachen, Herr Lumme, da brauchen Sie sich gar nicht erst künstlich aufzuregen. Und als mein Vater gebeten wurde, die Badeanstalt zu übernehmen –. Jawohl, Herr Berger, daß da mal Ordnung reinkam, und das war gar nicht so einfach damals, und wer nicht mitmachen wollte – also der werfe den ersten Stein, meine Herren, der damals in Bödelstedt nicht mitgemacht hat! Und mein Vater hat die Badeanstalt zwei Jahre lang treu und redlich verwaltet, das stimmte auf Heller und Pfennig, das können Sie jederzeit nachprüfen, meine Herren, und ich hatte damals reichlich Gelegenheit, Einblick zu nehmen in die Zustände in unserer Badeanstalt, das werden Sie mir wohl nicht abstreiten wollen. Wie war das denn damals? Die Eintrittspreise waren doch völlig unsozial, und die arbeitende Bevölkerung lag ungeschützt in der sengenden Sonne auf den angrenzenden Weiden, weil sie kein Geld hatte für den Eintritt, und mußte es sich gefallen lassen, wenn gewisse Bauern sie mit der Peitsche vertrieben. – Sie kennen diese Verhältnisse, meine Herren, ich wollte nur Ihr Gedächtnis etwas auffrischen, und denen, die damals noch nicht in Bödelstedt lebten, denen wollte ich mal ein Licht aufstecken, wie hier die Verhältnisse lagen. Aber als dann mein Vater die Badeanstalt übernahm, da kamen ganz andere Schichten unserer Bevölkerung in den Genuß dieser Erholungsstätte. – Natürlich, Sie sagen, das waren Alte Kämpfer, meine Herren. Aber wir haben wohl alle schon mal geirrt, meine Herren, und diese Alten Kämpfer, wie Sie sagen, diese redlichen Menschen gehörten zu der schwer

arbeitenden Bevölkerung unserer Stadt, das können Sie doch nicht abstreiten, und es kam ein ganz neuer Zug in die Badeanstalt, und es hat sich niemand beschwert. Denn die Verwaltung der Badeanstalt durch meinen Vater –. – Jawohl, Herr Lumme, er ist kein gelernter Verwaltungsbeamter, das hat er auch niemals abgestritten. Aber sollten nicht gerade Sie einen Mann, der den sozialen Aufstieg aus eigener Kraft –. – Nein, ich werde gar nicht persönlich, Herr Lumme, ich rede zur Sache, und wir machen nicht mit, wenn 365 000 Mark aus dem Fenster geworfen werden. – Ja, ja, ich weiß, Sie haben sich ein Gutachten beschafft, meine Herren – gut, vielleicht stimmt das sogar, Herr Berger hat ja wohl daran mitgearbeitet? – Na, um so besser, und vielleicht hält die Badeanstalt wirklich noch zehn oder fünfzehn Jahre, das kann ja sein. Aber man muß sich doch fragen: Reicht diese Badeanstalt denn aus für unsere Bevölkerung? – Sie sagen: Ja? Ich sage: Nein, und deshalb können wir in unserem entschlossenen Widerstand gegen dieses verfehlte Projekt gar nicht nachlassen. Denn ein Gutachten ist was Schönes, meine Herren – vielleicht erinnern Sie sich noch an das Gutachten wegen der alten Brücke. – Jawohl, Herr Lumme, damals war ich noch ein Junge, aber ich weiß das noch sehr genau, und ich sage Ihnen, meine Herren, und ich spreche dabei gar nicht zu Herrn Berger, ich meine gar nichts persönlich. – Nein, schließlich will jeder leben, meine Herren, und Bödelstedt braucht die Gewerbesteuer, das ist schon in Ordnung; aber man muß doch sagen: Unsere schöne alte Brücke, die unsere Väter und Großväter unter schwersten Opfern gebaut hatten, sie hätte noch gut und gern ihre 100 Jahre gehalten, wenn nicht das Gutachten gewesen wäre und gewisse Interessen, die mit dem Gutachten zusammenhängen. – Wieso? Ich rede jetzt von Ihrem Gutachten, Herr Lumme, das werden Sie mir doch nicht abstreiten, oder? – Bitte sehr, ich bin nicht beleidigt, mich können Sie gar nicht beleidigen, ich stehe für die Belange des schwer arbeitenden Volkes, und dem liegt die Badeanstalt am Herzen, Herr Lumme, das dürfen Sie sich gesagt sein lassen. Denn wie war das damals, meine Herren? Selbst mein Vater, der stets um Gerechtigkeit bemüht war, er hatte es damals nicht leicht, die Badeanstalt allen Schichten unserer Bevölkerung zu öffnen. Da gab es noch immer die alten Vorstellungen, daß

gewisse Kreise –. – Jawohl, Herr Lumme, ich kann noch deutlicher werden, nämlich die schwarzweißbroten Kreise dachten immer noch: Das ist *unsere* Badeanstalt, das war der reine Kapitalismus, und ohne den Einsatz von meinem Vater, das darf ich wohl sagen, auch wenn er nur Schlosser gelernt hat, und ich habe auch meinen bescheidenen Anteil dazugetan, daß aus der Badeanstalt eine Badeanstalt des Volkes wurde. Und deshalb sage ich Ihnen: Was Sie Modernisierung nennen, das ist hinausgeworfenes Geld, und das ist das schwer verdiente Steuergeld unserer Heimatstadt, meine Herren, und wir sollten aufpassen, daß dieses Geld nicht einzelnen Leuten zugeschanzt wird. – Beruhigen Sie sich doch, Herr Berger, ich habe Sie gar nicht gemeint, weshalb fühlen Sie sich denn getroffen? – Meinetwegen – meinetwegen erkläre ich ausdrücklich, ich habe Sie nicht gemeint, ich habe nur im Namen meiner politischen Freunde eine allgemeine Erklärung zu einer die Bevölkerung brennend interessierenden Frage abgegeben. Wir leben schließlich in einer Demokratie. – Jawohl, Herr Lumme, und wenn Sie meinen Vater verächtigen wollen, dann gibt es noch Gerichte! Denn unsere Demokratie gibt jedem das Recht auf den politischen Irrtum, meine Herren, und deshalb fasse ich nun zusammen: Wir lehnen Ihren Antrag einstimmig ab!”

Der aufmerksame Leser wird nicht übersehen haben, wie oft und auf welche Weise in der oben zitierten Ansprache der alte Herr Scheele erwähnt wird: Anton Lumme versucht hier, gleichsam indirekt Sympathien für ihn zu erwecken, obwohl die Figur weiter in der Schwebe gehalten wird, zumal da ja Hans Scheele, der Redner, selbst eine nicht sehr positiv angelegte Gestalt ist. Diese Unbestimmtheit der Wertung des alten Scheele finden wir auch in dem folgenden Abschnitt: Ausführungen des Bauunternehmers Berger zu seiner Frau, und zwar offensichtlich am Abend nach der oben angeschnittenen Stadtratssitzung.

„Ich sage dir, Irma, das ist eine ganz unsaubere Geschichte, und wir lassen uns das nicht gefallen, das kann ich dir sagen – müssen wir uns denn alles gefallen lassen? Ich hab Scheele vielleicht den Marsch geblasen, ganz rot wurde er im Gesicht, das hätte er nicht gedacht! Er ist doch ein unsauberer Bursche, und bösaartig ist er dazu, das lasse ich mir nicht mehr bieten! Ich hätte

ja noch ganz anders auspacken können, wenn ich gewollt hätte, das Haus vom alten Scheele ist schließlich Stadtgespräch, das war doch eine Schande, daß ausgerechnet Scheele das damals bekam. – Ach, das verstehst du nicht, Irma, man hat ja doch gewisse Rücksichten zu beachten, und mit Hans Scheele will ich mir die Hände nicht schmutzig machen. Wie er mich ansah: Ich meine Sie ja gar nicht, Herr Berger, ich habe Sie gar nicht gemeint – und dabei merkt jedes Kind, was er meint und wie er es meint. Nein, Irma, da muß man ganz überlegen bleiben, und ich habe es ihm dann ganz nebenbei gegeben, ich kann dir sagen, er wurde ganz bleich, das hatte er nicht erwartet. Er sagt natürlich nicht, Berger will nur den Auftrag haben, obwohl es jedem klar ist in Bödelstedt, es gibt hier keine zweite Firma von unserer Kapazität, da kommt nur Berger in Frage, und Scheele weiß natürlich, daß jeder das weiß. Aber dann stellt er das Ganze so hin, als ob wir das abgesprochen hätten – so sind sie eben, die Roten, sie gönnen einem nicht die Butter aufs Brot, im Grunde sind sie alle verkappte Kommunisten, und besonders Hans Scheele – soll er doch abhaun nach drüben, da haben sie mehr von der Sorte! – Ja, sicher, das sind die Gewerkschaften, die zerstören alles, was die verantwortungsbewußte Bürgerschaft in Jahrhunderten aufgebaut hat, aber das darf man natürlich nicht sagen. Na, wir reden da noch ein Wörtchen mit, ich kenne doch seinen Vater ganz gut, wir waren damals ja fast befreundet, die Kameradschaft in der SA band schon zusammen, wir haben damals doch auch das Bernsteinsche Haus renoviert, alles ff und zu einem kulantem Preis, Scheele konnte sich nicht beklagen, hinterher war alles wie neu und nichts mehr zu sehn von der Kristallnacht. Aber der Hans war schon immer ein Nichtsnutz, der ging natürlich gleich nach dem Krieg zu den Roten, das war ja damals modern, solche Typen brauchten sie da gerade. – Nein, er ist ja auch wieder helle in seiner Art, dumm ist er nicht, Irma, und es ist nicht immer leicht – steh da mal als Vertreter der bürgerlichen Interessen und der sieht dich an und sagt: Warum fühlen Sie sich denn betroffen, Herr Berger? Ich muß mal ein Wort mit dem alten Scheele reden, daß er mal ein Wort mit seinem Sohn redet, das geht so nicht weiter – Ich habe Sie gar nicht gemeint, Herr Berger, und er grinst noch dazu. Gewundert hab' ich mich bloß

über August, mit was für einer souveränen Ruhe der sowas an sich abgleiten läßt, wenn der Lümmel ihn anschießt: Nicht wahr, Herr Lumme? Also ich würde platzen, mir langt überhaupt die ganze Politik, wenn ich nicht meine Grundsätze hätte, wer hält denn sonst noch unsere Interessen hoch? Und von so einem Rotzlümmel muß man sich anpflaumen lassen, als ob wir ein Interesse an der Badeanstalt hätten, die soll doch verrotten, wir machen das sowieso fast unter Selbstkosten. – Natürlich, ich sage ja: fast – fast unter Selbstkosten, schließlich müssen wir leben, und die Löhne steigen schon wieder, das haben alles die Gewerkschaften auf dem Gewissen, ich heiße schließlich nicht Grotkopp. Meinetwegen brauchen die Leute nicht baden, wir fahren sowieso an die See, soll ich vielleicht mit 1000 Bödelstedtern in dieser Brühe schwimmen? Aber eine neue Badeanstalt, die muß es natürlich sein, immer grand, und den Auftrag bekommt dann eine Spezialfirma, die ist ja billiger, und Berger darf grade die Fundamente legen, dafür daß er seine Gewerbesteuern an Bödelstedt zahlt. Natürlich, wir könnten den Auftrag schon brauchen, aber das muß man denen doch nicht unter die Nase reiben! Also ich rede mal mit dem alten Scheele, der ist inzwischen schon ganz vernünftig geworden, der soll mal bei Hans ein Wort fallen lassen – er will doch noch Oberinspektor werden, warum denn auch nicht, gönnen wir ihm die paar Groschen mehr, er hat ja doch immer gewissenhaft –. – Na ja, wo soll es denn herkommen? Das sind eben kleine Leute. Aber unsere Rechnungen hat er alle bezahlt, was willst du mehr? – Natürlich, die Sache mit Bernsteins Haus war nicht ganz koscher, die armen Bernsteins, da hätte man auch eine andere Form finden müssen, er soll ja sogar Offizier gewesen sein, also das habe ich damals auch nicht gebilligt, das weißt du doch, Irma. Allein die Sachwerte, die da in die Brühe gegangen sind, das war einfach unvernünftig. Aber Scheele war auch nicht schlimmer als die anderen, und inzwischen hat er sich längst beruhigt, und wenn ich mal mit ihm rede, dann pfeift er den Jungen zurück. – Nein, man soll das nicht unterschätzen, das kann uns Stimmen kosten, Irma – August müßte da auch mal was tun, wo er sonst immer so forsch ist – das spricht sich doch rum, auch wenn im ‚Boten‘ nichts davon steht, Bleich ist ja zuverlässig. Aber eines Tages sind wir dann unsere Mehrheit

los, möglich ist heute alles, allein die Flüchtlinge, man weiß ja nie, was die wählen. – Nein, nein, der setzt sich immer noch ein für 'ne gute Sache – ich weiß ja, du magst ihn nicht, aber er hat sich eigentlich immer anständig benommen, gerade auch auf dem Wirtschaftsamt. – Na ja, muß die denn ihren Mund so weit aufreißen, wenn Scheele im Laden steht? Man wußte doch, daß er daran glaubte, und Scheele war schließlich Beamter und hatte seinen Diensteid geschworen, und wenn die dämliche Jansen in ihrem Laden sagt: Das sind alles Verbrecher – und das im Krieg! –, da konnte Scheele ja gar nicht anders, und nachgewiesen haben sie ihm gar nichts, da gibt's keine Unterlagen, das behauptet doch nur Frau Jansen, und schließlich hat sie eine schöne Entschädigung bekommen für ihre Kopfschmerzen – meinst du, die hätten den Laden sonst so ausbauen können? Das waren allein bei uns über 12 000 Mark, das ist doch kein Pappentiel, dafür können die lange Hustenbonbons verkaufen. Nein, Irma, der alte Scheele ist schon ein Kerl, einfach und immer geradeaus, ich muß schon sagen, ich mag ihn, ich mag den Mann, und damals glaubte er eben daran, das soll man ihm heute nicht vorwerfen, es haben viele ehrliche Leute daran geglaubt, und auch in der Butenschön-Sache haben sie Scheele nichts nachweisen können, er hat eine saubere Weste – wahrscheinlich hat sich Butenschön ja doch selbst umgebracht, Dr. Flender hat das damals gleich gesagt. – Na ja, so ist die Zeit eben heute, es hat gar keinen Zweck, daß man dauernd sagt: Früher, da war das anders, da wäre sowas nicht möglich gewesen – heute ist es eben möglich, was willst du machen, wir leben in einer Demokratie, da muß man mit solchen Leuten wie Hans Scheele rechnen. Ich hätte ihm ja noch was anderes sagen können, aber wenn man gut erzogen ist – er ist eben ein Lümmel, das muß man sich lächelnd anhören und ganz souverän, Hut ab vor August, der läßt sich nicht ärgern, der läßt solche Schmutzfinken gar nicht erst an sich ran – na ja, er hat ja auch auf dem Bausektor nichts zu verlieren, ob Scheele seine Wurst isßt oder nicht, kann ihm egal sein, da kann ich auch souverän sein. Aber wenn jetzt die Badeanstalt –. – Sicher, gemacht wird das, wir haben schließlich die Mehrheit, und wir haben ein prima Gutachten, daß es so nicht mehr weitergeht, ich kenn doch den Baurat in Diepenburg, der hat uns das Gutachten machen

lassen, es muß da nun was getan werden, und es wird was getan, ich hab schon eine Anzeige im ‚Boten‘ bestellt, wir brauchen dafür noch Hilfsarbeiter. Aber mit dem alten Scheele rede ich morgen gleich mal ein Wort, was meinst du, wie der sich freut, wenn er noch Oberinspektor wird!”

Der Leser wird erkannt haben, daß es in dem oben zitierten Abschnitt im Grunde viel weniger um die Badeanstalt oder die Stadtratssitzung gegangen ist als um die hier aus jeweils anderer Sicht angeschnittenen, uns bereits bekannten Gestalten, die sich aus den Redereien des Bauunternehmers Berger herauschälen. Ich habe mich zu kürzen bemüht, wo das ohne wesentliche Einbußen an Verständlichkeit möglich war. Den heimtückischen Stil dieses Erzählens aber, bei dem kaum jemals die Dinge offen beim Namen genannt werden, habe ich natürlich nicht ändern können noch wollen. Mit Hilfe dieses Erzählstils versucht Anton Lumme immer wieder, seine Tendenzen hintenherum zur Wirkung kommen zu lassen. Der alte Herr Scheele bleibt dabei zwar eine etwas zwiespältige Gestalt: Der Leser weiß am Ende gar nicht mehr recht, was er von ihm halten – ob er ihn positiv oder negativ ansehen soll. Immerhin meine ich doch, daß Herr Scheele im Grunde seines biedereren Herzens ein braver, friedlicher Mann war und ist, dem man möglicherweise vorwerfen könnte, er habe seinerzeit seine Zugehörigkeit zur Partei ausgenutzt, um sich eine Position zu verschaffen, die er anders vielleicht nicht erreicht hätte, dem man aber gewiß kaum eine Untat, schon gar keine Verbrechen wird vorwerfen können. Daß er möglicherweise im November 1938 mit an jenen Vorfällen beteiligt war, die vom Volksmund als „Kristallnacht“ bezeichnet wurden, ist vielleicht nicht ganz auszuschließen, zumal da er als SA-Mann mit dem Dienstgrad eines Rottenführers selbstverständlich den Befehlen seiner Führer zu folgen hatte. Mit dem Tode Butenschöns hatte er aber mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit nichts zu tun, selbst wenn er vielleicht nicht an jener Geländeübung teilgenommen haben sollte, die der Bödelstedter SA-Sturm in der Nacht von Butenschöns Verschwinden durchführte. Herr Scheele, wie er in Anton Lummes Aufzeichnungen erscheint und wie ich ihn auch selbst recht gut kenne, ist einfach nicht der Mann, einen Menschen aus nichtigem Anlaß umzubringen, selbst dann nicht, wenn

der andere sein politischer Gegner ist. Wenn Anton Lumme die Täterschaft Scheeles hätte wahrscheinlich machen wollen, dann hätte er die ganze Figur anders zeichnen, ja, hätte sie umstrukturieren müssen, womit er sich allerdings in leicht durchschaubaren Gegensatz zu den Fakten begeben hätte. Da er das nicht einmal versuchte, ist es um so weniger glaubwürdig, wenn er Herrn Scheele den folgenden – natürlich gedachten und erdachten – Monolog unterschiebt:

„Wenn wir den Jungen hätten, den müßten wir haben, den Jungen, der weiß Bescheid, der stand am Ufer und hat es gesehn, den müssen wir haben, der kann es sagen – ich wollte es nicht, aber es war schon passiert, und Butenschön war ein Roter, das haben alle gesagt, und die anderen hatten auch Angst, die haben kein Wort gesagt, die feinen Herren, die hatten auch Angst, daß sie es gewesen waren – wer weiß denn, was seine Hände tun, sogar Herr Borsten, obwohl seine Hände gar nicht zum Schlagen taugten – nun ist er tot, gestorben am 3. November 1955, er hat es noch sagen wollen. Das ist wohl so, wenn man stirbt, aber nun ist er tot, der hat keine Angst mehr, gestorben, begraben, die Stempelmarke für eine Mark, die kostet für jeden dasselbe, das Siegel darauf und erledigt, dann sagt er nichts mehr, dann weiß er nichts mehr. Wir müßten bloß noch den Jungen, den müßten wir haben, den müßten wir finden, der hat es gesehn. Aber finde ihn mal, da steht ein Junge abends am Schalsee und sieht, wie sie einen erschlagen und über das Brückengeländer werfen, der weiß es, und einmal kann er es sagen, einmal, das hält man nicht aus, einmal sagt er es, einmal sage ich es, obwohl ich das gar nicht wollte, bestimmt nicht, ich habe es nicht gewollt. Er war unser Feind, das haben alle gesagt, aber ich wollte es nicht, vielleicht war ich es gar nicht, es ging so schnell, keiner wußte, wer es getan hatte, sogar Herr Borsten hatte Angst bis zuletzt, obwohl er so kleine Hände hatte, die konnten nur zählen – er hatte Angst bis zum 3. November, eine Mark Stempelgebühr, das kostet der Tod, eine Mark für Hans Borsten, eine Mark für Hans Butenschön. Sterben ist billig, dann kann keiner mehr sagen: Du hast es getan. Nur den Jungen müßten wir haben, Lumme hat auch solche Hände, der kann auch schlagen, der soll wohl Angst haben. Aber vielleicht ist der Junge tot, gefallen vielleicht,

es sind so viele gefallen, im Krieg war der Totenschein gratis. Der stand da am Schalsee und weinte, wir haben es alle gehört – wer ist das, wer war das? Wir haben gesucht und gesucht, da lag Butenschön schon auf dem Grund, die Jackentaschen mit Ziegelsteinen gefüllt, daß bloß keiner kommt, wer hat es getan, einer hat es getan, wir haben es alle getan, wir haben es nicht gewollt – dann sank er und sank, und der Junge weinte, den müßten wir haben, wenn er noch lebt, so viele sind tot, für eine Mark und umsonst, aber das Siegel bekamen alle, gesiegelt mit Bödelstedts Wappen, die Brücke, das Tor, einmal wird er es sagen, einmal muß ich es sagen, das hält man nicht aus – wer hält das denn aus?“

Auch diesem – angeblichen – Monolog des alten Herrn Scheele ist wieder, deutlich erkennbar, die Version Anton Lummes von den Vorgängen bei Butenschöns Tod zugrunde gelegt, die keineswegs überzeugt, ganz abgesehen davon, daß ein solches, aus einem schlechten Gewissen resultierendes Selbstgespräch Herrn Scheele gar nicht zuzutrauen wäre. Trotzdem versuchte Anton Lumme immer wieder, seinen krankhaften Vorstellungen so etwas wie Realität zu verleihen; ich will das allerdings nur noch kurz referieren.

Bei der näheren Untersuchung der geplanten Badeanstalts-Renovierung (die tatsächlich im Jahre 1956 stattgefunden hat) stößt Hans Scheele – so Anton Lummes Version! – auch auf jenes Gutachten, das seinerzeit über die alte Schalsee-Brücke angefertigt worden war, und er findet darin u. a. auch jene Ziegelsteine erwähnt, mit denen die Leiche Butenschöns beschwert und versenkt worden war. Es gelingt Hans Scheele, diese – neuen – Ziegelsteine als vom Lager des Bauunternehmers Berger stammend zu identifizieren, und er verdächtigt daraufhin bei der nächsten Stadtratssitzung, während der Aussprache über den Badeanstalts-Plan, Herrn Berger der Beteiligung an Butenschöns Ermordung (er ahnt nämlich nicht – wieder nach Anton Lummes Version –, daß sein Vater in diesen Fall verstrickt sein könnte, was Anton Lumme ja voraussetzte). Es kommt im Stadtrat zu erregtem Hin und Her, bei dem plötzlich der alte Herr Scheele, welcher der Sitzung als interessierter Zuhörer beiwohnt, aufspringt und Herrn Lumme beschuldigt, Butenschön umgebracht zu haben,

was August Lumme natürlich sofort energisch abstreitet, wobei er seinerseits Herrn Scheele der Tat beschuldigt. Das Endergebnis dieses Skandals, der – in Anton Lummes breit ausgesponnener Darstellung, die uns hier nicht mehr länger aufhalten soll – in Bödelstedt beträchtliche Erregung hervorruft, haben wir schon früher erfahren: Die Herren Lumme und Scheele einigen sich darauf, daß sie dem verstorbenen Herrn Borsten die Schuld in die Schuhe schieben.

Mehr brauche ich hier nicht auszuführen: Die Künstlichkeit, ja die absolute Unglaubwürdigkeit dieser Konstruktion verrät sich dem unvoreingenommen und objektiv Urteilenden gleichsam aus jeder Zeile. Mit den tatsächlichen Geschehnissen hatte und hat das alles nichts oder doch nur ganz am Rande zu tun, so daß der „Fall Butenschön“ nunmehr als endgültig abgeschlossen angesehen werden kann.

13 *Positiver Schlußausblick anhand einer Geschichte aus Anton Lummes Aufzeichnungen: „Wie Herr Grotkopp in Bödelstedt für das deutsche Schützenwesen wirkte“, sowie eine abschließende Zusammenfassung der wichtigsten Leitgedanken des Herausgebers als Warnung und Mahnung für diese und künftige Zeiten.*

Und wo, wird der Leser nun mit berechtigter Erwartung fragen, wo bleibt das Positive? Wie hier das betrübliche, ja, in manchen Aspekten geradezu trostlose Panorama einer kranken menschlichen Psyche aufgerollt worden ist – und gewiß überzeugend –, das kann, so wird der Leser sich sagen, doch wohl nicht allein Absicht und Ziel des Herausgebers gewesen sein! Es muß doch, so wird der Leser rechtens vermuten, gerade für einen Mann, der, wie der Herausgeber, das Gute und Edle im Menschen zu suchen und zu finden versteht, etwas Höheres geben als die heutzutage leider so üblich gewordene Abschilderung des Niedrigen, Gemeinen und Bösen, zumal da die zersetzende Art, in der Anton Lumme seine Aufzeichnungen verfaßt hat, nicht allein durch Berichtigungen und noch so überzeugende Gegendarstellungen aus der Welt gebracht werden kann.

Gemach, lieber Leser, gemacht! Der Herausgeber dieser Niederschriften wäre nicht Pädagoge aus ganzem Herzen und mit vollem Verstande, er hätte nicht lebenslänglich als begeisterter Erzieher sowohl der Jugend wie dem deutschen Menschen überhaupt gedient, wäre er nicht von früher Kindheit an zutiefst davon überzeugt gewesen, daß auch der verdorbene, der scheinbar gänzlich verlorene Mensch in seinem tiefsten Innern ein Schatzkästlein birgt, das sein Dasein über die zufälligen, möglicherweise widrigen Umstände seines Lebens hinaus wert- und sinnvoll erscheinen läßt, wenn einer nur die Augen hat, es richtig zu sehen.

Ich darf gewiß annehmen, der Leser werde mich an der Art, wie ich die Aufzeichnungen meines verstorbenen Schwiegersohnes vorgelegt habe, als einen Menschen erkannt haben, dem nichts ferner liegt als das Verharren in blinder Negation. Gerade deshalb darf er von mir selbstverständlich auch anderes und mehr erwarten als jene Trostlosigkeit, wie sie sich heutzutage allüberall als die deutsche Literatur und Kunst gebärdet, dazu noch hochgelobt, ja verhätschelt von einer maßstablosen Kritik, die jeden Feingefühls für die wahren Werte gänzlich ermangelt. Wer

wie ich an den kostbarsten Quellen unserer klassischen Literatur die Muttermilch seiner ersten Bildung genossen hat, wer dann ein langes Leben hindurch konsequent bemüht war, auf diesem sicheren Grundriß ein eigenes geistiges Gebäude von Rang zu erbauen und zu erhalten, auch gegen die zerstörenden Kräfte einer mehr und mehr entartenden Zeit, dabei jedoch stets im Dienste am Ganzen, am Menschen stehend, der darf und kann seinen Leser nicht mit hoffnungslosen Perspektiven entlassen.

Ich muß gestehen – und habe das auch schon früher angedeutet –, daß ich bei der ersten Lektüre von Anton Lummes Aufzeichnungen zeitweise von Entsetzen gepackt und geschüttelt wurde. Es schien mir so, als werde hier alles, aber auch alles in den Schmutz einer destruktiven Denkungsart gezogen. Meine feste, durch Erfahrungen gegründete Überzeugung jedoch, daß auch im finstersten Tale ein Lichtlein zu finden ist, wenn man es nur reinen Herzens zu suchen weiß, diese heilige Überzeugung wurde mir auch in diesem Falle nicht enttäuscht. Sosehr auch Haß, Mißgunst, Neid, ja Bosheit und Bitterkeit die Aufzeichnungen meines unglücklichen Schwiegersohnes kennzeichnen – und noch über seinen Tod hinaus wird gleichsam ein Echo seiner Niedertracht von meiner jüngsten Tochter auf mich zurückgeworfen –, soviel auch auf zahllosen Seiten dieser Niederschriften von Versagen und Scheitern die Rede ist: Selbst hier, in den Zeugnissen einer armen, kranken Seele, finden sich positive, ja aufbauende Züge – Züge, an die derjenige sich halten kann und soll, der mit Recht in seiner Lektüre mehr sucht als modische Erbauung am Negativen.

Allerdings, ich habe diese glücklicherweise vorhandenen positiven Seiten mit Bedacht an den Schluß dieses Buches gesetzt. Zunächst einmal meinte ich ausführlich darstellen zu sollen, wohin ein Mensch gelangen kann, der sich halt- und glaubenslos den Versuchungen zersetzender Skepsis in die Arme wirft. Auch wenn ich immer wieder darauf hinweisen konnte und mußte, daß wir es bei Anton Lumme mit einem pathologischen Fall zu tun haben bzw. hatten, so schien mir dieser Fall doch lehrreich zu sein, und zwar gerade wegen der bei ihm zutage tretenden Übersteigerung von Tendenzen, die leider heute nur zu weit verbreitet sind.

Ich kann und will nun am Schluß keineswegs einfach das Gegenteil von dem behaupten, was fast jede Seite der Aufzeichnungen Anton Lummes offenbart: Haß wird nicht durch einen freundlichen Augenaufschlag zu Liebe, Bosheit kann auch durch eine verstehende Betrachtungsweise nicht in Güte umgewandelt werden, Schmutz bleibt – leider, möchte ich sagen – Schmutz, und aus einem grundlosen Morast ist nicht von heute auf morgen fruchtbares Ackerland zu machen. Mein Hinweis am Schluß soll aber dem gelten, was in Anton Lummes Aufzeichnungen – trotz allem! – an erkennbar Positivem zu finden war und ist, und wenn das auch gegenüber dem angehäuften Kehrlicht nicht allzuviel sein mag – wer würde anderes erwarten? –, so bin ich doch herzlich froh, auch diese lichtereren Aspekte in den Aufzeichnungen eines Menschen zeigen zu können, den das sternenlose Dunkel magisch angezogen zu haben scheint.

Selbstverständlich beziehen wir uns auch hier wieder auf Anton Lummes eigene Aufzeichnungen, wenn auch verständlicherweise mehr auf die erste und zweite Fassung als auf die im Zustande fortgeschrittener psychischer Debität niedergeschriebene dritte und letzte. Selbst in der dritten Fassung aber treffen wir – der Leser darf mir das abnehmen – noch auf Spuren jener positiv erfahrenen und daher auch positiv zu wertenden Weltanschauung, die wir an dieser Stelle aufzeigen möchten.

Es handelt sich dabei – kurz gesagt – um eine menschliche Haltung, der Anton Lumme unbewußt bis zuletzt einen hohen Wert beilegte und die er in einer Gestalt eindringlich verkörpert erscheinen ließ: den Anstand. Zweifellos hätte er diese Haltung auch in vielen anderen Figuren seiner Umwelt finden und darstellen können; der Leser wird sich erinnern, wie ich gelegentlich auf besonders ungerechte Verzerrungen einzelner Gestalten hinweisen mußte, wobei ich mich selbst einmal ausnehmen möchte, als gravierendes Beispiel aber etwa Herrn Meyerbeen anführen könnte. Wir müssen feststellen, daß Anton Lumme meistens nicht in der Lage war, auch nur halbwegs gerecht zu sehen und zu urteilen.

Es gibt in seinen Aufzeichnungen aber eine Ausnahme. Der Leser wird gewiß Herrn Grotkopp noch im Gedächtnis haben, eine Figur am Rande, der wir hin und wieder begegnet sind.

Dieser Schreiner Grotkopp war – und ist noch heute, im Alter von 83 Jahren! – Vorsitzender der Bödelstedter Bürgerschützen, wahrhaft ein Mann von rechtem Schrot und Korn. Das Erstaunliche und wahrhaft Erfreuliche ist nun, daß dieser Herr Grotkopp in Anton Lummes Aufzeichnungen nicht wie die anderen ehrbaren Bürger Bödelstedts in die beizende Lauge verantwortungslosen Spotts getaucht wird: Ihn läßt Anton Lumme tatsächlich so sein, wie er wirklich war und ist, ihn hat er richtig gesehen und gewürdigt, obwohl auch Herr Grotkopp zum nationalen Freundeskreis seines Vaters zählte. Indem er nun diesen Mann so schilderte, wie er wirklich war und ist, erkannte Anton Lumme, das meine ich sagen zu können, unbewußt auch die Ideen und Ideale an, für die Herr Grotkopp zeitlebens stand und immer noch steht, und in eben dieser Anerkennung, die sich in einer von Ironie fast gänzlich freien Schilderung niederschlägt, durfte ich das Positive finden, das ich so sehr gesucht hatte.

Im folgenden zitiere ich einen Abschnitt aus der zweiten Fassung der Aufzeichnungen, und ich zitiere ihn vollständig, obwohl Anton Lumme selbst hier – wenn auch glücklicherweise nur ganz am Rande – in die uns nur zu bekannten Geleise seiner Spötterei zurückzufallen droht. Die Gestalt Grotkops hebt sich aber gerade dagegen um so erfreulicher, ja, fast möchte ich sagen: strahlend ab.

„Das Schießen stand seit unvordenklichen Zeiten in Bödelstedt in schönster Blüte. Die Bürgerschützen konnten sich auf brüchige Pergamente berufen, die beinahe so alt waren wie die ältesten Ziegelsteine der Stadtkirche, wenn es auch Schreiner Grotkopp zu seinem Leidwesen noch nicht gelungen war, eine unbezweifelbare und lückenlose Verbindung zu jenen legendären Schützen herzustellen, die seiner festen Überzeugung nach – und einige spärliche Funde im Uferschlamm des Schalsees schienen tatsächlich darauf hinzudeuten – in der Jungsteinzeit die Bödelstedter Auen mit urgermanischem Schützengeist belebt hatten.

Herr Grotkopp war seit langen Jahren Major und Oberkommandierender der Bödelstedter Bürgerschützen, obwohl er erst zu Anfang des Jahrhunderts nach Bödelstedt zugezogen war. Niemand machte ihm die goldenen Epauletten streitig, weil jeder-

mann einsah, daß es für dieses hohe Amt keinen Würdigeren gab als Grotkopp. Selbst sein abgetragener, ausgebeulter Arbeitsanzug, der überall die Spuren seines Handwerks trug, war von schützengrüner Farbe, und wenn er in die Tasche griff, um Zollstock oder Blaustift hervorzuholen, kamen seine Hände stets mit einer zerknickten Schießvorschrift, mit leeren Patronenhülsen oder einem Visier wieder zum Vorschein, das er gerade neu einstellen wollte. Jedes Gespräch mit Schreiner Grotkopp geriet nach sieben Sätzen auf Schießen, Schießsport, Schießwettkämpfe, und von der hohen Bedeutung des Schützenwesens für das deutsche Volk war Herr Grotkopp so durchdrungen, daß er nicht nur fast alle seine Zeit und Kraft, sondern auch Geld und Gut für die Bürgerschützen opferte. Den deutschen Schützengeist – ‚Üb Aug und Hand fürs Vaterland!‘ – schon in die Jugend einzupflanzen, betrachtete er als seine vornehmste Aufgabe. Am liebsten wäre ihm gewesen, wenn schon die Achtjährigen einen Vormittag in jeder Woche auf dem Schießstand am Galgenberg zugebracht hätten, und immer wieder klagte er über die Verständnislosigkeit der Lehrerschaft, die es ihm nicht einmal vor dem Kindervogelschießen gestatten wollte, den Kindern während der Unterrichtszeit die nötigsten Unterweisungen zu erteilen. Trotz mancher Rückschläge war sein Eifer nicht zu dämpfen. Auch mit dem neuen Staat hatte er längst seinen Frieden geschlossen: Er lieferte den Adler für das Vogelschießen vorschriftsmäßig mit der Hakenkreuzflagge in der Klaue, dem Banner jener Bewegung, die jedes männliche Wesen vom Knaben bis zum Greis zum Wehrsport und damit zum Schießen anhielt. Allerdings konnte auch Herr Grotkopp nicht übersehen, daß die totale Organisierung der männlichen Bevölkerung in den verschiedenen braunen und schwarzen Verbänden sich nicht eben vorteilhaft auf die Dienstfreudigkeit der Bürgerschützen auswirkte. Denn wenn die Männer einen Sonntagvormittag lang bei SA, SS, NSKK oder auch mit dem Reichskriegerbund Kyffhäuser geschossen hatten, dann waren sie meistens wenig geneigt, am nächsten Wochenende die jägergrüne Schützenuniform anzulegen und schon wieder zum Schießstand hinauszumarschieren.

Diesen Umständen verdankte es Anton, daß er, als er sich bei Herrn Grotkopp als Jungschütze anmeldete, mit einer Herzlich-

keit aufgenommen wurde, die seine Erwartungen bei weitem übertraf. Grotkopp führte ihn zwischen wüsten Haufen zerbrochener Wagenräder, auf deren Reparatur die Bauern zuweilen Wochen und Monate warten mußten, zu seiner Werkstatt, von deren Balkendecke eine ansehnliche Reihe von Schützentrophäen herabhing: verstaubte Zepter, Kronen, Flattern, Flügelteile, und auch ein spinnwebgraues halbzerfetztes Holzstück war dort angenagelt, ein Rumpf, den Herr Grotkopp im Jahre 1909 mit ruhiger Hand heruntergeholt hatte. Er räumte eine Truhe von Brettern und Klötzen frei – der reiche Intarsienschmuck des Deckels war zersplittert – und trat zu einem Eckschrank, der in der allgemeinen Unordnung – der Raum war mit mehr oder weniger zerstörten Möbeln vollgestellt – wie ein Gegenstand aus einer anderen Welt wirkte. Vorsichtig schloß er auf und holte zwei Gewehre heraus, die mit ihrem satten Stahlblau und den polierten Kolben kostbar leuchteten, und wie Kostbarkeiten trug Herr Grotkopp sie herbei. Mit seinem Taschentuch wischte er den Staub von der Truhe – ‚Wenn ich das erst alles wieder in Ordnung hätte!‘ seufzte er –, und obwohl Anton versicherte, er sei über die Grundbegriffe des Schießens seit langem im Bilde, ließ Herr Grotkopp sich nicht aufhalten in einem detaillierten Vortrag über Kimme, Korn und Kleinkaliber, den er mit zahllosen Erlebnissen aus vierzig Jahren Schützendienst in Krieg und Frieden würzte. Nach zweieinhalb Stunden wurde Frau Grotkopp gerufen, einen kleinen Imbiß zu bringen, den sie auf einem Beistelltisch aus Ebenholz und Elfenbein servierte, auch einem Stück aus dem Bernsteinschen Nachlaß, den Herr Grotkopp billig ersteigert hatte, um ihn nach und nach handwerklich sauber zu reparieren und Kennern zu verkaufen, und es war Nacht, als Anton endlich entlassen wurde, nicht ohne mit dreifachem Händedruck versprochen zu haben, daß er am Sonntagvormittag gleich nach dem Führerdienst des Jungvolks auf dem Schießstand erscheinen werde.

Sonntag war Major Grotkopps großer Tag. In fleckenloser Schützenuniform ging er frühmorgens als erster zum Galgenberg hinaus. Er stellte selbst die roten Warnflaggen aus, gab später dem Pantoffelmacher Hadrian, der durch den Dienst im Scheibenstand seine Versehrtenrente aufbesserte, die notwendi-

gen Anweisungen, und wenn die ersten Schützenbrüder erschienen, war alles schon getan: Die mächtigen Bretterverschläge waren zur Seite gestellt, die Schießkladde lag aufgeschlagen, die Scheiben waren durchgezählt und numeriert, und Grotkops eigene Gewehre waren auf allerfeinsten Glanz geputzt. In einer dunklen Ecke standen auch einige schlanke Weinflaschen bereit: Selbst Major Grotkopp hatte die alte Sitte der Schützenbrüder nicht ausrotten können, nach jeder Serie ein Glas ‚Zielwasser‘ zu trinken, obwohl das dem Zielen nicht immer förderlich war.

Als Anton gegen Mittag zum Schützenplatz kam, hörte er schon von weitem, daß das Zielwasser seinen Weg genommen hatte. Rauhe Männerstimmen sangen ‚Ich bin ein Schütze froh und frei‘ und, gleichzeitig, ‚Ja, mit Herz und Hand‘, während Major Grotkopp gerade die 15. Serie schoß, ohne sich von der Gemütlichkeit in seinem Rücken stören zu lassen. Anton gestand sich ein, daß diese Art vaterländischen Dienstes vielleicht nicht ohne reaktionäre Züge sei. Da es ihm aber um das Schießen ging, nur um das Schießen, ließ er sich davon nicht abschrecken; er trank zuletzt sogar selbst ein halbes Gläschen von dem recht sauren Wein, wenn auch seine Ergebnisse auf – und manchmal sogar neben – der Scheibe durchaus noch nicht seinen Hoffnungen entsprachen.

Trotzdem fand er am Schießen Spaß. Das Bewußtsein, eine scharfe Waffe in der Hand zu haben, mit der man ohne weiteres einen Feind umlegen konnte, regte seine Phantasie mächtig an: Er fühlte sich als ein ganzer Kerl, als mannhafter Verteidiger von Heimat und Vaterland, und mit jedem Schuß ins Schwarze wurde ein Feind unschädlich gemacht. Zwar war es nicht sehr angenehm, von Herrn Grotkopp zum 27. Male hören zu müssen, daß er den Kolben saugend – saugend, Anton! – umfassen und einziehen, wie er zielen und wann er – ganz langsam und butterbutterweich – durchziehen müsse, und hinter ihm gab es jedesmal großes Hallo und Hei, wenn neben der Scheibe der Sand aufspritzte und nach einigem Zögern die ‚Fahrkarte‘ angezeigt wurde. Doch Schuß auf Schuß knallte hinaus, und mit jedem Schuß wuchs Anton tiefer hinein in das deutsche Schützenwesen.

Am zweiten Sonntag waren seine Leistungen noch nicht wesentlich besser. Doch langsam begann dann Herrn Grotkops

unermüdliche Schulungsarbeit zu wirken, der schwarze Scheibenfleck tanzte nicht mehr so ungehorsam auf dem kleinen Korn, und wenn die Schützenbrüder in angeregter Weinlaune waren, konnte Anton manchmal schon bessere Serien vorweisen als sie. Herr Grotkopp strahlte, und dann gab er wieder die Geschichte zum besten, wie der Kommandierende General persönlich anno 1903 den Grenadier Grotkopp ansah und sagte: ‚Der Mann hat ja ganz ausgezeichnete Schießaugen!‘, so daß Grotkopp Putzer beim General wurde und Gefreiter, daher die Haltung, gelernt ist gelernt.

Herr Grotkopp erhoffte sich von Anton eine stärkere Propagierung des Schießsports unter der Jugend, und deshalb zeigte er ihm schon die Modelle für den neuen Schießstand, als die ganze Sache noch streng geheim war. Auf einer tischgroßen Platte aus goldenem Kirschbaumholz – einer der Bernsteinschen Schränke hatte die Reparatur nicht mehr gelohnt – hatte er den Galgenberg mit Zäunen und Hecken, den steil abfallenden Hang und sogar ein paar Schalseewellen aus Sägespänen nachgebildet. Links aber, wo sich jetzt der Schießstand nur wenig in den Hügel einschob, war ein gewaltiges Loch in den Berg gerissen, in dem statt der zwei Scheiben 24 Scheibenstände nebeneinander angelegt waren. Auch das Schützenhaus war ins Riesenhafte erweitert worden: 24 Schützenstände waren eingerichtet, und Herr Grotkopp hatte sogar 24 winzige Sandsäcke auf die Brüstung gelegt. ‚Soll das wirklich gebaut werden?‘ staunte Anton. ‚Und wer bezahlt das?‘

Herr Grotkopp nickte eifrig, er blickte verklärt auf das Modell. ‚Schon in drei Wochen fängt der Arbeitsdienst mit den Erdbewegungen an‘, sagte er. ‚Die müssen doch viel mehr schießen! Und die SA gibt auch Geld dazu, die wollen auch endlich richtig schießen üben, und ihr Hitler-Jungen müßt natürlich alle mithelfen, das ist doch wichtig, daß ihr schießen könnt!‘

‚So einen Stand gibt es ja im ganzen Kreis nicht noch mal‘, sagte Anton.

‚Im ganzen Gau nicht‘, triumphierte Herr Grotkopp. ‚Wir werden ganz große Wettkämpfe abhalten, paß auf, vielleicht schon das Gauschießen nächstes Jahr, und wenn wir später noch an der Landseite ausbauen, dann haben wir sogar 36 Stände!‘

Seit dem ersten Tauwetter kannte Herr Grotkopp nichts anderes mehr als seinen neuen Schießstand. Mit den Landmessern zog er hinaus und freute sich königlich, daß seine Berechnungen teilweise fast ganz genau gestimmt hatten. Drei Tage lang reiste er in die Gauhauptstadt, um mit neun verschiedenen zuständigen Stellen um Beihilfen zu verhandeln. Auf den SA-Kameradschaftsabenden erschien er, das große Modell auf dem Kopf durch den Saal balancierend, und an einem Sonntagvormittag ließ er sogar den Schießstand geschlossen und kam zum Führerdienst des Jungvolks, um freiwillige Helfer für die große Sache zu werben. Die Wagenräder vor seiner Werkstatt häuften sich wie nie zuvor, Intarsien wurden nicht mehr angerührt, und Herr Grotkopp wäre gar nicht mehr an seiner Hobelbank zu finden gewesen, wenn man ihm nicht – gegen seinen Willen – die Holzarbeiten des Bauvorhabens übertragen hätte. ‚Das gibt einen Aufschwung für den Schießsport!‘ frohlockte er. ‚Sollst mal sehn, Anton, jetzt wird alles anders, jetzt kommt eine ganz neue Zeit für uns Schützen!‘

Tatsächlich schritten die Arbeiten rasch voran. Ende August war die mächtige Anlage schon beinahe fertig, am ersten Septembersonntag sollte sie feierlich eingeweiht werden. Aber die Feier fiel aus, das sorgfältig ausgearbeitete Programm mit Reden und Märschen und Böllersalut wurde vom Kriegsausbruch umgestoßen. Ohne festliche Fahnen und Musik nahm der Arbeitsdienst von dem neuen Schießstand Besitz, und jeden Tag drang jetzt das unregelmäßige Knattern über den Schalsee zur Stadt herüber; es klang fast gefährlich.”

Auch der verständlicherweise mißtrauische Leser wird gewiß zugeben, daß Anton Lumme in dem oben zitierten Abschnitt die Gestalt des Schreiners und Schützenmajors Grotkopp mit außerordentlichem Feingefühl gezeichnet hat – ein Mensch, dem möglicherweise wirklich so etwas wie die Liebe meines Schwiegersohns gegolten hat, sofern er eines solchen Gefühls überhaupt fähig gewesen sein sollte.

Liebe: Schon gleich zu Anfang habe ich mir erlaubt, von diesem heute scheinbar gar nicht aktuellen, ja, in unserer Gegenwartsliteratur weithin verpönten Begriff zu sprechen, und ich habe das gewiß nicht ohne Vorbedacht getan. Denn Mangel an

Liebe, ich kann das hier nur noch einmal wiederholen, war nicht nur die Ursache für das falsche, verzerrte, unselige Weltverhältnis Anton Lummes: Mangel an Liebe ist im Grunde die tiefste Ursache für den Verfall unserer völkischen und staatlichen Gemeinschaft, wie er sich dem Auge des Wissenden leider an manchen Stellen mit unübersehbaren Zeichen ankündigt. Möge diese Erkenntnis eine Warnung sein für alle diejenigen, die aus Leichtsinne oder Unkenntnis mit denjenigen Werten ihr Schindluder treiben, an deren absoluter Unversehrtheit die Zukunft unseres armen, geschlagenen Volkes hängt. In diesem Sinne möchte ich meine Leser entlassen, nicht ohne ihnen noch ein altes Sprichwort mit auf den Weg gegeben zu haben: „In der falschen Liebe ist mehr Galle, als in der wahren Honig sein kann.“

Inhalt

1
Weshalb Anton Lummes Aufzeichnungen hier vorgelegt werden, sowie zwei Beispiele daraus: „Die Herstellung feiner Rouladen“ und „Das vorzeitige Ende eines treuen Hundes“.

S. 11

2
Diverse belangreiche Kindheitserlebnisse Anton Lummes in seiner eigenen Darstellung, vornehmlich: „Wie Anton seine Locken verlor“, „Wie Anton Mitleid mit Luise Butenschön bewies“ und „Weshalb die Monogramme in Lummes Tisch-, Leib- und Bettwäsche seit 1944 nicht mehr von Fräulein Kramer gestickt wurden“.

S. 25

3
Hinweis auf stilistische und sonstige Unterschiedlichkeiten in den hinterlassenen Aufzeichnungen Anton Lummes, erläutert an einem Modell: „Was Antons Großmutter bzw. seine Tante Tine vom Fenster neben dem Laden aus sah“, nebst einer liebevollen Würdigung der jubilierenden Stadt Bödelstedt aus der Feder des Herausgebers.

S. 45

4
Grundsätzliche Anmerkungen zum geistigen Standpunkt Anton Lummes, wie er sich besonders in seinem Verhältnis zum Herausgeber dokumentierte, sowie einige notwendige Klar- und Richtigstellungen des Herausgebers zur eigenen Person wie auch in bezug auf den hier wiedergegebenen Themenkreis: „Wie Antons Ahnen erforscht wurden“.

S. 65

5
Randbemerkungen des Herausgebers zu dem sogenannten „Fall Butenschön“ und seinen Hintergründen nebst erläuternden und ergänzenden Zitaten aus den Aufzeichnungen Anton Lummes: „Klage- rede einer jungen Frau, die nicht immer an Vergangenes erinnert wer-

den möchte“, „*Wie in Bödelstedt eine neue Brücke gebaut wurde*“ und „*Wie Anton beinahe König geworden wäre*“.

S. 81

6

Kritische Marginalien zu Anton Lummes destruktiver vaterländischer Haltung mit diesbezüglichen Beispielen aus seinen Aufzeichnungen, vornehmlich: „Über einen pädagogischen Versuch, die vaterländische Verteidigungsbereitschaft zu festigen“, „Von deutscher Treue, deutscher Tapferkeit und deutscher Gemütlichkeit in Bödelstedt“, „Weshalb Herr Reese einige Formulare nachts drucken mußte“, „Wie in Bödelstedt ein Wall von gläubigen Leibern gebildet wurde“ und „Wie Anton einen historischen Tag erlebte“.

S. 101

7

Frau Rosa Lumme im verzerrenden Spiegel der Aufzeichnungen ihres Sohnes, gesehen in ihren ersten Ehejahren, beim Kauf eines Pelzmantels, bei der Vorbereitung und Veranstaltung gutbürgerlicher Damen-Kaffees sowie bei dem Versuch, das Autofahren zu erlernen; schließlich: „Was der Redakteur Bleich seinem Freunde Willi erzählte“.

S. 129

8

Weitere Kindheits- und Jugenderlebnisse Anton Lummes mit kommentierenden Hinweisen auf seine darin zutage tretende psychische Abnormität, veranschaulicht an exemplarischen Abschnitten aus seinen Aufzeichnungen: „Von Antons musischer Bildung“, „Weshalb Lehrer Martens vorzeitig pensioniert werden mußte“, „Wie Rosa Lumme beim Pfingstausflug den ‚Abendfrieden‘ entdeckte“, „Antons Höhle, und wo er Süßigkeiten einkaufte“, „Weshalb Anton Lumme den Kampf fürs Vaterland nur an der Heimatfront führen konnte“.

S. 157

9

Einige metaphysische Aspekte im Leben Anton Lummes, dargelegt und kommentiert anhand entsprechender Episoden seiner Aufzeichnungen: „Weshalb Pastor Schuster ein Ärgernis war“, „Wie Anton Oberhorden-

führer wurde”, „*Wie Anton gute Grundlagen erhielt*” und „*Von einem Onkel, der mit dem Kriegsverdienstkreuz zweiter Klasse ohne Schwerter ausgezeichnet wurde*”.

S. 185

10

Literatur- und zeitkritische Einführung in die sogenannte „Medaillon-Geschichte” sowie diese selbst, dargestellt vornehmlich in Abschnitten aus der dritten Fassung der Aufzeichnungen Anton Lummes: „Wie Fritz Meyerbeen die Ehre der Bödelstedter Bürgerschützen zu retten und einen gemeinen Dieb zu fangen versuchte”, „Von Hans Scheele und seinem wiederholten Versagen”, „Wie Lina Bleich eine vermutliche Diebin verriet”, „Welche Meinung Gerhard Hinrichsen über den Diebstahl des Medaillons hatte”, „Was – angeblich – Herr Bleich am Telefon zu Frau Lumme sagte”, „Wie Franz Hinrichsen – angeblich – seinen Bruder Hinrich und auch andere ehrliche Bödelstedter Bürger zu erpressen versuchte”, „Was Hinrich Hinrichsen – angeblich – zu August Lumme sagte”, „Wie Herr Bleich sich – angeblich – vor seiner Frau verteidigte”.

S. 209

11

Kritische Anmerkungen zu Anton Lummes mißglücktem Versuch, eine Zeitgeschichte seiner Heimatstadt Bödelstedt zu schreiben, sowie grundsätzliche Erwägungen über den Einfluß der Sexualsphäre auf die seelisch-geistige Entwicklung Anton Lummes, dargelegt anhand ausgewählter Zitate seiner Aufzeichnungen: „Vom hygienischen Fortschritt im Hause Lumme”, „Wie Anton lernte, Herrn Jahn richtig anzureden”, „Vom undankbaren Verhalten einer Ostarbeiterin namens Tatjana”, „Geschmacklosigkeiten einer Bödelstedter Pastorentochter” und „Wie Anton merkte, daß Fleisch verderblich ist”.

S. 253

12

Der sogenannte „Fall Butenschön” in der umfassenden und klärenden Überschau des Herausgebers: a) Anton Lummes seltsame Vorstellungen von diesem „Fall”; b) Darlegung der Gründe, weshalb August Lumme keinesfalls der angebliche Mörder hätte sein können; c) Darle-

gung der Gründe, weshalb Herr Borsten ebenfalls nicht als möglicher Mörder in Betracht kommen konnte; d) besonders eingehende Darstellung und Begründung der Tatsache, daß auch Herr Scheele bei diesem „Fall“ außerhalb jeden ernsthaften Verdachts stehen mußte.

S. 287

13

Positiver Schlußausblick anhand einer Geschichte aus Anton Lummes Aufzeichnungen: „Wie Herr Grotkopp in Bödelstedt für das deutsche Schützenwesen wirkte“ sowie eine abschließende Zusammenfassung der wichtigsten Leitgedanken des Herausgebers als Warnung und Mahnung für diese und künftige Zeiten.

S. 333

Nachwort

Kay Hoffs *Gesammelte Werke in Einzelausgaben* setzen an ihren Anfang seinen ersten Roman *Bödelstedt oder Würstchen bürgerlich*, der 1966 bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschien und 1969 vom Deutschen Taschenbuch Verlag nachgedruckt wurde. Er ist wohl das bekannteste und am weitesten verbreitete Werk Hoffs. Das hängt gewiß mit seinem Thema, aber auch mit dem literarischen Umfeld zusammen, in das er sich einfügte, und außerdem weist er Erzählelemente auf, die für die literarische Moderne charakteristisch sind, so daß er auch auf ein geschärftes ästhetisches Interesse stieß. Hoff hat mit seinem Erstling einen bemerkenswerten Beitrag zur literarischen Bewältigung der nationalsozialistischen Vergangenheit sowie ihrer Folgen für die Nachkriegszeit geleistet, indem er ein höchst gesellschaftskritisches, dabei aber keineswegs humorloses Erzählwerk vorlegte, das weder die Dekuvrierung reaktionärer Denkweisen scheut, die in den 60er Jahren noch immer vorhanden waren, noch andererseits besserwisserisch politische Lehren erteilt.

Hoff konfrontiert zwei Sehweisen miteinander. Auf der einen Seite steht der kritische, an seiner Erziehung durch sein opportunistisches Elternhaus in der Zeit des Nationalsozialismus leidende Anton Lumme, sensibler Sohn eines Metzgers, der als Erwachsener vor der auch in der Nachkriegszeit vorherrschenden Scheinheiligkeit seiner Mitbürger flieht und sich aus seiner Heimatstadt zurückzieht. Er hat seine Erfahrungen und Erinnerungen aufgezeichnet und in diesem Konvolut Spießigkeit, Selbstgerechtigkeit und Verlogenheit der Bödelstedter Bürgerwelt zugleich aufgedeckt und in Frage gestellt. Auf der anderen Seite steht sein Schwiegervater, ein ehemals nationalsozialistisch gesinnter und noch immer stramm rechtskonservativer Mittelschullehrer, der diese Aufzeichnungen nach Lummes Tod herausgibt und sie zugleich beständig mit seinen ihm selbst, die Zeiten, die Feigheiten und versteckten Verbrechen rechtfertigenden Kommentaren durchwirkt. Die Konfrontation zweier historischer Phasen, der Nazizeit und der Nachkriegszeit, sowie die zweier

scharf entgegengesetzter Lebensauffassungen mit Hilfe jener konventionellen epischen Technik der kommentierenden Edition gefundener oder zugestellter Aufzeichnungen vermittelt dem Leser nicht nur einen intensiven Einblick in zurückliegende Epochen, sondern fordert ihn außerdem dazu heraus, sich selbst ein Urteil über sie zu bilden.

Damit betrat Kay Hoff ein bereits durchaus erschlossenes Terrain der deutschen Literatur. Wiewohl die ersten Nachkriegsjahre arm an Darstellungen der militärischen, politischen und mentalen Misere Deutschlands zur Zeit des Hitler-Faschismus waren – Carl Zuckmayers Drama *Des Teufels General* von 1946 und Wolfgang Borcherts zuerst als Hörspiel gesendete Heimkehrer-Tragödie *Draußen vor der Tür* von 1947 bilden die Ausnahmen von diesem Befund – erschienen in den 50er Jahren die ersten Romane, welche dieses Thema aufgriffen und es mit den Zuständen im wieder erstandenen, konservativen Nachkriegsdeutschland in Zusammenhang brachten. Wolfgang Koeppens *Tod in Rom* (1954) ist hier an erster Stelle zu nennen, Heinrich Böll legte mit *Haus ohne Hüter* (1954), *Billard um halbzehn* (1959) und *Ansichten eines Clowns* (1963) eine ganze Suite entsprechender Werke vor, und Gerd Gaisers *Schlußball* galt bei seinem Erscheinen 1958 als ein besonders markantes Beispiel für den deutschen Nachkriegsroman, der die auf dem Nationalsozialismus und seinem Niedergang beruhende Wert- und Bewußtseinskrise der Epoche authentisch porträtierte. Hoff folgte mit *Bödelstedt* also einer vorhandenen poetischen Tendenz, aber er tat es auf eine sehr eigenständige und erzähltechnisch bemerkenswerte Weise.

Denn er legt nicht einfach die Lebenserinnerungen eines Mannes vor, der die Zeit des Nationalsozialismus ebenso wie die des Wiederaufbaus erlebt hat, sondern die Memoiren Anton Lummes existieren in drei Fassungen höchst unterschiedlicher Art, und alle kommen zur Sprache. Hoff selbst hatte einzelne Geschichten aus dem Bödelstedt-Komplex in mehreren Erzählungen niedergeschrieben und Mitte der 50er Jahre auch in verschiedenen Zeitungen drucken lassen. Dabei probierte er unterschiedliche Erzählweisen und Erzählformen aus. Bei der endgültigen Planung des Romans im Jahre 1963 griff er auf diese Erfahrungen zu-

rück, indem er den Herausgeber drei Fassungen zitieren und sie miteinander konfrontieren ließ, die erste von 1952 in direkter Ich-Form, die von 1957 in Er-Form und die lediglich aus den Aussagen einiger Figuren bestehende von 1962. Diese letzte folgt in mancher Hinsicht Gerd Gaisers Darbietungstechnik in seinem *Schlußball*, doch erhält sie durch das Zusammenwirken mit den anderen Varianten eine eigene, nämlich eine vornehmlich humoristische Einfärbung.

Zunächst ist jedoch der Perspektivismus hervorzuheben, zu dem das Erzählverfahren Hoffs führt. Er bezieht sich sowohl auf die verschiedenen Wertungen unterschiedlicher Sachverhalte als auch auf die Frage, was von dem Erzählten der Leser denn eigentlich als Faktum betrachten kann und was er als bloße Fiktion einordnen muß. Hinsichtlich der Wertungen wirkt die erste Fassung am direktesten und am wenigsten reflektiert. Man ist geneigt, sie als Autobiographie im eigentlichen und strengen Sinn aufzufassen: Anton Lumme erinnert sich und zeichnet auf, was ihm an Erlebnissen, Begegnungen und Erfahrungen bewahrenswert erscheint, wobei er auch seine Meinungen und Empfindungen direkt und ohne Umschweife ausdrückt: „Als ich fünf Jahre alt war, schnitt mein Vater mir die Locken ab [...] Er kam aus dem Laden, seine Schürze war blaßrot gefleckt, vor allem rechts, wo er sich die Hand abwischte, ehe er das Fleisch in das knisternde Pergamentpapier wickelte. Ich hatte Angst vor meinem Vater und lief in die Ecke neben dem Schrank.“ (S. 27) Anders steht es da schon, wenn in der zweiten Fassung die Ich-Form der Er-Form weicht. Nun spricht der Erzähler von allen Figuren, auch von Anton, in der dritten Person, er erhebt sich über die enge und subjektive Perspektive des Ich hinaus und wird eine Institution jenseits und oberhalb des erzählten Geschehens. Die Erzähltheorie hat uns darüber belehrt, daß ein Er-Erzähler jede Art der Perspektive wählen kann: Er kann das Äußere der Figuren schildern, vermag Einblick in das Innere einer, aber auch in das aller Figuren zu gewinnen, er kennt vielleicht nur das, was die Hauptperson erfährt, aber er kann auch über eine olympische Position verfügen, die es ihm gestattet, alles zu wissen und alles zu erzählen. Zwar erzählt der Er-Erzähler in der zweiten Fassung von Lummes Aufzeichnungen keineswegs alles – sonst wä-

ren alle Fakten geklärt –, aber er weiß durchaus auch solches, das Anton Lumme selbst kaum in Erfahrung bringen konnte. Über die Großmutter, die durch den „Spion“ die Außenwelt betrachtet, lesen wir beispielsweise folgendes: „Zwar verstand sie diese Welt nicht mehr; doch sie sah die vertrauten Umriss der Straße, und wenn die erste Nachmittagsstunde die ziegelgelben Bürgersteige und die grob gepflasterte Fahrbahn still werden ließ, gewannen manchmal im halben Schlummer zwischen den Spiegeln ihre Erinnerungen Gestalt.“ (S. 49) Was im Inneren der Großmutter vorgeht, kann der Enkel nicht wissen, der Er-Erzähler aber durchaus.

Vollends fiktiv wirkt die dritte Fassung der Aufzeichnungen, in der einzelne Figuren auftreten und sich zu Ereignissen und Personen äußern. Es handelt sich dabei ja nicht um Gespräche, sondern in aller Regel um Monologe, die der Erzähler gar nicht kennen kann. Genaugenommen muß man hier eigentlich sogar von einer erzählerlosen Darstellung sprechen. Jedenfalls werden dem Leser Partien unterbreitet, von denen außer dem angeblich Redenden und – wenn es sich um Gespräche handelt, von denen freilich nur die Einlassungen der jeweiligen Figur wiedergegeben werden – dem angeblich Zuhörenden in aller Regel niemand etwas wissen kann. Das ist überdeutlich bei der folgenden Redesequenz, in der der Redakteur Bleich mit der Mutter Antons, gerüchtweise seiner Geliebten, telephonierte: „Natürlich bring ich die Meldung. – Sicher. Aber ruf mich hier bloß nicht wieder an. – Aber das weißt du doch, Süße, das vergesse ich niemals, das kann ich ja gar nicht vergessen, ich schwöre dir –. – Ja, also tschüs. – Ja, sicher, Tschüs. – Ja, bald mal. – Sicher, sicher. – Ja, Süße. – Tschüs auch. – Ja, Küßchen! – Ja. – Nein, ganz bestimmt.“ (S. 236f.)

Rückt man sich vor Augen, daß angesichts der Vielzahl von Figuren und angesichts der drei Fassungen ganz unterschiedliche Meinungen zu ein und demselben Geschehen zum Ausdruck gelangen, liegt es auf der Hand, daß der Leser die Ereignisse und Personen selbst beurteilen und bewerten muß. Dazu zwingt aber vor allem die Tatsache, daß der Herausgeber seinerseits keineswegs neutral, sondern im höchsten Grade Partei ist. Der Roman stellt dies schon im zweiten Satz klar: „Mein Schwieger-

sohn Anton Lumme [...] war keineswegs ganz unbegabt. Ich betone das ausdrücklich – und betone das gleich zu Anfang –, damit mir niemand nachsage, ich sei, als mindestens partiell Betroffener, etwa voreingenommen gewesen” (S. 13). Aber „als mindestens partiell Betroffener” äußert er sich ohne Unterlaß kritisch über seinen Schwiegersohn, dessen Ansichten und Darstellungen, und diagnostiziert schon im zweiten Absatz des Buches bei ihm eine „krankhafte psychische Entwicklung” (S. 13). Keine Einlassung Antons wird kommentarlos präsentiert, so daß der Leser schon selbst entscheiden muß, welcher Äußerung er folgen will.

Mehr noch: Die epische Konzeption des Romans verhindert, daß der Leser zuverlässig über das eigentlich Geschehene in Kenntnis gesetzt wird. Einerseits decken sich nämlich die drei Fassungen auch hinsichtlich der Fakten nicht vollständig, und zumal die Einlassungen der einzelnen Figuren in der dritten Version sind, wie gezeigt, ersichtlich fiktiv und insofern auch hinsichtlich der dort behaupteten Vorgänge und nicht nur hinsichtlich der dort geäußerten Bewertungen und Meinungen keineswegs zuverlässig. Zudem bestreitet der Herausgeber immer wieder einzelne Vorkommnisse, die Lumme zur Sprache bringt, zumal die eigenen Äußerungen und Aktionen in faschistischer Zeit. Vor allem der „Fall Butenschön” bleibt völlig im Dunkel. Denn selbst die Hinterbliebenen sind unterschiedlicher Auffassung über den Tod Butenschöns: Seine Frau ist sicher, daß er ermordet wurde, die Tochter will davon nichts hören und äußert sich widersprüchlich. Einerseits sagt sie hinsichtlich der Behauptung, er sei getötet worden, „ich weiß das, jeder weiß das in Bödelstedt” (S. 85); andererseits gibt sie ihrer Mutter das Folgende zu bedenken: „Wir können nichts tun, Mama, sie haben doch untersucht und gefragt und noch mal gefragt und immer noch mal, sie haben ihn ausgegraben und haben andere Ärzte geholt und Professoren und haben untersucht, was noch da war – und haben sie was gefunden? Kannst du irgend etwas beweisen, als daß du sagst: Es war kein Unfall [...]?” (S. 86) Die Mitbürger sind völlig unterschiedlicher Auffassung, und selbst Anton vertritt in den drei Fassungen seiner Aufzeichnungen unterschiedliche Positionen. In „der ersten Fassung der Aufzeich-

nungen ist von Butenschön nicht die Rede" (S. 95), und die zweite Fassung beschränkt sich auf die Wiedergabe der Fakten, ohne daß Vermutungen oder Behauptungen über die Todesursache geäußert würden. Erst in der dritten verschärft sich Lummes Mißtrauen erheblich. Für die Tatsache, daß der Leser nicht erfährt, was wirklich mit Butenschön geschah, ist natürlich auch von Bedeutung, daß Anton so gut wie gar nicht selbst zu Wort kommt; vielmehr berichtet sein Schwiegervater, der die Mordgerüchte für abwegig hält, was angeblich in Antons Aufzeichnungen steht, so daß der Leser die Geschichte nur durch die Optik des Herausgebers zur Kenntnis nehmen kann: „Um zu einer abschließenden Klärung zu gelangen, wollen wir zunächst einmal ganz sachlich-nüchtern die Prämissen nachzeichnen, die Anton Lumme in seiner Sicht der Gestalten und Geschehnisse für gegeben annahm" (S. 290), „Diese seltsamen, unklaren Geschehnisse versucht Anton Lumme dadurch glaubhaft zu machen" (S. 290), „Anton Lumme nahm nun weiter an" (S. 291) usw. Viele Elemente des Romans verhindern also, daß der Leser zuverlässig erfährt, was wirklich geschehen ist.

Dieses Verfahren, den Leser im Ungewissen zu lassen, hat der Roman der Moderne entwickelt und vielfach variiert. Er antwortet damit auf die Tatsache, daß die Welt undurchschaubar geworden ist, verbindliche Maßstäbe verloren gegangen sind und sich das Leben so oder so oder noch anders darstellt. Alles scheint möglich zu sein. Franz Kafka beispielsweise läßt in dem Roman *Der Proceß* ebenso offen, was es mit der Gerichtswelt auf sich hat, wie in seinem Roman *Das Schloß*, welche Funktion die dort alles beherrschende Bürokratie besitzt. Robert Musil stellt ins Zentrum des unvollendeten Romans *Der Mann ohne Eigenschaften* einen als „Möglichkeitsmensch" bezeichneten, vergeblich Orientierung suchenden Intellektuellen, Thomas Mann rückt in seinem *Doktor Faustus* einen Erzähler in den Mittelpunkt, der der erzählten Geschichte überhaupt nicht gewachsen ist, weil er sie selbst nicht versteht und daher entstellt, und auch Gerd Gaiser läßt dadurch, daß in seinem *Schlußball* gar kein Erzähler wirksam ist, sondern ausschließlich Figuren auftreten, offen, was genau geschehen ist. Denn es fehlt die objektiv vermittelnde Instanz. In der Geschichte des deutschen Romans der Moderne

wurden viele andere, auch durchaus kompliziertere Techniken entwickelt, die Verlässlichkeit des Faktischen zu unterminieren und offen zu lassen, wie sich die erzählte Geschichte wirklich abgespielt hat. Aber Hoffs Erzähltechnik zeigt sich fraglos auf der Höhe der Entwicklung, die der moderne deutsche Roman bis zum Erscheinen von *Bödelstedt* genommen hat.

Darüberhinaus jedoch präsentiert sich seine Geschichte auch als humoristisches Werk, das trotz seiner unverkennbar gesellschaftskritischen Stoßrichtung und seiner erzählerischen Artistik die Unterhaltung des Lesers keineswegs scheut. Natürlich hat man an den Verhaltensweisen und Eigentümlichkeiten der Figuren seine Freude, den Intrigen und Seitensprüngen, der Wichtigtuerei und Selbstverknennung manches Kleinbürgers in Bödelstedt. Aber von entscheidender Bedeutung sind doch jene Partien, in denen sich die Figuren, wie in der dritten Fassung, direkt artikulieren. Diese Version von Lummes Aufzeichnungen bildet ein Arsenal ungewollt witzig wirkender Einlassungen, die den Leser immer wieder vergnügen und erheitern. Das gilt für die meist schwadronierenden Ergüsse fast aller Figuren. Besonders aber gilt es für die Redekaskaden Tante Tines: „Der Kramer war auch so einer und machte damals einen Protest gegen die neue Regierung und stand auf dem Marienplatz mit einem Schild, das war eine Beleidigung für unsere Regierung, die nur das Beste wollte, es ging doch dann aufwärts, und Deutschland wurde wieder zu einer Furcht für alle Völker, wer konnte sich vorher denn noch einen richtigen Braten leisten?“ (S. 38) Ohne die Regeln einer logischen Gedankenfolge zu beachten, mitunter auch jenseits grammatikalischer Normen reiht sie Impressionen und Erinnerungen aneinander und beschließt ihre Tiraden besonders gern mit einem Bibelspruch, wie an der folgenden Stelle, mit der sie den Bericht über den Tod August Lummes, Antons Vater, abschließt:

[...] August war immer ein ehrlicher Kamerad, da sollten sich alle eine Scheibe von abschneiden, und besonders die Jugend von heute – sie haben Augusts Ehre gejagt wie ein wundes Reh und sein Herz hat schließlich versagt, aber er lebt nun weiter in unseren Herzen als ein Mann der Ehre, Zähne zusammen und durch – Fritz Meyerbeen hat das so schön gesagt, zuletzt hat er selber

geweint. Und sogar der schreckliche Mensch vom ‚Boten‘ hat eine Schaufel Erde geworfen und hat uns die Hand gedrückt, mir war das so unangenehm, ich weiß doch Bescheid, wie es war mit dem Medaillon, aber er hat was Schönes geschrieben im ‚Boten‘, das muß ich ja sagen, das war schön und gerecht, wie da spricht der Prophet Hosea im 10. Kapitel, Vers 12: Sät euch Gerechtigkeit und erntet Liebe, und alle haben gesagt, ja, August, das war noch einer – (S. 298)

Der vorliegende Text folgt der Erstausgabe sowie dem Nachdruck. Druckfehler wurden korrigiert.

Jürgen H. Petersen